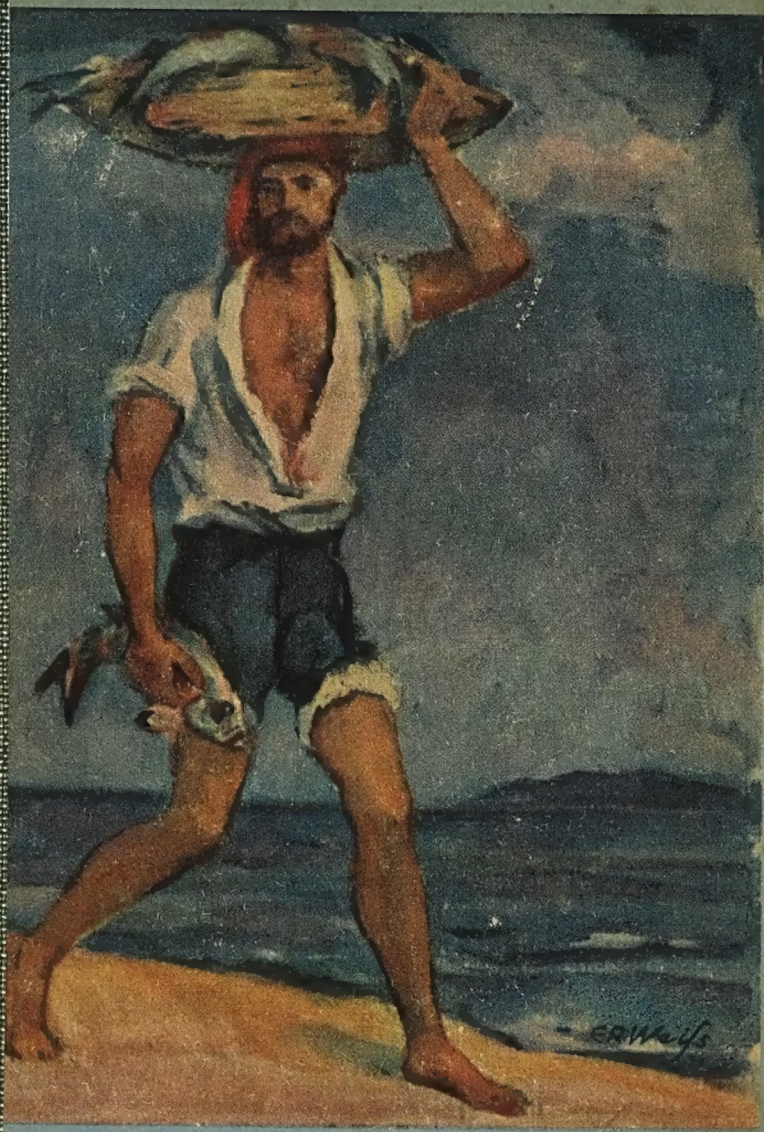


26

DAS 40. JAHR

S. FISCHER VERLAG

VANDERBILT UNIVERSITY
3 0081 032 693 230

JEAN AND ALEXANDER
HEARD LIBRARY

From the library

of

Dr. Ernst Waldinger

(1896-1970)

[illegible]
1926

DATE DUE

Demco, Inc. 38-293

DAS VIERZIGSTE JAHR

1886–1926

S. FISCHER VERLAG
BERLIN

Dieser Almanach — im Oktober 1926 anläßlich des vierzigjährigen Verlagsbestehens erschienen — enthält zahlreiche Originalbeiträge, ferner Texte aus den Novitäten von 1926, zwölf Bildnisse und ein Verzeichnis der lieferbaren Werke.

Das Einbandbild wurde nach einem Gemälde von E. R. Weiß in siebenfarbigem Offset wiedergegeben. Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Elftes bis dreizehntes Tausend, November 1926

Alle Rechte vorbehalten. Copyright 1926 by S. Fischer Verlag A.-G. in Berlin

INHALT

ERSTER TEIL

Die vierzig Jahre

*Arthur Eloesser, Vierzig Jahre 11
*Die Bibliothek der vierzig Jahre, eine Zusammenstellung durch Oskar Loerke 26
*Rudolf Kayser, Die Neue Rundschau 74
*S. Fischer, Bemerkungen zur Bücherkrise 80
*Julius Elias, Fischer 86
Julius Bab, Shaws Werdejahre 94
Rudolf Kayser, Der sechzigjährige Richard Beer-Hofmann 100

ZWEITER TEIL

Beiträge

*Gerhart Hauptmann, Mary 105
*Alfred Döblin, Ferien in Frankreich 122
*Moritz Heimann, Aphorismen aus dem Nachlaß 132
*Alfred Kerr, Aus einer unvollendeten Oper für Richard Strauß 135

*Thomas Mann, Einleitung zum Roman „Der Geheimagent“ von Joseph Conrad 141
*Bernard Shaw, Überlegungen 157
*W. E. Süskind, Herman Bang und wir 159

*Die mit * bezeichneten Beiträge sind hier zum erstenmal gedruckt*

DRITTER TEIL

Aus unseren neuen Büchern

Anmerkungen zu Alice Berend, Das verbrannte Bett . 169
Oscar Bie, Lied und Liebe 169
Anmerkungen zu M. J. Bonn, Das Schicksal des deutschen Kapitalismus 173
Laurids Bruun, Ikala und das Kind 173
Joseph Conrad, Tropenfieber und Meeresstille 177
Richard Dehmel, Aus dem Tagebuch 195
Otto Flake, Eine Berliner Firma 199
Peter Flamm, Ich? 202
Frank Harris, Unterwasserarbeit des Knaben 207
Hermann Hesse, Abend in Cremona 213
Julius Hirsch, Bemerkungen zum Weltkohlenproblem . 222
Arthur Holitscher, Besuch bei Gandhi 227
Johannes V. Jensen, Die nordische Frau 234
Alexander Lernet-Holenia, Boris Godunow meditiert . . 237
Oskar Loerke, Die Vogelstraßen 238
Anmerkungen zu Thomas Mann, Unordnung und frühes Leid 239
Anmerkungen zu Thomas Mann, Pariser Rechenschaft 240
Sophus Michaelis, Das Himmelsschiff 241

George Moore, Pariser Geschichten 242
Jacob Paludan, Der Strand bei Sandhagen 243
Iwan Schmeljow, Iljas Kindheit 248
Arthur Schnitzler, Die Maskenleihanstalt 252
Jakob Wassermann, Die Heimkehr der Mutter 260

Die Autoren der vierzig Jahre 267

Verzeichnis der Neuerscheinungen 1926 und der lieferbaren Werke

VERZEICHNIS DER BILDNISSE

S. FISCHER
OSKAR LOERKE
HERMAN BANG
ELLEN KEY
BERNARD SHAW
RICHARD BEER-HOFMANN
JOSEPH CONRAD
FRANK HARRIS
ARTHUR HOLITSCHER
ALEXANDER LERNET-HOLENIA
JACOB PALUDAN
IWAN SCHMELJOW

ERSTER TEIL

DIE VIERZIG JAHRE

ARTHUR ELOESSER

Vierzig Jahre

Vor fünfzehn Jahren war es Moritz Heimann, der mich für den Verlag S. Fischer aufforderte, zum „Fünfundzwanzigsten Jahr" den einleitenden Artikel zu schreiben. Bis zum vierzigsten Jahre hat er es nicht mehr ausgehalten, und es wird's ihm auch keiner von uns gewünscht haben. Heimann starb, als es für ihn auf diesem Stern, wie Heinrich von Kleist vor seinem Abschiede sagte, nichts mehr zu lernen und zu erwerben gab. Von seinen Erwerbungen teilte er uns immer mit vollen Händen mit, und wir haben noch in seinen furchtbaren Leidensjahren von ihm gelernt, die er uns mit einer letzten Güte erträglich zu machen suchte. Heimann war ein Weiser, wenn wir darunter einen Menschen verstehen, der unter allen Umständen ein Erwerbender und Lernender, also ein Dankbarer bleibt und von dem wir das Gefühl haben, daß er jeden Morgen in einem neuen Aufbruch zu einem wenigstens geahnten Ziele begriffen ist. Jede Persönlichkeit hat ein Ziel und ist ein Ziel, woher auch ihre Gedanken aufbrechen und in welcher Verstreutheit sie zu wandern scheinen. Soviel Gegenwart er hatte, so sehr er in seiner Zeitschicht die zeitlose Tiefe seines Denkraums fand, es war das Ehrwürdige, das Anfängliche an ihm, daß seine Gedanken wanderten, daß sie uns mitnahmen und vom Fleck brachten in einer brüderlichen Kette. So hat er unmittelbar gewirkt, so können wir, die seine Hand fühlten, die sein Wort zuerst empfingen,

uns fast vorstellen, daß er auch ohne seine Schriften auf uns gewirkt hätte, wie wertvoll immer sie der Nachwelt bleiben mögen. Wir können uns den Mann, der so viel Literatur gemacht, der unendlich mehr geprüft, gewertet, gefördert hat, auch ohne Literatur vorstellen. Und das dürfte der echte Aktivismus sein, der erkennend immer handelt, der die Gemüter mitbewegt, der vor allem Verantwortlichkeit schafft in der beweglichen, leicht um sich selbst bewegten, in der auch müßig trügerischen Welt des Wortes.

Es ziemte sich, Heimanns zuerst zu gedenken; indem wir seiner gedenken und den 22. September 1925 auch hier mit einem Kreuz bezeichnen, fühlen wir wohl nicht ohne Genugtuung, daß alle dem jetzt vierzigjährigen Verlag S. Fischer Verbundenen, von den Alten zu den Jungen, von den Toten zu den Lebenden, eine Art Familie bilden, wenn sie auch schon mit Generationen rechnet und wieweit sie sich auch über Europa, über die Welt verzweigt hat.

Die Familie braucht eine Patria potestas, ein persönliches Oberhaupt, das die Bürde und die Würde der umfassendsten Sorge trägt, das die Ehre von gemeinsamen Erinnerungen bewahrt und an ihr das Maß der immer neuen Verpflichtungen nimmt. Der Mann, der dem Verlag S. Fischer seinen Namen, seinen Sinn, seine Gesinnung gegeben hat, ist noch lange kein müder Patriarch, kein enttäuschter Erzvater, der Milch und Honig im einst gelobten Lande knapp geworden findet. Über das Aufkommen der Saaten, über die Fülle der Ernten kann kein Mensch gebieten; seine Sache ist die Pflege des Bodens, der sich immer seine geheimnisvolle, seine eigensinnige und eigenwillige Geschichte vorbehält. Seine Sache ist die Verantwortlichkeit, die Verpflichtung durch das eigene Werk, von der er nicht entlastet werden kann, und ich meine damit mich einem Problem zu

nähern, das uns heute in viel weiterem Umfang als früher umfaßt.

Der Staat, wie Thomas Mann in seiner Rede über die Republik sagt, ist uns zugefallen, uns, den Geistigen, die sich früher so wenig um ihn kümmerten, wie er sich um sie kümmerte. Wir müssen aus dem Staat eine bessere, wir müssen aus ihm unsere eigene Sache machen. Wir alle, die wir auf die verschiedenste und persönlichste Weise Demokraten sind, müssen uns mit der Verantwortlichkeit und der Würde von Regierenden erfüllen, dürfen uns von keiner Haftbarkeit für das Ganze freisprechen. Dies scheint mir der Sinn der Republik zu sein, die sich wiederum dadurch beweist, daß in ihrem Umfang alle Bildungen sozialer, politischer, wissenschaftlicher, künstlerischer Art auf natürliche Weise wiederum die Zeichen republikanischen Wachstums tragen.

Deutsche Dichter und Denker haben mehr als einmal von einer Gelehrtenrepublik geträumt, die nicht nur eine geistige Produktivgenossenschaft, sondern unter Ausschließung des Verlegers auch in jeder praktischen Hinsicht Selbstverwaltung sein sollte. Wir sind froh, unseren Präsidenten und Organisator des Erfolges zu haben. Der Verlag S. Fischer ist nicht die deutsche Gelehrtenrepublik, aber er ist eine der beträchtlichsten unter mehreren, die noch mehr sein sollten. Wer an ihm mitwirkte, hat eine Nachwirkung innerhalb seiner natürlich gewordenen Organisation hinterlassen, hat sich in einem Rate Geistiger Arbeiter, wie wir heute gern sagen, Sitz und Stimme vorbehalten. Charakter zeigt sich an der Kraft der Anziehung wie an der Fähigkeit der Abstoßung; ohne die Grenze einer Ausschließlichkeit vollzieht sich keine organische oder persönliche Bildung. Bei allen Verschiedenheiten des Temperaments, der geistigen Ausrichtung, der sozialen Her-

kunft, der nationalen Abstammung und auch der Generationsmerkmale, es ist mehr als die Gemeinschaft desselben Prospektes, die Ibsen mit Hauptmann, Schnitzler mit Shaw, die Thomas Mann mit Herman Bang, die Oskar Loerke mit Richard Dehmel und die auch noch Döblin mit Wassermann verbindet. Mögen auch einige von unsern jüngeren Freunden finden, daß der Faden, der durch alle diese Gespinste hindurchgeht, nicht mehr rot genug ist, Blut ist dicker als Wasser, beweisender als Tinte — es ist eine Wahlverwandtschaft, eine Blutsverwandtschaft von schaffenden, bewegenden und eben durch die Bewegung erhaltenden Geistern, die das Höchstpersönliche mit dem Höchstverantwortlichen gleichgestellt haben.

Als ich im „Fünfundzwanzigsten Jahr" meinen Rückblick machen durfte, war von Republik und Demokratie und von Politik im eigentlichen Sinne nicht die Rede, sondern wohl immer von Kultur, von Zusammenstimmung unserer Erwerbungen und Eroberungen, von Vererbung und Veredelung unseres Besitzes. Nach einer kämpferischen Epoche, die wir heute noch mit gutem Grunde als literarische Revolution bezeichnen und die bis heute unser Grund geblieben ist, glaubten wir damals an einem hellen, warmen Mittag angekommen zu sein, an dem man es sich schon etwas bequem machen durfte. Die Literatur hatte die Wirklichkeit, oder was wir so nannten, zurückerobert, hatte sich ebenso voraussetzungslos und darum beweisfähig gezeigt wie ihre Schwester, die Wissenschaft; der jugendlich kämpferische Naturalismus hatte sich als Bruder des Sozialismus bewährt. Ja, es gab eine Zeit, wo Orient und Okzident nicht mehr trennbar schienen, wo man selbst Dostojewski und Zola als Arbeiter an demselben zivilisatorischen Werk ansah.

Das große europäische Gewitter war fruchterwekkend auf unserm eigenen Boden niedergegangen. Als der junge Hauptmann nach dem Eisriesen Ibsen auftrat, roch es überall nach Frühling, und das literarische Klima in Deutschland begann sich bis zur Üppigkeit zu erwärmen. Ein einziges Jahr brachte die Weber von Hauptmann, Frühlings Erwachen von Wedekind und die Blätter für die Kunst von Stefan George. Noch jeder Naturalismus hat seine Romantik hervorgebracht: sie entsteht notwendig durch die Verfeinerung seiner Mittel und Instrumente. Wer das Gesicht wiedergefunden hat, wird auch mit dem inneren Auge sehen wollen. Wer die Wirklichkeit will, wird sie immer mehr auch im Immateriellen, in allem, was uns schon bewegt oder noch bewegt, entdecken müssen, in unsern Erinnerungen und Überlieferungen, in unserm Träumen und Wunschvorstellen. Die alten Zeiten mußten ihre Schönheiten wieder hergeben, die verschlafenen Masken wieder tanzen, und über allen Festen der Vergangenheit wurden Fackeln angezündet. Der Tod war wie das Leben durch den Naturalismus zu einem physiologischen Vorgang herabgesetzt worden, nun führte er wieder Tanz und Rausch und übernahm noch einmal die romantische Rolle des eigentlichen Genius und Musageten aller Poesie. Der Tod lehrte die Kostbarkeit des Lebens, ließ uns alle je erworbene Schönheit sammeln, um den einzigen Augenblick zu schmücken, der uns hier zwischen zwei Unendlichkeiten gehört.

Damals vor fünfzehn Jahren lebten Naturalisten, Romantiker, Symbolisten recht friedlich nebeneinander. Das alte Europa schien im Materiellen und im Geistigen reich genug, um sich diese üppige literarische Vegetation leisten zu können, und unser Verlag glich einem großen botanischen Garten, in

dem nördliche und südliche Gewächse sehr schön nebeneinander und gegeneinander standen. Berlin beherrschte ein Sprachgebiet von über achtzig Millionen Seelen, die ihre Aufnahmefähigkeit und Anziehungskraft nicht nur durch zunehmende Wohlhabenheit und Behäbigkeit, sondern auch durch Ausgleichung und Verdichtung früher auseinanderstrebender Tendenzen gesteigert hatten. Die Hauptstadt des großen germanischen Hauses schien zu einem Sammelbecken von Kulturen bestimmt, zur Hegemonie wenigstens über eine kontinentale Zone, die schon viele Breitengrade europäischen Gemeingefühls umfaßt. „Es bildet sich etwas wie der Wille zu einer großen Kultgemeinschaft," schrieb ich damals, „die Erwartung eines neuen Mythos, die Vorstellung von einer Zusammenfassung der schaffenden Kräfte, einigendes Vertrauen zum Leben, die Lust es zu formen, der Mut zu neuen Liedern und Tänzen."

Ich schrieb auch, daß die damals auftretende Generation, ohne Radikalismus und Pessimismus, sich nicht benachteiligt fühlte, nur weil sie auf die Welt gekommen war, und ich hätte schon ein Jahr später diese Meinung wieder zurückziehen müssen. Es war im Jahre 1912, als ein seltsamer Vogel wieder neuen Sturm ankündigte. Reinhard Sorge schrieb den Bettler, und S. Fischer verlegte das Werk, in dem sich etwas von unsrer noch gebliebenen Sehnsucht nach einem neuen Kult, nach einem chorischen Zusammenklingen erfüllte, in dem uns aber, die wir schon in das väterliche Alter traten, auch verkündet wurde, daß wir mit unsern vielseitigen Erwerbungen, mit unsrer Vorurteilslosigkeit, mit unsrer Gepflegtheit, mit unsrer Billigung dieser Welt den Söhnen nichts hinterlassen hatten. Der junge Mensch, der da aus nichts als aus seiner Armut und Einsamkeit

hervortrat, tötete seine Eltern, segnete ihre Gräber und rechtfertigte sich vor den Sternen in einem Augenblick, da eigentlich die Polizei hätte kommen müssen. Vor allem aber, das eine, das wir Alle von allen Richtungen gepflegt hatten, die Sukzession der Ereignisse, die Kausalität war aufgehoben, und das Ganze der Vision schien auf eine Fläche gemalt, die sich im Streit gegen alle Möglichkeiten der Technik mit einem Male aufzurollen verlangte. Der Expressionismus war angesagt mit dieser Verkündigung, über die er schließlich kaum hinausgegangen ist. Der Mensch, der sich als Produkt natürlicher und historischer Voraussetzungen empfunden hatte, machte nun seine Unabhängigkeitserklärung gegen die Geschichte und gegen die Natur. Aus dem Objekt schuf er sich zum Subjekt, nicht nur zum Maß, sondern auch zum Ursprung aller Dinge. Das Kunstwerk, sagt Goethe, ist ein Produkt des Geistes — so lautete der expressionistische Kanon, aber, fügt derselbe Goethe hinzu, als solches auch ein Produkt der Natur — und so lautete der expressionistische Kanon wieder nicht.

Der Verlag S. Fischer ist vor diesen Neuerern durchaus nicht so weit zurückgeschreckt, wie man ihm manchmal nachsagt; er brachte längst vor dem Kriege auch Georg Kaiser und Kornfeld, mitten im Kriege Reinhard Goering, nachher Bronnen und H. H. Jahn, und er hat die „Erhebung" veröffentlicht, einen auch durch sein Negatives wichtigen Sammelband, den die Generation der neuen Subjektivisten und Superlativisten als merkwürdiges literarisches Denkmal hinterlassen hat. Ich bedaure, daß dem Verlag der Nachlaß von Georg Heym entgangen ist, der aber ein Bruder von Rimbaud und durchaus kein Expressionist war. Wenn die Verbindung des Verlags mit jener Generation wieder

und wieder unterbrochen wurde, so lag es an dem Verlag, an einer instinktiven und logischen Abwehr gegen Stürzende, die in ihrer Explosivität vielfach etwas Einmaliges hatten, die nicht die Dauerbarkeit allmählichen Wachstums versprachen. So lag es an jener Generation oder Partei, die mehr diktatorisch als schöpferisch aufgetreten ist, die mehr aus Forderungen als aus Leistungen bestanden hat. Alfred Döblin ist recht gut in die größere Familie hineingewachsen, soweit ihm auch gegen unbequeme Verwandte zu räsonnieren erlaubt sein mag. Nur Doktrinäre schließen sich aus, die schöpferischen Persönlichkeiten beweisen sich auch durch ein friedliches Nebeneinanderwohnen oder mindestens durch die gelassene Neutralität aus den Fernen ihrer eigenen Reiche.

Jene Generation war wichtig, nicht durch ihr Werk, sondern durch ihre geistige Verfassung, durch den Angstzustand, der zur Empörung wird, durch das Gefühl der Verwaistheit in einer Welt, die ihr keinen Boden gab und die wir, auch für unsere Nachfahren, schon so wohlig eingerichtet glaubten. Die Jugend fühlte den Boden unter sich wanken, fühlte eine Katastrophe herankommen, und man kann fast sagen, daß sie sie mit ihren Verkündigungen herbeigewünscht, mit dem Splitterregen ihrer Explosionen vorgebildet hat.

Hatten wir, die wir von der Entdeckung der Wirklichkeit ausgegangen waren, denn nicht in der Welt gelebt? Ich sagte, daß in meinem damaligen Rückblick von Demokratie und eigentlicher Politik nicht die Rede war, und es mußte wohl auch nicht sein. Alle, die damals das geistige Deutschland darstellten, die sich der europäischen Seele teilhaft machten, waren von dem Gefühl sozialer Verantwortung ausgegangen, um diese Gesinnung immer mehr ins rein

Menschliche auszuweiten, um den Widerstreit von Einschaft und Gemeinschaft immer mehr zu schlichten. – Das Glück des nationalen Lebens mit allen Poren empfindend, so ungefähr sagt Gerhart Hauptmann in der Gedenkrede auf Richard Dehmel, wurden wir im rein Menschlichen groß. Thomas Mann in seiner Rede für die deutsche Republik hat wahrlich keine Mühe mit dem Nachweis, daß sein Weg von der Einsamkeit zur Gemeinsamkeit gegangen ist, und auch ein Stefan George beansprucht sehr eifrig die Anerkennung, daß er aus seinen marmornen Versen keinen Block geformt habe, in dem nicht Gemeinschaftsschicksal symbolisch vorgebildet wäre. Und war nicht auch Wedekind ein sozialer Apostel, Anwalt von Erniedrigten und Beleidigten und fast Gründer einer sehr eigenen Heilsarmee? Als eigentlichen Politiker hat sich allerdings außer Heinrich Mann kaum einer aufgeführt oder auch nur gefühlt. Der Staat, nach vielen dummen und lächerlichen Verfolgungen der Richtungen, die ihm nicht paßten, ließ schließlich bis auf einige Rückfälle gewähren, weil es ihm so gut ging, weil wir trotz allen Dissenters in Kunst und Literatur immer reicher und furchtbarer in der Welt wurden. Künste und Wissenschaften ließen schließlich den Staat gewähren, weil es ihnen auch gut ging, weil sie in ihrem eigenen, schon so großen und gemächlichen Hause für sich leben konnten. Es gab ein Unterhaus der Politik, die trotz allen militärischen Bekleidungsstücken nur noch Wirtschaft war, und es gab ein Oberhaus des geistigen, des künstlerischen, des schöpferischen Daseins mit seiner eigenen Hierarchie und mit einer Verteilung der Würden nach gegenseitiger Schätzung. Wenn je ein Reich zerrissen oder, was schlimmer, schon fast schmerzlos glatt halbiert war, so war es Deutschland in die beiden Deutschland der Macht

und des Gedankens. Und da, wo man dachte, forschte, bildete, wo man im rein Menschlichen lebte, da hielt man sich wohl des freundlichen Glaubens, daß die eine Hälfte die andere allmählich überzeugen, sittigen, erziehen, zu sich herüberziehen würde.
Der Krieg, der anfänglich in einer tragischen Schicksalsempfindung die beiden Hälften zu verschmelzen schien, hat uns dann furchtbar aufgeweckt. Hatten unsere Denker und Dichter so tief geschlafen und waren nur die Jüngeren aus unruhigen Nächten zeitig aufgestanden, die dann die Revolution empfingen und die den Geist politisierten? Ich will mich nicht zu weit verlieren hinter der Frage, ob wir überhaupt eine Revolution gehabt haben. Wenn wir eine revolutionäre Literatur bekamen, so kommt für mich nur die in Betracht, die sich schon vor dem Zusammenbruch des Reiches in Beschwörungen, in Angstvorstellungen, in visionär vorwegnehmenden Katastrophen angekündigt hatte. Was nachher kam, ist kaum noch Literatur gewesen, und was daran revolutionär schien, bedeutet kaum mehr als eine Verschärfung unseres Tones, den wir junge Menschen führten, als wir, noch unter dem Sozialistengesetz, ins Volk gingen. Deutschland sollte ganz östlich oder ganz westlich sein; es wird sich damit begnügen müssen, in der Mitte des Abendlandes zu bleiben, das leidende Herz Europas. Es gibt auch eine Inflation in der Literatur, in geistigen Werten. Als sie aufhörte, ihre Blasen zu werfen, die wenigstens nicht ohne Geräusch zerplatzen wollten, wurde es so still um die letzte Generation, daß sie sich selbst sogar fragen mußte, ob sie überhaupt existiert habe nach dem furchtbaren Verlust an Jugend und Mut auf den flandrischen Schlachtfeldern. Unser Verlag hat die Jungen nicht ignoriert, hat es, man darf wohl sagen, mindestens aus Pflichtgefühl, mit

ihnen versucht, wie besonders aus einigen Jahrgängen der „Neuen Rundschau“ hervorgeht. Die Tür steht noch offen, aber sie wird wenig benutzt; vielleicht wird es besser sein, für die neue Familie, wenn sie eine werden sollte, einen eigenen Anbau zu errichten, in dem sie sich ganz ohne Scheu vor älteren und betitelten Leuten einrichten kann.
Diese älteren Leute waren zu neuem Ansehen gekommen, als uns das Schwert entwunden, als unsere Wirtschaft gebunden war, als Deutschland sich darauf besinnen mußte, wessen es mächtig und wodurch es immer noch mächtig war. Es bedeutet keine Prestigesucht, wenn der sechzigjährige Gerhart Hauptmann mit einem unerwarteten Schwung gefeiert wurde. Man hatte sich schon vorher zu ihm zurückgefunden, als wir den Florian Geyer in Not und Schmerzen als ein sehr zeitgemäßes, als ein tragisch deutsches und dadurch heilkräftiges Werk wieder entdeckten, als wir etwa aus den Ratten, die nur als Nebenwerk mitzulaufen schienen, mit nun geschärftem Ohr Töne einer Prophetie hörten, die wir bis dahin etwas leichtsinnig überhört hatten. Es bedeutet auch keine Prestigesucht — schon das Echo in der Welt beweist das Gegenteil —, wenn wir Thomas Manns „Zauberberg“ mit froher Genugtuung empfingen, wenn sogar die Liebhaber von Kino und Radio ihre Zerstreuungen für ein Werk unterbrachen, in dem auf gut deutsch und gründliche Weise nur von der Entwicklung eines jungen Mannes zum Menschen die Rede ist. Die Welle flutete wieder zurück. War es eine Reaktion?
Es war wohl nur eine Flucht zu den Geistern, die uns Aussicht, zu den Gemütern, die uns Heimat gaben und von denen wir wieder wußten, daß sie an unserer Bildung mitgearbeitet haben. Sind sie Politische oder sind sie Unpolitische. Es sind Wirkende,

es sind Bildende. Wer sich ihnen ergeben hat, wird nicht nur an Kanonen und Dividenden glauben, wird sich nicht mit jenen wilden Völkerschaften mischen, die sich wieder in Bärenfelle hüllen und um die Wotanseiche tanzen. Ich habe nur zwei Namen statt mehrerer genannt, die wir als Wirkende, als Bildende anerkennen müssen und die sich daher Zeit lassen dürfen. Die darum auch einmal den Zuruf einer unsrer so kurzlebigen Generationen entbehren können. Alles in allem – unser Verlag, der einmal wie kein anderer als moderner galt und diesem Ursprung auch noch nicht entgegengehandelt hat, scheint mir für Leute gemacht, die in ihrer Entwicklung wie in ihrer Auswirkung ein wenig für die Dauer gebaut sind, und ich höre von den Allerjüngsten zuweilen eine Anerkennung, die uns mit ihren Verwahrungen immer noch wohltun kann: ihr unsere Väter und fast Großväter seid ja recht rückständig, recht bürgerlich, ihr habt eure Sache ohne unsere Erleuchtungen, ohne unsere Grundsätze nicht gut gemacht, aber ihr habt das Glück gehabt, mit fruchtbareren Persönlichkeiten, mit stärkeren Kerlen aufzuwachsen. – Ja, dieses Glück haben wir gehabt. Und die Verpflichtung, es verdienen zu müssen, hat uns vielleicht einigen Charakter gegeben.

Unser Verlag ist vor vierzig Jahren aus einer literarischen Revolution hervorgegangen. Seine Zeitschrift, Organ einer Bergpartei, hieß damals „Freie Bühne für modernes Leben". Also für das Leben, nicht für die Literatur. Also konnte er nicht jakobinisch und auf einem Programm haften bleiben. Unser Verlag von ursprünglich norddeutschem und nordischem Ursprung zeigte sich elastisch genug, um die Verkünder eines neuen romantischen Lebensgefühls, um die südlicheren Naturen der Schnitzler,

Hofmannsthal, Beer-Hofmann, Altenberg an sich zu ziehen, und er war nie so international, um nicht so verzweifelt deutschen Gemütern wie den Hermann Hesse und Emil Strauß aus der schwäbischen Garten- und Weinlandschaft noch ein Heim bieten zu können. Wie er Theodor Fontane als echten Ahnen der Seinigen in die Familie hineinbezog, so hätte er auch Gottfried Keller vertragen. Wer stetig vorwärts geht, findet Enkel und findet Ahnen. Es ist auch innerlich begründet, daß das Werk Walt Whitmans ihm gehört, des mächtigen Stromvaters, aus dem so viele lyrische Flüsse entsprungen sind. Von Meredith und Moore gelangte er zu Oscar Wilde dem Märtyrer und zu Bernard Shaw dem großen Rechthaber, der durch Deutschland sein europäisches Exil gefunden hat. Von Ibsen und Björnson ging es zu Peter Nansen, zu Herman Bang und J. V. Jensen in der alten skandinavischen Anhänglichkeit. Wir müssen in der Welt wieder heimisch werden. Aage Madelung jagt im Kaukasus, Döblin reist in Polen, Kerr sieht in Neuyork zu den Wolkenkratzern auf, Holitscher hängt noch eine Harfe am Jordan auf und eine an dem ebenso heiligen Ganges. Die Welt will wieder zu sich kommen nach der blutigen Selbstzerfleischung. Die Zeitschrift, an die wir alle dichtend oder sichtend etwas von dem Unseren gaben, hat sich eine Art von Auswärtigem Amt eingerichtet, an das die durch Talent und Ruf beglaubigten Vertreter anderer Länder ihre Botschaften gelangen lassen von ihrem eigenen Wesen und von ihrem gemeinsamen guten Willen. Hoffentlich gelingt es diesmal; wir sind nicht gewillt, uns nur noch von denen regieren zu lassen, die daraus eine sehr geheime Kunst gemacht hatten. Ein französischer Minister hat die Schriftsteller mit einem feinen und verpflichtenden Wort als die „Avant-Diplomates“ gerühmt.

Über das, was nur Literatur ist oder scheint, hatte die „Neue Rundschau" schon lange hinausgegriffen, auch bevor Walther Rathenau sein Problem der Ethisierung der Wirtschaft mit so leidenschaftlicher Zähigkeit vortrug. Die Erschütterung der Welt gab uns Probleme genug auf, von denen nicht alle Musen wußten. Zwischen reinen Wirtschaftlern finde ich Ernst Troeltsch, der die Reformation noch einmal reformieren wollte, und Leopold Ziegler, der unsere religiöse Sehnsucht in Gestalten deutete, und Max Weber, der für alle Aufgaben Deutschlands und der Zeit ein kaum schon entsiegeltes Testament hinterließ.

Ich habe hier keine Bibliographie anzulegen, ich habe nur in einem Augenblick, den wir ein wenig festlich haben wollen, meine alte Anhänglichkeit an einem Wachstum auszudrücken, das sich aus starken erdhaften Wurzeln so reich und immer noch fruchtversprechend verzweigt hat. Der Augenblick ist günstig, trotz allem; denn wie schwer auch das gesamte Verlagswesen von allgemeiner wirtschaftlicher Depression bedrückt wird, wir haben die schlimmsten Jahre hinter uns, da das alte Treuverhältnis zwischen Verleger und Autor erschüttert schien, da das Talent und die Arbeit des Schriftstellers zu allerletzt valorisiert wurde. Am vierzigsten Geburtstag seines Verlags dürfen wir unserm Freunde nachsagen, daß er von dem Unrecht, das ihm das bloße Recht gab, keinen Gebrauch gemacht hat, daß er seiner eigenen Selbstverpflichtung treu geblieben ist als Kaufmann, als Mäzen und als Freund. So hat er den idealen Verleger im „Fünfundzwanzigsten Jahr" bezeichnet. Ich nehme an, daß der in den letzten fünfzehn Jahren des Kriegs, der Revolution, der Inflation um schwere Erfahrungen und Sorgen Bereicherte sich hier selbst äußern wird, besonders

über das heute soviel umstrittene Schicksal des deutschen Buches, soweit es von denen, die es unter ihren Namen hervorbringen, überhaupt bestimmt werden kann.

Schon in dem damaligen Almanach ist unser Freund recht prophetisch geworden, wenn er sich die notwendige Demokratisierung des Buches und des Buchhandels, allerdings mit dem ergänzenden Vorbehalt auch einer Aristokratisierung auf der andern Seite, vorstellte. Die deutschen Verleger, die, die Überproduktion der Inflationszeit bedauernd, ihre Unternehmungslust heute einschränken müssen, haben leidige Muße gewonnen, um über das Problem des Buches nachzudenken, das in dem der allgemeinen Rationalisierung aller Wirtschaft aufgehen soll. Unser Freund trägt sich mit diesem Problem, das er für seinen Beruf wie für uns ausdenken muß; bei all seiner bewährten Ratio bleiben wir aber der fröhlichen Sicherheit, daß seine Persönlichkeit sich etwas Irrationales erhalten wird. Das ist die immer noch leidenschaftliche und trotz allem Pessimismus der Erfahrung immer wieder jugendliche Parteinahme für das Gute, Starke, Fruchtbare, das sein schnelles Urteil erkennt, das sein bedächtiger Entschluß vertritt. Erinnerungsfeiern sind dazu da, damit wir uns auch einmal etwas Angenehmes sagen; wir sind alt genug geworden, um an dieser in Deutschland etwas verpönten Freiheit ihren Reiz, wenigstens den der Seltenheit zu finden.

— Geschäftsmann, Mäzen und Freund! — Den Geschäftsmann werden wir nicht immer verstehen, wir müssen ihm vertrauen. Der Mäzen, wie sehr er sich bewährt hat, kann nicht so oft, wie er will. Der Freund wird immer für uns da sein. Etwas wie ein Heim haben wir alle bei ihm, und was Fischer heißt, gefunden.

„– In den fünfundzwanzig Jahren hat diese nicht nur geschäftliche Gemeinschaft viel dazu getan, um eine Gesinnung feiner Kameradschaft und anerkennender Rivalität entstehen zu lassen. Diese gesellige Veredlung unserer literarischen Kultur konnte nur von einem Unternehmen geleistet werden, das immer noch keine zur gleichgültigen Sachlichkeit ausgewachsene Großfirma bedeutet, sondern wie seit Anfang an eine Persönlichkeit, die sich auf Zeit und Menschen zugleich nachgebend und beharrend eingestimmt hat. –"

Ich habe die Genugtuung, meine Worte von damals nach fünfzehn Jahren mit derselben Gesinnung wiederholen zu können. Und so frisch auf dem halben Jahrhundert entgegen!

Die Bibliothek der vierzig Jahre

Eine Zusammenstellung durch Oskar Loerke

Der Gesichtspunkt

Uns umgibt eine große Bibliothek aus Werken, die alle die Initialen S. F. V. tragen. Es ist nach der Arbeitszeit, die Räume unseres Hauses sind von Mitarbeitern, Besuchern, Boten verlassen, das Telephon wird bis morgen früh nicht rufen, die Post ist aufgeräumt, die Briefe und Telegramme ruhen in Ordnern, Mappen und unter Beschwerern.

Wir gehen an der Reihe der Regale entlang, bleiben zuweilen stehen und lassen den Blick über die Aufschriften der Bücher gleiten, zuweilen ziehen wir einen Band aus der Reihe und wieder einen, wir spüren das intensive und ruhelose Leben, das sich schon in der Wandlung der äußeren Ausstattung

bekundet, wir schlagen manches Buch auf, blättern darin, lesen hier und dort einen Satz, eine Seite, und wenn uns die Erinnerung hinnimmt, setzen wir uns und sinnen eine Minute. Wir wenden uns manchmal auch an die Archive, wo wir in Kritiken von einst und Korrespondenzen nachschlagen können. Aus den Namen der Autoren wachsen ihre Gestalten. Eine Anzahl dieser Namen tauchte aus dem Dunkel und ging wieder dahin zurück, nach Monaten, nach einem oder einigen Jahren, andere könnten wir in diesem Augenblick von vielen Lippen hören, wenn wir in unsere Stadt und unser Land hinausgingen, und einzelne würden uns auf der ganzen Erde begegnen. Wir sammeln ja das im Worte wirkende Leben, und zum Leben gehört die Vergänglichkeit wie die Unvergänglichkeit.

Warum aber haben wir aus der ungeheuren Masse des Geschriebenen das gewählt, was wir wählten? Zuerst setzten wir uns programmatische Schranken, um in ihnen frei zu sein. Aber das Programm der achtziger Jahre hatte sich aus einer Bewegung ergeben, die das gesamte Leben umfaßte, nicht nur das literarische. Die späteren Bewegungen waren alle nur Teilbewegungen – stilistische, moralische, gesellschaftliche, politische. Hätten wir uns einer von ihnen ganz verschrieben, so wären wir in ihrem Sinne eklektisch geworden. Wir haben aber alle jene Teilbewegungen ernsthaft verfolgt und suchten mit wesentlichem Material aus ihnen weiterhin dem gesamten Leben zu dienen. Indessen, ist das nicht ein reichlich unbestimmter Begriff? Fassen wir ihn von seinem Niederschlag im Schrifttum aus, so verwandelt er sich in zwei wiederum allgemeine Begriffe: Persönlichkeit und Qualität. Man muß sich diese Begriffe verbunden vorstellen. Es gibt viel Qualität, die durch ihre Unpersönlichkeit unfruchtbar

bleiben muß, und es gibt viel Persönlichkeit, die ihren Gehalt durch mangelhafte Formung mindert, verdirbt und zerstört. Unter diesem Gesichtspunkt schließt sich nicht nur das Dilettantische von selber aus, sondern auch das Reaktionäre, Parteiische, Sektiererische, Spezialistische und nur Artistische, wiewohl manches auf große Weise Radikale und abseitig Kühne in dem Komplex unserer Produktion willkommen sein muß. Manche Eiferer waren uns gram, wenn wir taten, was sie selber wollten: Überzeugungen und Menschen treu sein; andere zürnten uns, wenn wir nicht alles ihnen Genehme brachten, sofern es Rang hatte; sie übersahen, daß unsere technische Bewältigungskraft nicht unbegrenzt ist, ferner, daß selbstverständlich der Zwang von Konstellationen und Bedingungen auch bei uns mitwirkt, und endlich, daß wir, wie jeder, Neigung, Zufall und Irrtum nicht immer ausschließen können. Bei geistigen Dingen liegt Aussaat und Ernte oft weit auseinander. Was wahr, echt und genügend stark ist, wird Folge haben. Es wird vielleicht einen kleinen Kreis, vielleicht eine Gemeinde und nur im günstigsten Falle Volk und Welt erobern. Der Ruhm kann sich dem Mißverständnis und der Mode nicht entziehen; er wächst an ihnen, wie freilich auch vieles Ruhmwürdige an ihnen kümmert. Und endlich bildet sich eine Art von Tradition heran, eine Tradition auf längere Sicht, die eine heimliche und eine offenbare Geschichte hat; nur sofern die Wirkung eines Werkes an der zweiten teilnimmt, ist sie jeweils mit Worten zu umschreiben.

So empfinden wir heute auch etwas von der heimlichen Geschichte unseres Verlags. Seine Tradition ist das Gleichgewicht aus der Entwicklung aller in ihm vereinigten Kräfte. Manches Buch war ein Vorstoß, entweder verstärkte oder schwächte es frühere

Vorstöße, drängte einer Tiefe oder Untiefe zu, wich von einer Richtung ab oder behielt sie bei, es bestätigte, erfüllte oder leugnete Früheres. Das Parallelogramm aller dieser Kräfte ist der Fortschritt des Verlags. Er kann Glück und Erfolg nicht entbehren, aber auch nicht den Mut zum Mißerfolge. Er laviert nicht – das würde er, wollte er sich allein in der literarischen Welt aufhalten, er lebt vielmehr in der Welt, in der es wirtschaftliche, soziale und kulturelle Bedingungen gibt.

Doch damit sind wir wieder in der aktuellen Gegenwart, aus der wir in unser Bücherzimmer kamen, um uns einer anderen Gegenwart, der des einzelnen Buchs, des einzelnen Dichters zu überlassen. Was können wir dem Leser von unserer Musterung sagen? Unser Anteil an dem Verlauf der Literaturgeschichte ist in deren Rechenschaftsberichten oft eingezeichnet worden. Wir nehmen heute für eine Stunde einen Standpunkt jenseits von Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit ein. Wir geben nur ein Capriccio. Wir fügen die wenigen Seiten und Sätze, die wir aufschlugen, als eine kleine bunte Anthologie bei. Sie ist nur eine von fast unzähligen möglichen. Wir wissen, eine Auswahlbibliothek aus unseren Büchern steht in hunderttausend Häusern, wir werden also nicht allzusehr überraschen können. Wir sind allzu summarisch und allzu speziell. Möge man's uns nicht nachtragen! Unser Katalog ist allein schon ein Buch, – ein Kommentar dazu wäre ein Wälzer. Die Autorenliste umfaßt Hunderte von Namen. Bei denen, die wir hier nennen – es sind auch später ausgeschiedene Autoren und Autoren vergriffener Werke darunter –, sondern wir nicht immer Wichtig und Unwichtig und bei den Ungenannten ebenfalls nicht. Zudem, über eine Reihe markanter und bedeutender Persönlichkeiten haben

wir Monographien gebracht, Lebensbeschreibungen und Selbstdarstellungen, Briefbände und ausführliche Einleitungen zu den Schriften. Um nur einige zu nennen: das Hauptmannbuch von Schlenther und Eloesser; das Mann-Buch von Eloesser; das Schnitzler-Buch von Specht; Dehmel von Emil Ludwig und von ihm selbst in den überwältigend reichen Briefen; das Fontane-Buch, die Briefe Fontanes; das Hermann Bahr-Buch und das Selbstbildnis von Hermann Bahr; die Briefe des jungen Kainz; Briefe von Hugo Wolff; Briefe von Hartleben, von Ibsen und Björnson; Holitschers Selbstdarstellung in seiner feurigen „Lebensgeschichte eines Rebellen"; Gabriele Reuters Memoiren „Vom Kinde zum Menschen"; die Reden Walther Rathenaus, neuerdings die Dokumente zum Leben Oscar Wildes, Hendersons „Tischgespräche mit Bernard Shaw" und die für Deutschland grundlegende, in der zweiten Auflage außerordentlich bereicherte und umgestaltete Biographie Shaws von Julius Bab. „Mein Leben" von Frank Harris tritt eben den Weg in die deutsche Öffentlichkeit an.

Gesamtausgaben

Der Blick auf unsere Gesamtausgaben führt uns zu den Fundamenten unseres Verlages. Vor zwanzig Jahren, als wir auf halbem Wege standen, stellten wir rückschauend fest: „In jenen achtziger Jahren, deren Tiefstand so viel gescholten und beklagt worden ist, schufen Conrad Ferdinand Meyer, Fontane und Raabe Meisterwerke, und Nietzsche dichtete den Zarathustra.
Dennoch empfand man die Zeit als arm und begann leidenschaftlich gegen sie zu kämpfen. Das hatte mehrere Gründe; den wichtigsten, daß das

Theater, als die sichtbarste Kunst, in der Tat verödet war; einen andern, daß das Vorzügliche, was geschaffen wurde, von älteren Männern herrührte. Die Jugend regte sich, vorerst nur in ihrer Kraft und ohne Ziel. Nur soviel wußte sie, daß sie das Epigonenhafte, als ein Zerrbild echter Tradition, verwerfen müßte. Es kam hinzu, daß die zur Herrschaft des Tages berufene Produktion von ungewöhnlicher Seichtheit und Anmaßung war. So war ein Zustand da, der sich das schöne Wort gesagt sein lassen mußte: ‚Wenn der Meister euch ängstigt, fragt die große Natur um Rat.'

Aber die Natur ist nicht leicht zu befragen; auch das Fragen will gelernt sein. Und so suchte man Lehrer im Ausland; und fand sie in einigen Meistern, deren künstlerische Tendenz man in einem Merkwort zusammenfassen konnte: dem Naturalismus.

An diesem Punkte setzte unser neugegründeter Verlag ein. Er veröffentlichte Werke von Ibsen, von Dostojewski, von Tolstoi und von Zola. Überraschend schnell gab es dann in Deutschland eine Produktion, die mit eigener Färbung und eigener Tendenz vom Naturalismus durchdrungen war.

Was an der neuen Bewegung Programm war, fiel nach gar nicht langer Zeit wie Schlacke ab, was Leben daran war, blieb und wuchs."

Vor uns stehen die Werke Ibsens und Hauptmanns in monumentalen und Gebrauchsausgaben für den Werktag. Der lebende Meister ist durch so viele Wandlungen geschritten und hat auf der ganzen Wegstrecke so mächtige Zeugnisse seiner Entfaltung hinter sich gelassen, daß uns heute alle Wertungen seiner Kunst, die sie mehr den Zeitströmungen als der einmaligen Persönlichkeit einzuordnen suchen, beinahe nichtssagend geworden sind. Und doch ist Hauptmann aus einem Zeitkampf zu uns

gestoßen, oder wir zu ihm. Das erste Werk, das durch unsern Verlag der Öffentlichkeit mitgeteilt wurde, war das „Friedensfest". „Vor Sonnenaufgang" hatte der Verleger Ackermann (C. F. Conrads Buchhandlung in Berlin) gedruckt, das „Prometheidenlos" Wilhelm Ißleib in Berlin. Jedoch schon bei der Uraufführung des ersten Dramas in der „Freien Bühne" lernte S. Fischer Hauptmann kennen. Der Kampf des Fortschritts wurde damals von jener Bühnenvereinigung auf schmalem Gipfel geführt, und bis zum volkstümlichen Erfolge der „Versunkenen Glocke" war es noch weit. Darum mußte die Physiognomie des jungen Verlages möglichst entschieden geprägt und gewahrt werden. Große selbständige Erscheinungen, wie etwa Strindberg und Wedekind, hätten eine Reihe von Jahren die Eindeutigkeit und Schlagkraft, auf die es ankam, nicht fördern können, während später auf dem errungenen Boden divergente, selbst gegensätzliche Künstler durchaus denkbar waren und ja auch Raum fanden. Haben wir doch auch über Ibsen eine umfassendere Ansicht gewonnen. Seine „Gespenster" eröffneten als erstes Stück im Berliner Residenztheater die „Freie Bühne"; heute erscheint das Dialektische und Thematische des Dramas uns ausgekühlt, aber die darin auch enthaltene Tragödie Mutter-Sohn wird als etwas Ewig-Menschliches immer erschüttern. Unser Verlag hat selbst viel dafür getan, daß Ibsen aus der Phalanx der nur „modernen" Dichter in die Gesellschaft der großen Dichter schlechthin einrückte; durch die sorgfältigen und schönen Übersetzungen seiner Stücke, z. B. durch Christian Morgenstern, durch die gründlichen Einführungen (Georg Brandes, Julius Elias, Paul Schlenther), durch die ihn stabilisierende zehnbändige und durch die weite Volkskreise werbende fünfbändige Ausgabe. Die letztere, ein neuer

Nicola Perscheid

H. Fischer

Oskar Loerke

sachlicher und würdiger Typ für Gesamtwerke gegenüber den überwiegend häßlichen Klassikerausgaben von damals, gefiel übrigens Björnson so sehr, daß er durch Peter Nansen S. Fischer wissen ließ, ihm würde eine solche deutsche Ausgabe seiner Werke auch lieb sein. Als ihn dann S. Fischer in Paris besuchte, wo Björnson krank zu Bette lag, begrüßte er ihn mit den Worten: „Auf diesen Augenblick habe ich mich schon lange gefreut!" Zur Vertiefung des Bildes Ibsens trugen erheblich auch die vier Bände „Nachgelassene Schriften" bei (1909). Sie sind ein mächtiger Kommentar nicht nur zu Ibsens einzelnen Dichtungen, sondern auch zur Gesamtheit und inneren Kontinuität seines Schaffens — vom Jugenddrama „Catilina" bis zum abschließenden Epilog „Wenn wir Toten erwachen". Alfred Kerr, der Dichter-Kritiker mit der Schleuder und der Harfe, ist der hymnische Sänger Ibsens und Hauptmanns. Seine bezwingend suggestive Persönlichkeit pflanzte die Gesinnung, mit der er diese Männer gegrüßt hatte, der nachgeborenen Jugend ein. Und seine Religion der „Seligkeit des Daseins", die sich vor jedem gepriesenen und jedem vernichteten Dichterwerk bewährte und bestätigte, stärkte manchem jungen Menschen die Entschlossenheit und Freudigkeit des Kunstsinns, auch wo er andere Wege ging als die Kerrs. Ganze Scharen von Zwanzigjährigen wußten um 1905 herum „Das neue Drama" halb auswendig. Dieses Werk und die wesentlichen kritischen Wertungen, in welchen Kerr seither die dramatische Produktion des In- und Auslands mit immer gleicher Leidenschaft des künstlerischen Anteils begleitet hat, liegen nunmehr in den fünf Bänden „Die Welt im Drama" vor. Dazu gesellen sich die beiden Bände, welche die ganze „Welt im Licht" singen.

Zu den Dichtern, die von Kerr als einem der ersten in Deutschland gepriesen wurden, gehörte G. B. Shaw. Unsere ursprünglich dreibändige Ausgabe der Dramen des irischen Meisters gab einen Eindruck von dem Umfange seines Geistes. Heute ist die Bedeutung Shaws aller Welt offenbar, und seine „Gesammelten Werke" sind in unserer deutschen, von Siegfried Trebitsch betreuten Ausgabe auf bisher sieben starke Bände angewachsen.

Ebenso wurde die Reichweite der das jüngere Österreich repräsentierenden Dichter, Schnitzlers und Hofmannsthals, erst allmählich überblickbar. Bei Schnitzler schien der Ton des Frühreif, etwa des Anatol und der Liebelei, in seiner zauberisch leichten Intensität fast endgültig. Wie groß und wandelbar indessen die Gestalten-, Gedanken- und Formwelt Schnitzlers in Wirklichkeit ist, davon sind die fünf (ursprünglich vier) Bände seiner Theaterstücke und die vier (ursprünglich drei) Bände Erzählungen in unserer Gesamtausgabe ein lebendiges Zeugnis. Ein paar Gedanken aus dem 1905–07 geschriebenen Roman „Der Weg ins Freie" von Arthur Schnitzler:

„Es ist ein großes Glück, daß man in gewissen Augenblicken gar nicht weiß, was einem eigentlich begegnet ist. Wenn man die Unheimlichkeit solcher Augenblicke nämlich sofort so stark empfände, wie man sie später in der Erinnerung empfinden wird oder wie man sie in der Erwartung empfunden hat — man würde verrückt. Auch Sie, Georg, ja Sie auch. Und manche werden eben wirklich verrückt. Das sind wahrscheinlich die Leute, denen die Gabe verliehen ist, sofort richtig zu empfinden."

„Es gibt ernstere Dinge als den Tod, traurigere gewiß, weil eben diesen andern Dingen das Endgültige fehlt, das im höheren Sinn das Traurige des Todes wieder aufhebt."

„Glauben Sie mir, Georg, es gibt Momente, in denen ich die Menschen mit der sogenannten Weltanschauung beneide. Ich, wenn ich eine wohlgeordnete Welt haben will, ich muß mir immer selber erst eine schaffen. Das ist anstrengend für jemanden, der nicht der liebe Gott ist."

Überraschend und vielseitig entfaltete sich auch Hugo von Hofmannsthal. Als Jüngling seinem Willen zu artistischer Neuerung und nur seinem Innern verantwortlich, lernte er als Mann dem Geiste seines Volkes und der Welt immer mehr dienen. Ein Klang aus der frühen Dichtung „Der Abenteurer und die Sängerin" von Hugo von Hofmannsthal:

„Mach Dichterträume wahr, stampf aus dem Grab
Den Veronese und den Aretin,
Spann Greise vor, bau eine Pyramide
Aus Leibern junger Mädchen, welche singen!
Die Pferde von Sankt Markus sollen wiehern
Und ihre ehrnen Nüstern blähn vor Lust!
Die oben liegen in den bleiernen Kammern
Und ihre Nägel bohren in die Wand,
Die sollen innehalten und schon meinen,
Der Jüngste Tag ist da, und daß die Engel
Mit rosenen Händen und dem wilden Duft
Der Schwingen niederstürzend jetzt das Dach
Von Blei hinweg, herein den Himmel reißen!"

Wie weit sich der Verlag schon in seinen anderthalb ersten Jahrzehnten entfaltete, geht daraus hervor, daß außer bereits Genannten in diesem Zeitraum noch folgende Autoren, deren Schaffen später in Gesamtausgaben zusammengefaßt wurde, in ihn eintraten: 1890 Hartleben, 1894 Peter Nansen, 1897 Herman Bang, 1898 Thomas Mann und Emil Strauß, 1899 E. von Keyserling, 1900 Jakob Wassermann, 1902 Gustaf af Geijerstam. Ihre charaktervolle Gegensätzlichkeit wirkte in der imaginären Einheit des gemeinsamen Hauses ergänzend, befreiend, sichernd und verpflichtend.

Hartleben. Wollen nicht auch die Jüngeren den Reiz der Persönlichkeit aus den drei Bänden wieder erwecken, der seinen Freunden und Altersgenossen das Herz erwärmte? Arthur Eloesser schrieb bei Gelegenheit dieser Ausgabe vortrefflich: „Das Halkyonische war seine letzte Phase, das letzte Wappen, aus

dem er einen Münchener Maßkrug und ein Lichtenhainer Holzkännlein herausgebrochen hatte. Dafür erhob er mit runder gelassener Bewegung eine griechische Amphora, und er wußte, daß diese Abschiedsgeste ihm gut stand. Die Halkyonier sind zufrieden mit dem Leben und mit dem Tode; haben sie gar im Schoße von Angelus Silesius geruht, so macht ihre Kontemplation keinen großen Unterschied zwischen den beiden Formen des Daseins, und sie wird im All-Einen die Grenze, die der gewöhnliche Mensch recht ungern überschreitet, überhaupt nicht bemerken dürfen. –"

Der Herausgeber der Erzählungen Keyserlings (vier Bände) charakterisiert seinen Dichter folgendermaßen: „Immer ist es, als riefe sich jede sterbende Kultur vorm letzten Hingang ihren Herold. Den Ruf vernommen und ihm Genüge geleistet zu haben, ist Keyserlings geschichtliche Sendung. – Aber dieser Bote ist zugleich ein Bote seiner selbst. Feiertäglichkeit und Nervosität bestimmen den Klang seiner Stimme. Es ist ein Klang der Wehmut in der Luft, wie eine Klage um gestorbene Schönheit."

Geijerstam – seine Romane sammelten wir in fünf Bänden – ist durch das „Buch vom Brüderchen" bei uns heimisch geworden. Die hohe Gesinnung des Werkes mag in ein paar Sätzen daraus ausgesprochen sein:

> „Dieses ganze Buch ist ein Buch vom Tode, und doch handelt es, wie mir scheint, mehr von Glück als von Unglück. Denn Unglück heißt nicht, das verlieren, was einem teuer ist, das Unglück liegt darin, es zu beschmutzen, zu verderben oder zu entstellen. Und es gibt ein Geheimnis, ich mußte lange leben, bevor ich es lernte. Die Liebe steht niemals stille. Sie muß mit den Jahren entweder wachsen oder abnehmen. Und nicht nur in dem letzten Fall kann sie Leiden verursachen. Der gewaltigste Eros ist der, der Leiden bringt, weil er immer stärker wird. — Das einzige, das jetzt zu mir dringt, ist ein Ton der Andacht, so überschwenglich, daß nicht einmal Musik ihn fassen und in greifbarer Weise ausdrücken könnte."

Die Gesamtausgaben unseres Verlages sind gleichsam von selbst entstanden. Hat ein bedeutender Geist hinreichend lange gewirkt, so wird seine Einheit klar überschaubar, und in seiner Gemeinde regt sich der Wunsch, diese Einheit auch äußerlich dokumentiert zu empfangen. Seit etlichen Jahren haben wir als Neuerung den Typ der lebendig werdenden Gesamtausgabe eingeführt: sie baut sich aus gleichartigen Einzelbänden nach und nach auf, läßt an jedem Punkte ihres Fortschreitens das Ganze ahnen und enthält es bereits ideell. So groß etwa bei Thomas Mann der einheitliche und formale Unterschied seiner beiden großen Romane, der frühen deutsch-bürgerlichen „Buddenbrooks" und des aus den Bildungs-, Erkenntnis- und Willensproblemen der ganzen gegenwärtigen Welt aufwachsenden „Zauberberges", auch ist, für sie und alles, was Mann schrieb, gilt das Wort Goethes, das Mann einem seiner Essaybücher voranstellt: „Wir haben das unabweichliche, täglich zu erneuernde, grundernstliche Bestreben, das Wort mit dem Empfundenen, Geschauten, Gedachten, Erfahrenen, Imaginierten, Vernünftigen möglichst unmittelbar zusammentreffend zu erfassen." Es gilt für die gesammelten Romane von Jakob Wassermann, es gilt für die Schriften von Walther Rathenau, der einst zu uns kam, weil er spürte, daß seine Arbeiten in keinen Verlag für wissenschaftliche oder technische Literatur gehörten, sondern in einen, in dem die künstlerische und soziale Bewegung seiner Jugend und Reife ihren Niederschlag gefunden hatte. Es gilt besonders betont auch für Emil Strauß – die ersten drei Bände mit seinen Hauptromanen erschienen im Vorjahr –; er festigte den Kosmopolitismus, der von den Gefahren eines allzu bequemen begeisterten Ausschweifens ins Unbestimmte und Unwirkliche

immer bedroht ist, indem er ihm ein neues Zentrum gab: das Autochthone –, ein lautres freies, aus der Heimat genährtes Deutschtum.

Verhältnismäßig spät erst konnten wir Gesamtausgaben zweier Männer bringen, die nach ihrer geistig-künstlerischen Art und den Sympathien für unsere verlegerische Arbeit ideell längst vorher zu uns gehörten: Theodor Fontane und Richard Dehmel. Auf das Entstehen der Gesamtausgabe der Dehmelschen Werke gehen wir später noch ein.

Das Werk der Erzählungen und Gedichte Fontanes, von Ernst Heilborn besorgt und von Paul Schlenther eingeleitet, brachten wir zuerst in fünf Bänden gesammelt im Jahre 1915. Im Jahre 1920 schloß sich eine zweite Reihe mit den autobiographischen Schriften und wichtigen Briefen an. 1925 erschien dann die umfassende, lückenlose, sorgfältig redigierte Gesamtausgabe der „Erzählenden Schriften"; auch die sämtlichen Gedichte sowie die beiden autobiographischen Schriften „Meine Kinderjahre" und „Von Zwanzig bis Dreißig" sind darin enthalten.

Als jüngste Kollektivausgabe bauen wir das wesentliche Oeuvre Herman Bangs neu auf. Wir haben die unhandliche, im Gefolge der Kriegsnöte entstandene, ursprüngliche Sammlung der Werke Bangs aufgelöst und bieten sie jetzt, in der Übersetzung sorgfältig durchgesehen und nach der endgültigen dänischen Originalausgabe revidiert, in schönem Gewande von neuem dar. Seitdem der Dichter in Deutschland Heimatrecht gefunden hat, ist seine Gemeinde und die Eindringlichkeit seiner Wirkung stetig gewachsen. Aber aus mannigfachen Zeichen, besonders aus der Wandlung unserer Kunstanschauungen und der leidenschaftlichen Zukehr der Jugend, läßt sich schließen, daß für diesen Dichter die Zeit erst jetzt anbricht. Mehr und mehr setzt

sich die Einsicht durch, daß seine Kunst europäische Bedeutung besitzt, daß man ihn allzu stofflich und allzu artistisch gewürdigt hatte, wenn man ihn als den zauberisch schwermütigen Sänger überreifer und dekadenter Kultur oder als den unerhörten Virtuosen der erzählerischen Komposition nahm. Von seinem ersten großen Roman, den „Hoffnungslosen Geschlechtern", an ist er zu immer freierer, reinerer Menschlichkeit gewachsen. Sie ist der wahre Lebensstoff seiner Werke, sie führt ihn bei der Gestaltung. Und wenn früher mit Ausschließlichkeit auf die Meisterschaft seines Impressionismus gewiesen wurde, so hat sich auch in der Beurteilung dieses Impressionismus ein Wandel vollzogen. Bang selbst, der Verehrer der Malerei Monets, durfte mit Recht darauf stolz sein, die Kunstweise seines Freundes auf die Erzählung übertragen und mit höchstem Gelingen angewendet zu haben, denn der damals noch junge Impressionismus bedeutete Fortschritt, Erfrischung und Reinigung einer alternden und ermatteten Kunstübung. Für Bang war er das Mittel eines Aufschwungs, kein Selbstzweck, und er erscheint uns heute so reich und in sich vielfältig, daß wir den Dichter uns als Mitkämpfer um fast alle nach ihm verfochtenen künstlerischen Ideen und Richtungen vorstellen können.

Wehmut und Schmerz überkommt uns, während wir die Bände der „Prosaischen Schriften" von Moritz Heimann in den Händen wägen. Er hat drei Jahrzehnte lang unsern Verlag beraten, in treuester Sorgfalt und ausgestattet mit einer überragenden Gabe des Urteils und des prägenden Wortes. Am 22. September 1925 ist er gestorben. Er hat die Meister geehrt und alles Aufstrebende gestützt und geführt. Er war der Freund und Helfer aller Geistigen, die seinen klaren und gütigen Rat suchten.

Die „Schriften“ sind nur ein Bruchteil seines schöpferischen Wirkens. Wer ihn kannte, weiß, daß in seinen unaufgezeichneten Gesprächen kaum ermeßliche Schätze für immer verloren sind.

Ruhm und Erfolg

Wir beobachten nur, denn wir können über Ruhm und Erfolg wenig Gesetzhaftes aussagen, geschweige daß sich die Wege dahin angeben ließen. Schon die Frage, was Ruhm und Erfolg (wenn man diesen nicht bloß materiell auffaßt) überhaupt sei, bleibt ohne Antwort oder findet tausend Antworten. Es gibt Dichter, die heute zehntausend Leser haben und über zehn Jahre fast keinen; es gibt Dichter, die nur fünfhundert gewinnen, aber nach fünfzig, achtzig, hundert Jahren sind noch immer fünfhundert da, in alter Treue und Ehrfurcht; und es gibt Dichter, auf deren Pfad sich der extensive und intensive Erfolg, so oder so gemischt, vereinigt. Von eigenen Erfahrungen zu sprechen, so bedurfte es manchmal unserer propagandistischen Bemühungen kaum, manchmal war all unserer Sorgfalt und Pflege fast jede Frucht versagt. Wir sind sowohl durch unerwartet große wie durch unerwartet geringe Wirkungen überrascht worden. Anders gelangt der Dramatiker zu Ansehen und Macht, anders der Romancier, anders der Lyriker! Es bleibt bei der Binsenwahrheit: Einfluß und Bedeutung der Träger glänzender Namen lassen sich in keinem Falle an der Anzahl der abgesetzten Exemplare ihrer Werke messen. S. Fischer schrieb 1911: „Nicht nur die Verleger, die ein vages Spiel bei der Auswahl der Manuskripte leitet, die ‚erfolgreiche‘ Bücher verlegen wollen und dabei die meisten Nieten ziehen, auch der ernst geleitete Verlag, der bei der Wahl kritisch vom Wert der Arbeit ausgeht, macht die Erfahrung,

daß ein großer Teil seiner Bücher nicht durchdringt." Aber irgendeinmal wird jede wirklich rangvolle Persönlichkeit im geistigen Leben sichtbar. Etliche Beispiele:

Ein Dramatiker: Wir sind stolz darauf, daß wir von 1911 an eine Reihe der Dichtungen von Georg Kaiser gebracht haben, ehe die Bühnen sich um ihn kümmerten. Kaiser war von der breiteren Öffentlichkeit nicht mehr zu umgehen, als er das Werk geschaffen hatte, in dem sich „Von Morgens bis Mitternachts" an einem Menschen das Schicksal erfüllt, ein Defraudant zum Märtyrer wird.

Ein Epiker: Wir bewahren Hermann Stehr die höchste Verehrung, auch nachdem er seinen Weg von dem unseren getrennt hat. Er hat es schwer gehabt, und noch jetzt ist die allgemeine Anerkennung weit hinter seiner Bedeutung zurück. Dabei leistete er von seinen Anfängen an Außerordentliches, und die Besten im Lande waren immer seine Eideshelfer. Früh schrieb Gerhart Hauptmann über ihn: „Diese eigentümliche Hieroglyphe des Genies zu entziffern, bietet den reinsten Genuß, zumal da sie allmählich mit magischer Kraft ins Tiefe und Hohe zu wirken beginnt und Gesichte vermittelt, die eine sonderbare Farbigkeit, geistreiche Umrisse und eine bewunderungswürdige Schärfe besitzen."

Ein Lyriker: Richard Dehmels Wirkung kann kaum überschätzt werden, doch stimmt sie mit der Verbreitung seiner Bücher in keiner Weise überein. Die leidenschaftlichen Formen des Kampfes für und wider ihn erwiesen in den Jahren des Aufstiegs seine Bedeutung. Von der Vollendung der Hauptsammlungen seiner Gedichte an bis zu seinem Tode blieb er ein Praeceptor Germaniae. Der Ernst, der Stolz, die leuchtende Güte und die innere Unabhängigkeit dieses Mannes erhoben ihn weit über die Meinungen

der ästhetischen Parteien. Aus dem reinen Bewußtsein seines Wertes her sah er selbst seine Arbeit als ein bleibendes Monument. Der „Freien Bühne" nahestehend, betrachtete er sich stets als unserem Verlage zugehörig. Doch erst 1906 erschien bei uns der erste Band seiner planvoll durchgearbeiteten, neu organisierten und auf zehn Bände verteilten Werke. 1911 grüßte er uns zum Jubiläum des 25jährigen Bestehens unseres Hauses, als die Autoren und Freunde des Verlages im Berliner Hotel Kaiserhof versammelt waren, mit seinem Trinkspruch. Er saß neben Gerhart Hauptmann.

Der Meister der Skizze, Peter Altenberg, gelangte durch den täglichen Einsatz seiner – freilich genialen – Menschennatur zur Wirkung. Er verkündete die Märchen des täglichen Lebens, lehrte unmittelbar und unliterarisch sehen und hören. Von Buch zu Buch näherte er sich der mündlichen Redeweise, die keiner feierlichen Vorbereitung bedarf und dennoch selbst im Unscheinbarsten des Daseins das Hohe und Feierliche entdeckt. Was er beabsichtigte und wofür er sich die Dankbarkeit immer neuer Anhänger erwerben wird, das sagt er selbst am eindringlichsten:

„Der Dichter hat nur eigentlich die hypertrophierte Seele eines jeden Menschen, und die allzu energische Betätigung dieser Seele hindert ihn so, ein gewöhnlicher Mensch zu bleiben! Unter dem Mikroskop der Seele werden viele gewöhnliche Dinge ungewöhnlich, viel uninteressante interessant!"

„Die Romantik des Alltags ist das vornehmste aller Erziehungsmittel. Wir sind nämlich umringt von kostbaren Schätzen, die Tag und Stunde uns freiwillig spenden; wozu also zu den Dichtern uns flüchten, wenn wir selbst diese Dichtung ‚Leben' erleben können?!? —"

„Mir sagte heuer im Frühling eine Dame: ‚Der Flieder wäre so wunderbar, wenn man nicht zugleich an die vielen, vielen Wochen denken müßte, wo diese häßlichen, verstaubten

Gebüsche ohne Blüten dastehen!' Dieser Ausspruch war für mich ein ‚lyrisches Gedicht'. Die Dichter machen keine besseren, wenn auch mit Reim und Versmaß — — —"

Wir überdenken, ohne uns zu Schlußfolgerungen verleiten zu lassen, noch von einigen anderen willkürlich herausgegriffenen Autoren Ruhm und Erfolg.
Es wäre völlig unverständlich, wenn sie bei Erscheinungen wie Georg Hirschfeld, der in seinen früheren Werken die Sehnsucht und die schmerzvollen Zweifel der Zeit aussprach, nicht eingetreten wäre. Es wäre auch völlig unverständlich, wenn sie bei Felix Hollaender ausgeblieben wäre. Einer der ältesten Freunde und Autoren des Verlages, hat Hollaender bereits im Jahre 1891 seinen ersten sozialen Roman „Jesus und Judas" bei uns veröffentlicht; drei weitere, „Magdalene Dornis", „Frau Ellin Röte" und „Sturmwind im Westen" schlossen sich in rascher Folge an. Der schnellen und weiten Verbreitung seines Ruhmes als Dichter gesellschaftskritischer Romane diente auch seine künstlerische Tätigkeit als Theaterfachmann und Publizist.
Ähnlich ist die Situation bei Hermann Bahr oder, um einen Jüngeren zu nennen, bei Otto Flake, denn zu ihrer immer interessanten, wertvollen und mit großer Stetigkeit fortgesetzten künstlerischen Arbeit gesellt sich bei beiden, wenngleich auf sehr verschiedene Weise, eine unerhörte Präsenz und Freudigkeit gegenüber allen geistigen, seelischen, sozialen Tendenzen und Möglichkeiten. Außer daß Bahr mit seiner „Guten Schule" 1890 mit persönlichem Stil den ersten völlig unkonventionellen neuen deutschen Roman, dann u. a. in mehreren großen Romanen etwas wie die Naturgeschichte des Österreichers schrieb, – außer daß Flake den Menschen seiner Wahlverwandtschaft in den Büchern des Rulandkreises ein weites freies Reich gründete:

beide haben in Glossen und Betrachtungen von hoher Warte ununterbrochen die Chronik ihrer Zeit geführt, das „Logbuch" der Fahrt durchs Leben. Wodurch ist Wassermann nicht nur ein so der Verehrung würdiger, sondern auch so verehrter Epiker in vielen Ländern der Erde? Dadurch, daß er das Erzählen wirklich versteht wie nur wenige? Aber ist es ausgemacht, daß in einer unruhigen Zeit, wie der unsrigen, die Gabe des Erzählens besonders willkommen sein müßte? Drang er durch, weil er Werk auf Werk schichtete und indem er kaum eines an Rang in der Reihe zurückbleiben ließ? Ein Grund ist hier sicher gefunden, aber nur einer. Wir glauben, der Hauptgrund liegt in der Verwirklichung seines Bekenntnisses zum Ideal der „Gestalt", in der Bestätigung dieses Ideals durch ein Riesenœuvre. In der Gestalt beruhigt er alles Trübe und Wirre der Zeitwende zwischen zwei Weltaltern, in der Gestalt erhält er es lebendig und anschaubar. Bei seinem ersten wesentlichen Erfolge mit der „Renate Fuchs" arbeitet noch der glückhafte Umstand mit, daß hier zum erstenmal ein literarisch unbekannter Frauentyp von traumhafter Reinheit im Moment der Zeitbereitschaft sichtbar wurde. Bernhard Kellermann wirkte zweimal und auf ganz verschiedene Weise in die Zeit, so als hätte die Zeit ihn zu ihrem Organ erlesen. „Ingeborg" entflammte alle jungen Herzen. Den zweiten Höhepunkt an Wirkung brachte der „Tunnel". Man sah das Buch in allen Wagen der Untergrund-, Stadt- und Straßenbahn. Selbst ein so vielbeschäftigter, in technischen Dingen erfahrener und anspruchsvoller Mann wie Walther Rathenau erzählte uns, daß er das Buch in einem Zuge ausgelesen habe. Viele Urteile geben unter den Dichtungen Kellermanns dem Romane „Das Meer" den Preis. Eins

lautet: „Eine Sprachsymphonie: ‚Das Meer'!" Und wir sehen und hören nicht nur das Meer an der bretonischen Küste – nein: „Mit einer grandiosen Phantasie führt Kellermann uns auf den Boden der See, in die Geisterhöhlen der Klippen, zwischen die Eisberge der nordischen Strömung, in die chinesischen Baien . . . Es ist eine Apotheose des Meeres, wie aus dem Munde heidnischer Priester." Hier aber blieb der extensive Erfolg hinter dem intensiven weit zurück.
Eines Tages traf bei uns ein Roman „Demian" von Emil Sinclair ein. Hermann Hesse empfahl ihn, und er hatte dem kranken Dichter sogar die Mühe der Abschrift abgenommen. Das Urteil des Lektors lautete: „Ein ausgezeichnetes Buch! sein einziger Fehler ist, daß es sehr stark an Hesse erinnert, doch wird die Abhängigkeit durch innerliche Hoheit und einen besonderen, selbständigen Ernst ausgeglichen." Thomas Mann schrieb an den Verleger: „Sagen Sie mir bitte: Wer ist Emil Sinclair? Wie alt ist er? Wo lebt er? Sein ‚Demian' in der ‚Rundschau' hat mir mehr Eindruck gemacht als irgend etwas Neues seit langem. Das ist eine schöne, kluge, ernste, bedeutende Arbeit!" So war denn Hesse, der sich der Öffentlichkeit lange nicht zu erkennen gab, zum zweiten Male „entdeckt" worden. In der Tat ist er, nach dem ganzen Umfang und der Tiefe seines Wesens, unter der sanften Wehmut seiner Weltandacht, unter der süßen Melodie seiner einfachen, anschaulichen Sprache, unter seiner Neigung zu ruhigen und idyllischen Szenen bisweilen nicht ganz leicht zu spüren. Aus den auf den „Demian" folgenden Werken, besonders „Klingsors letzter Sommer" und der herrlichen indischen Dichtung „Siddhartha", fällt ein Licht auf die früheren, indem er als ein scharfer Durchschauer der hastig-unzulänglichen Zeit und als ein sicherer Bekenner dauernder und

wandelloser metaphysischer Werte erscheint. Wir lesen in der Klingsor-Erzählung:

„Viele, viele Gesichter sah er hinter dem Klingsor-Gesicht im großen Spiegel zwischen den dummen Rosenranken; viele Gesichter malte er in sein Bild hinein: Kindergesichter süß und erstaunt, Jünglingsschläfen voll Traum und Glut, spöttische Trinkeraugen, Lippen eines Dürstenden, eines Verfolgten, eines Leidenden, eines Suchenden, eines Wüstlings, eines enfant perdu. Den Kopf aber baute er majestätisch und brutal, einen Urwaldgötzen, einen in sich verliebten, eifersüchtigen Jehova, einen Popanz, vor dem man Erstlinge und Jungfrauen opfert. Dies waren einige seiner Gesichter. Ein anderes war das des Verfallenden, des Untergehenden, des mit seinem Untergang Einverstandenen: Moos wuchs auf seinem Schädel, schief standen die alten Zähne, Risse durchzogen die welke Haut, und in den Rissen stand Schorf und Schimmel. Das ist es, was einige Freunde an dem Bilde besonders lieben. Sie sagen: es ist der Mensch, ecce homo, der müde, gierige, wilde, kindliche und raffinierte Mensch unserer späten Zeit, der sterbende, sterbenwollende Europamensch: von jeder Sehnsucht verfeinert, von jedem Laster krank, vom Wissen um seinen Untergang enthusiastisch beseelt, zu jedem Fortschritt bereit, zu jedem Rückschritt reif, ganz Glut und auch ganz Müdigkeit, dem Schicksal und dem Schmerz ergeben wie der Morphinist dem Gift, vereinsamt, ausgehöhlt, uralt, Faust zugleich und Karamasow, Tier und Weiser, ganz entblößt, ganz ohne Ehrgeiz, ganz nackt, voll von Kinderangst vor dem Tode und voll von müder Bereitschaft, ihn zu sterben.
Und noch weiter, noch tiefer hinter all diesen Gesichtern schliefen fernere, tiefere, ältere Gesichter, vormenschliche, tierische, pflanzliche, steinerne, so als erinnere sich der letzte Mensch auf Erden im Augenblick vor dem Tode nochmals traumschnell an alle Gestaltungen seiner Vorzeit und Weltenjugend."

Einsame Werke

Jezuweilen treten Dichter auf, die, obwohl sie mit innerer Fülle gesegnet sind, nur selten ihre Stimme erheben, in einem einzigen Buch oder in ganz wenigen. Die Schrift dieser Dichter schreibt sich den

Seelen ihrer Zeitgenossen tief und unverlöschlich ein, sie werden immer verehrt, mit ihnen wird immer gerechnet, aber der Ruhm verführt sie nicht, das Schweigen öfter zu brechen, als ihr Gesetz es ihnen erlaubt. Sie sind wie schön leuchtende Kometen mit langen Umlaufszeiten. Ihre Bücher können mit den aus Dürre und Unzulänglichkeit einsamen und daher leicht vergänglichen Büchern niemals verwechselt werden. Einige Beispiele:

Im Jahre 1895 gab Leopold Andrian eine Novelle von 62 Seiten Umfang unter dem Titel „Der Garten der Erkenntnis" heraus. Die heimliche Magie des Lebens, zu der er sich unbefangen bekannte, gewann ihm die Geister, die sich aus der nüchtern gewordenen Realität und ihrer Darstellung nach persönlicher Ansicht und Gestaltung des wesenhaft Seelischen sehnten. Der „Garten der Erkenntnis" stand am Anfang einer Epoche. Nach fünfundzwanzig Jahren, als der Dichter das Buch um seine Jugendgedichte vermehrte und ihm den Titel „Das Fest der Jugend" verlieh, erkannte er bewußt seine Triebkräfte:

> „So körperlich, wie am Ende der Ephebenzeit, werden die Mächte, die unser Leben umthronen, wohl nur einmal noch, und dann freilich in anderer Perspektive und mit ganz anderen Größenmaßen, in unserer Todesstunde uns erscheinen! Auch dies ahnte der Jüngling an der Schwelle des neuen Lebens, entzückend durchschauerte ihn das Bewußtsein der Einzigartigkeit und Vergänglichkeit seiner feierlichen Vision, und in seinen Gedanken empfing das Abbild, das sich von ihr loslöste, fast mit Notwendigkeit den Namen ‚Das Fest der Jugend'."

Zu denen, die sich nur selten vernehmen lassen, gehört auch Richard Beer-Hofmann, der am 11. Juli seinen 60. Geburtstag feierte. Von 1905 an, dem Erscheinungsjahr des „Grafen von Charolais", wartete er ab und ließ inzwischen nur „Jaákobs

Traum", den ersten Teil eines geplanten größeren Werkes, hinausgehen. Dabei wird er als eine auserwählte Kraft für das praktische Theater gerühmt, dabei wandern seine wenigen Lieder von Mund zu Mund, und viele Menschen sind von ihrer Schwermut getröstet worden: „Keiner kann keinem Gefährte hier sein" – „Keiner kann keinem ein Erbe hier sein."
In diese Reihe gehört auch Egmont Seyerlen mit seiner 1913 erschienenen Geschichte eines Knaben um das Jahr 1900, „Die schmerzliche Scham". Wer mit dem Verfasser jung war, dem wird dieses merkwürdige Buch unverloren bleiben. Die Kritik empfand es als eine Quellenschrift, als das grundlegende Buch zum Thema der differenzierten Knabenseele in ihren letzten, feinsten, unheimlichsten Regungen; sie hörte darin die ganze gewaltige, spontane Gesetzmäßigkeit des Lebens, die ganze schmerzliche Scham, die der Mensch vor dem Übermenschen ist.

> „Und da —: da war wieder die Abstoßung. Eine unfaßbare Menge Getrenntes: Masse, die arbeitete, die sich trainierte —, die in einem behaglichen Gleichgewicht schwelgte, ging, wirkte — wie eine glückliche Maschine. Und diese Masse lag in seinem Hirn, und sein ganzer Leib war gar nicht da: nur in sein Hirn wurde immer neues Blut gepumpt —, und dort lag der Schleifstein ... der schliff lauter Wehen, lauter Sehnsüchte, nach Gebären — nach Tun, Schaffen, Weiterrasen."

Auch Efraim Frisch, der heute fast nur als Publizist und Herausgeber bekannt ist, sei hier noch genannt. Wer seine Novelle „Das Verlöbnis" (1902) gelesen hat, eine Arbeit voll unheimlichem Zauber, oder auch die in der „Neuen Rundschau" abgedruckte Novelle „Die Kantine", denkt an ihn zuerst als an einen Dichter.

Herman Bang.

Nach einem Gemälde von Hanna Pauli

Ellen Key

Frühverstorbene

Und noch eine andere Art von schmalen Lebenswerken haben wir zu betreuen, um die ein Hauch von beständiger Jugend wittert. Wir widmen ein andächtiges Gedenken den allzufrüh Gestorbenen.
Im November 1904 erschoß sich ein junger Mann, Walter Calé, ein Student der Jurisprudenz und der Philosophie, der noch nicht sein dreiundzwanzigstes Lebensjahr vollendet hatte. Er hatte viele seiner Arbeiten vernichtet, und nur eine Verkettung von Zufällen rettete, was übriggeblieben ist; Freundeshand vereinigte es; es sind die Gaben eines Dichters von hohem Rang. Fritz Mauthner hat das Vorwort zu den „Nachgelassenen Schriften" geschrieben; es heißt darin: „Hier oder nirgends ist der Aufschwung zu einer neuen Poesie. Das tausendjährige Thema abendländischer Logik, das Thema der Geschlechtsliebe, wird übertönt von den zartesten und zärtlichsten Stimmungen zwischen redenden und leidenden Menschen." Dieses so früh vollendete Leben, das ein großes Versprechen gab, umschloß doch schon einen großen Reichtum und wird in der Geschichte der Poesie unserer Zeit einen unverlierbaren Platz behalten:

Höre doch! Pilger wanken die Gasse vorüber,
graue, in Kutten, schwermütig und lastenden Schrittes,
wanken vorüber und singen eintönige Lieder.
Abends, wann der Regen fällt.

„Leben, was bist du, denn ein Heimverlangen."
„Seele, was bist du, denn ein Lenker zur Nacht."
„Gut und Blut, was seid ihr, denn trübere Schemen."
Abends, wann der Regen fällt.

„Eines ist not: der Liebe erquickliche Flamme,
und die Gottheit führt dich getreuesten Weg!"
Also singen die Pilger und wanken vorüber.
Abends, wann der Regen fällt.

1913 gaben wir die Autobiographie eines jungen Dienstmädchens heraus. „Stromaufwärts“ ist der Titel, Angela Langer der Name der Verfasserin. Drei Jahre später starb sie, von den Flammen ihrer Seele ausgebrannt. Lucia Dora Frost schrieb: „Hier häuft sich am Anfang alle Not. Aus vernachlässigter Kindheit, Familienzusammenbruch, Ausgestoßenheit findet eine Frau einen Weg. ‚Stromaufwärts‘. Nur auf eins ist sie bedacht: sich gegen die Strömung zu halten; das ist das Geheimnis des Vorwärtskommens. Einen unverstehenden, höhnenden Blick wirft sie auf alles, was mit dem Strom daherkommt, leicht, glänzend, lachend, lebensfroh vorüberschießt an ihr, die wie in einem Schacht ihre Bahn zieht. So ist wohl die hohnvolle praktische Absage ans Christentum, an den Erlöser zu verstehen, mit der das Buch schließt: ‚Was konnte er mir nutzen? Seine göttliche Abkunft verlieh ihm Stärke, göttliche Keuschheit, Göttlichkeit . . . Was wußte er von der Natur eines Diebes, eines Räubers, eines Mörders, eines Meineidigen; und trotzdem er aus Liebe gestorben war, was wußte er von den Leiden der Liebenden?‘“

Siegfried Krebs wurde am 20. September 1914 an der westlichen Front von einer Granate zerrissen. Er war der Sohn eines westpreußischen Arztes und wirkte als Lehrer in der Freien Schulgemeinde Wickersdorf. Sein Roman „August Daniel von Binzer oder das Ende der Romantik“ ist ein schönes und geistiges Buch, aber sein Schönstes ist die Novelle „Der Tod des Arztes“, die von der „Neuen Rundschau“ im Maiheft 1913 gebracht wurde. In einer kleinen Stadt stirbt ein alter Arzt, der sein Lebtag nichts weiter als ein schlichter stiller Mann gewesen ist und ein treuer Helfer, jeden Tag, jede Nacht, dreißig Jahre lang. Bei seinem Begräbnis wird die ganze Stadt von einer tiefen und völlig

niederdrückenden Trauer befallen. Alle empfinden plötzlich mit dem Pfarrer: „Er war mehr als alle anderen ein Besitz der ganzen Welt, ein Held und ein Heiliger. – Er hat alles Schwere und Bittere und alle Mühe und Last in der Welt auf sich genommen, hat sie für uns und um unseretwillen getragen, nicht um Lohn und Vergeltung, sondern nur, damit der Geist einmal zur Herrschaft durchbräche und das Gute einmal da sei in der Welt.“ Eine Variation des Themas vom unscheinbaren Tode gab Jules Romains in einem seiner Romane.

Als Reinhard Sorge, im Anfang der zwanziger Jahre seines Lebens, 1916 auf dem Schlachtfelde fiel, stand er in einem religiösen Entwicklungsstadium, das ihn manchen Erscheinungen unserer romantischen Literaturepoche ähnlich machte. Wesentlich früher aber, 1912, hatten wir das Werk veröffentlicht, durch welches er einen sichtbaren Platz in der Geschichte der neuen Literatur behalten wird. „Der Bettler“ ist das erste expressionistische Drama. Sofort bei Erscheinen erregte es die Aufmerksamkeit literarischer Kreise, die Kleiststiftung verlieh ihm durch ihren Obmann, Richard Dehmel, ihren ersten Preis, und das Deutsche Theater nahm das Drama an. Der Dichter empfand es als Sendung. „Zur Hochgeburt soll eine hochgeborene, vielfach verderbte Zeit vor mich treten, ja, diese Zeit soll wahrhaft sich im Spiegel der Allmacht schauen und verstummen, wenn aus tiefen Himmeln wächst das gnädige Bild des Ankers, der uns alle unerbittlich erzgeschwungen hält an dem Grund der Gottheit.“ Eine Seite erwecke den genialischen Klang wieder:

Sechster Flieger: kommt von links, tritt vor die andern, das Antlitz ihnen zugekehrt, und verharrt so während des folgenden.

Erster Flieger: Weh . . . Dein Auge schaut aus nach lockerem Grabe . . .

Zweiter Flieger: Deine Stirn malt uns trostloses Sargholz.

Sechster Flieger: Weh . . . die Stürme des Himmels zerbrachen
das Flugzeug.
Er zerbarst an felsiger Erde.

Alle außer dem Dritten und Sechsten: Wehe . . .

Erster Flieger: Nicht trog meine Ahnung,
Zu Recht schlug mich Furcht in die Reifen!

Zweiter Flieger: Zu Recht meiner Schwermut
Schwemmflut ertränkte das Leben!

Sechster Flieger: Wehe: tot liegt er mit offenem Hirne,
Noch umklammert er Flügel und Steuer.

Alle außer dem Dritten und Sechsten: Wehe . . .

Vierter Flieger: Sein Mut hob sich hoch in die Stürme —
Wütende achten den Mutigen nicht!

Fünfter Flieger: Warm hob sich sein Auge zur Sonne —
Die Glühende achtet den Kuß nicht!

Alle außer dem Dritten: Einstimmig töne, klagende Seele,
Psalm du und Orgel dem Toten.

Dritter Flieger: Trauer deutet die Feier der Stunde nicht,
Schlimmstem Schicksal ziemt höhere Orgel.

Erster Flieger: Welchem Gotte sind deine Worte die Fahnen?

Zweiter Flieger: Welcher Freiheit die tiefe Posaune?

Dritter Flieger: Aus tilgenden Stürmen hebt sich mein Gott,
Saugt sich Atem aus feindlicher Sonne.

Vierter Flieger: Von der Gruft wälzt dein Mutspruch den
lastenden Block,
Und ich ahne des Todes Verdammung . . .

Fünfter Flieger: Deine Hoffnung entsiegelt verborgenen Klang,
Ja . . . es tönt schon das ewige Leben . . .

Sechster Flieger: Spende die Weisheit, spende die Allmacht!

Gustav Sack wurde am 28. Oktober 1885 als ältester Sohn des Hauptlehrers in Schermbeck bei Wesel geboren. Am 5. Dezember 1916 traf ihn auf dem Vormarsch gegen Bukarest bei Finta Mare die tödliche Kugel. Sein Biograph Hans W. Fischer erzählt von seinem unbändigen Freiheitsdrang, der lebenslang von Abhängigkeiten niedergeschlagen

wurde, seinem Trotz, seiner eisigen Objektivität gegen sich selbst, seiner Undurchdringlichkeit, seinem Hochmut, seiner Verzweiflung. Es ist etwas Ungeheures, was in ihm gärt und zuweilen deutlich sichtbar wird, noch nicht in vollkommenen Werken, aber auf ergreifenden und unvergeßlichen Seiten in ihnen. Was ist das für ein „Verbummelter Student", der so spricht:

„Ist denn ein tollgewordenes Polarlicht vom Himmel gefallen? Bohrt sein wahnwitziger Dämon in meine Aughöhlen glühende Kreisel? O meine fernen Brüder, weshalb ist der Weg, den wir gemacht, mit Leiden bestreut wie mit Schneekristallen? Weswegen unsere Straße mit bohrenden Qualen gepflastert? Weshalb? O weshalb, meine fernen schattigen Brüder? —

Und als die Lichtfastnacht sich zusammengeballt hatte zu einem tiefpurpurnen unbeweglichen warmen Meer und der süße Schlaf kommen wollte und hinter ihm der glasäugige Tod, sagte er zu seinen Füßen:

Wie? ihr habt tausend Sprossen viermal des Tages gezwungen, und verzagt vor einer Stunde Wegs? —
Und zu seinen Augen:

Wie? ihr habt das Licht kriechen sehen über die Strudel künftiger Welten wie eine Schnecke, und verzagt vor ihm, wenn es irrsinnt und spukt? —"

Oder einige Gedichtzeilen:

Du meine trunkne Sonne, Wald und Tal,
ihr blauen Höhn und silberhellen Weiher,
ihr Bäume, Blumen, Gräser ohne Zahl —
o meine lichtdurchströmte Morgenfeier!
Ich schwebe über euch, ein Riesengeier,
und schwöre mir den souveränen Schwur:
ich schuf euch! o bei meiner goldnen Leier,
ich schuf die Welt, ich weckte die Natur,
und außer mir ist nichts! — Und doch — was will ich nur?

Erstlinge

Wir denken nicht an Erstlinge der Autoren, sondern an Erstlinge innerhalb unseres Verlages. Moritz

Heimann stellte einmal unseren Bemühungen um das Neue folgende Leitsätze voran: „Man hört nicht selten von Leuten, deren Bildung über jedem Zweifel ist, Aussprüche von vornehmer und vornehmtuerischer Abwehr gegen die zeitgenössische Literatur. Sie sagen dann, daß sie mit der Bibel und Shakespeare, mit Dante und Goethe für ihr Leben vollauf genug hätten, daß diese höchsten Erscheinungen weder an Kraft noch an unmittelbarem Nutzen für die menschliche Seele übertroffen werden könnten. Es mag das ganz wörtlich richtig und im einzelnen Fall des seinen eigenen Arbeiten hingegebenen Mannes nichts dawider zu sagen sein. Prinzipiell jedoch verfehlt eine solche Auffassung sich gegen das Lebensgesetz der Kunst. Schließlich kommt auch der erhabenste Mitlebende nicht ohne seine Zeit aus. Wer immer nur Beethoven hören will, hört gewiß einen falschen Beethoven; und wenn Bismarck, der in jungen Jahren, wie aus allen Bächen des Lebens, so auch aus dem der Literatur in tiefen Zügen trank und zum Beispiel ein bewundernswerter, in manchem Sinne einziger, weil wahlverwandter Kenner Shakespeares war, später zuviel zu tun hatte, als daß ihm noch Zeit für die neuen Romane, Theaterstücke und Gedichte geblieben wäre, so blieb ihm doch noch Zeit, mit Stindes „Familie Buchholz“ in allen ihren Deklinationen mitzuspazieren. Auf solche Leser wie Bismarck von vornherein verzichten zu müssen, beraubt eine Literatur eines Ansporns und einer nur mit großem Nachteil zu vermissenden Prüfung; und sie selbst leben in der oft verhängnisvollen Täuschung, daß ihnen die Gegenwart durch die Denkmäler der Vergangenheit gedeutet werde, indessen diese Vergangenheit viel häufiger durch die Gegenwart Farbe, Geschmack und Tendenz bekommt. Dem kann sich auch der Geistes-

mächtige nicht entziehen; jede Generation zum Beispiel sieht und versteht eine andere Antike.
Man versteht eine Kunst nicht, wenn man sie nicht als eine Kraft versteht; kein Meisterwerk und kein Meister darf uns die Kunst selbst ersetzen oder verdecken. Als Kraft aber ist sie immer Gegenwart. Und darum muß man mit Freude sehen, wenn in die Beruhigung eines literarischen Zustandes immer wieder neue Unruhe tritt, es ist die alte Unruhe, ist das Leben. Sie dokumentiert sich zwar schon in jedem neuen Werk, stärker noch in jedem neuen Autor, am stärksten und heftigsten in der neuen Generation, der die Eroberungen der vorigen als Erbe zufallen. Seit der Bewegung der achtziger Jahre ist ein Menschenalter vergangen; noch blüht und fruchtet die Kraft von damals ungeschwächt; um so schwerer hat es die junge Generation. Aber sie ist da, und wenn sich zwar ihre verschiedenen, auch untereinander gegensätzigen Tendenzen nicht zu einem einheitlichen Willen zusammenfügen, so ist doch das Verlangen, Eigenes zu sagen, nicht zu tausend Variationen, talentvoll und gewohnheitsmäßig, noch eine zu fügen, unverkennbar."
Dieser Sätze eingedenk, erwählen wir zur Charakterisierung einige Erstlinge aus der näheren Vergangenheit, anderwärts Gesagtes ergänzend, ein paar kurze Proben aus wenigen Werken und Kritiken. Wir meinen sie vor allem als anregenden Hinweis auf die in der Zeittafel der letzten zwanzig Jahre aufgezählten Autoren. Ein starker Teil der heutigen Vorhut ist darunter, Dramatiker wie Arnolt Bronnen und Paul Kornfeld, Lyriker wie Albert Ehrenstein, Max Herrmann, Iwan Goll, Essayisten wie Adrien Turel, Epiker wie Robert Musil und Ernst Weiß. Aber an fast jeden weiteren Namen knüpft sich etwas, was eine Lücke

in das Erlebnis vieler Menschen risse, wenn es ihnen geraubt würde. Vor uns tauchen auf, verschieden an Physiognomie, verträglich im Geiste, dem sie gemeinsam dienen: Martin Beradt, Emil Faktor, Ludwig Beil, Hermann von Boetticher, Werner Schendell, Julius Maria Becker, Ernst Reinmann, Hermann Kroepelin, Emil Alphons Rheinhardt, Josef Ponten, Paul Zifferer, Richard A. Bermann, Franz Blei. Essayisten von europäischem Ruf. Und wieder Dichter: Siegfried Trebitsch („Genesung") – Rilke schrieb über eine seiner frühesten Novellen: „Man wird dieser Geschichte nur ihr Recht geben, wenn man sie zu dem Besten stellt, was wir haben"; Hans Kyser, von dem Kerr sagte: „Ich fühle hier einen Kerl, der etliches vom Erdhaften und Mondhaften gibt . . .", Jakob Schaffner, Albert Steffen, Waldemar Jollos, die bedeutenden Mehrer des schweizerischen Anteils am deutschen Schrifttum; die Bereicherer dieses deutschen Schrifttums aus dem Osten: Hans Reisiger, Heinr. Dominik, Julius Levin, Elisabeth Siewert; aus Süddeutschland: die Pfälzerin Charl. Knoeckel, der bayrische neue Spitzweg K. L. Merkl; Robert Michel, der klassische Schilderer der bosnischen Landschaft und Bevölkerung; Schalom Asch. Aber wir wollen nicht gründlich und statistisch werden, wir brechen ab und überlassen uns dem Dichterwort.

Niemand könnte die in Deutschland nach ihrer geistreichen Frische und kapriziösen Anmut seltene Kunst, die Annette Kolb uns brachte, besser porträtieren, als sie selbst es in dem Anfang ihres Romans – „dieser halb leidenschaftlichen, halb kuriosen Geschichte" – „Das Exemplar" tat. Da heißt es:

„Zwei Monate aus Mariclées seltsamem Leben seien hier preisgegeben und der Vorhang weit davon zurückgeschla-

gen; dann falle er wieder zu, und sie mag wieder ihres Weges ziehen. Man nannte sie Mariclée. — An ihr war alles wie hingeflogen und wieder abgerissen; ihr Verhältnis zum Leben, zur Natur, zu den Menschen, zu sich selbst. Sie stand sich nicht sehr nahe. Und darum gehörte sie zu jenen heute nicht mehr seltenen Menschen, von denen man behauptet, daß sie nicht lieben können."

Alfred Wolfenstein, in krisenhafter Zeit der Herausgeber der um geistige Erneuerung und Sammlung bemühten Jahrbücher „Die Erhebung", führt uns in seine Gedichtsammlung „Die gottlosen Jahre" mit folgenden Versen:

Musik will ich nicht machen, sondern schreiten
Und zeigen meine Schritte.
Musik nicht gibt das hart geballte Reiten
Der Heere von Seelen, die streiten
Um meine Mitte.

Wilhelm Lehmann, dionysisch, romantisch, dabei exakt, gedrängt bis zur Bizarrerie, visionär, ist ein Sänger der unerschöpflichen Natur; sie ist in jedem Wesen Weltschöpfung und Weltgericht — bei den Menschen nennt man es Glück und Tragik. Seine Weise veranschaulichen ein paar Zeilen aus dem „Bilderstürmer":

„Da das Rollen des Wagens, der Magerhold aus Hollebütter wegführte, verklungen war, schwebte mit aufseufzendem Ton die lange hagere Gestalt des Südwestwindes die Dorfstraße herauf. Seine hühnerbraunen Mantelflügel schimmerten durch die Silbersträhnen des Regens. Er bog in den Hof des Magerholdschen Anwesens und hielt an vor der Tür des Saales, in welchem heute niemand saß. Er legte seine körnige, mit Warzen bedeckte Hand ans Ohr, und was er heranlauschte, war das schwere, hobelnde und reibende Gebrüll von Kühen, das er in den Raum sprühte, von Kühen, die zwischen den alten Pfosten standen, den Boden traten der ehemaligen Tenne und nach dem Grase lüsteten, das sich stürmisch über die Schwelle drängte."

Als wir 1919 das Drama „Pastor Ephraim Magnus" von Hans Henny Jahnn veröffentlichten, wußten

wir, daß wir uns den schärfsten Angriffen aussetzten. Wohl noch niemand vor diesem Dichter ist so tief in die Qualen, Schrecknisse und Wildheiten des Körperlichen geschritten. Wer darin nur einen Rausch krankhafter Begierden sah, konnte nicht gewahr werden, wie hier das irdische Inferno in die seeligen Ordnungen der Musik aufstrebte. Jahnn folgte einer tragischen Gesinnung, die nirgend und unter keiner Bedingung paktiert, und er steht damit wider unsere Zeit der vielen und unsicheren Deutungen auf. Mächtig ist sein Ringen um einen großen Sinn des Menschen und der Welt. – Einmal treten dem Pastor Ephraim Magnus die Visionen eines Kopflosen, eines Handlosen, eines Kastrierten und eines Gekreuzigten entgegen. An jener Stelle heißt es:

Ephraim: Ihr seid mein Hirn, das nur in Stücke sprang und nun mit Blut durchsetzt verkehrt im Schädel sitzt!

Der Gekreuzigte: Freund, Blut und Hirn — grinst bei den Schlächtern auf der Tonbank. Merk' dir, wir sind kein Fraß — vielmehr bereits gefressen.

Ephraim: Bist du verdammt?!

Der Gekreuzigte: Es gibt nicht die Variationen aller Dinge. Die Frage kann nur lauten: Bist du oder bist du nicht?

Ephraim: Nun denn: Bist du?

Der Gekreuzigte: Ich war.

Ephraim: Bist du?!

Der Gekreuzigte: In dir.

Ephraim: In mir??! So bist du nicht?!

Der Gekreuzigte: Ich war.

Ephraim: Ich bin genarrt. Jedoch — du warst. Du sagtest mir: Du warst. — Ich schwitze Blut. — Du sagtest mir: Du warst. Was tat man dir, daß Sein ein Ende nahm, vielmehr, nicht aufhielt, sondern nur, daß du ein Ich wardst: Du — ich? Sag' mir, was nur geschah! Was tat man dir, daß ich geboren ward?! Du sagst es so. Daß ich geboren ward?! Ich fühle wohl, daß Leben und Geborenwerden gar nichts mit Weib und Mann, mit Blut und Samen, Brunst und Lust zu schaffen hat.

Alfred Döblin ist der Schöpfer einer modernen Gattung des Epos. Die Individualschicksale stehen darin nicht in der vordersten Reihe, sondern die kollektiven Mächte, die Ideensysteme der Natur, welche die Welt im großen bewegen. Alles ist Gebilde: angeschaut und anschaubar, – die Einzelschicksale konzentrieren sich daher trotz ihrer Fülle und Leidenschaft, unverstellt und unverwässert durch erklärende Psychologie, auf den genauen Raum, der ihnen in der Gesamtvision zukommt. Eine Kritik: „Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die geniale Konzeption des Rebellenführers Wang-lun oder das Talent des Erzählers, der ungeheure Massen mit der Ruhe epischer Schilderung bewältigt." Eine andere: „Tausendjährige Kultur umweht uns in diesem Buch." – Einige Zeilen aus den „Drei Sprüngen des Wang-Lun":

„Mit einmal war das Licht aus der Menge der Kardinäle, Priester und Frommen gerissen. Die Hochbetitelten, die Magister, die Überströmenden, die Gesetzesfürsten, liefen durcheinander, Sandkörnchen, und rollten nur, rollten. Aus den weihrauchdampfenden Korridoren lief das schreckliche Gerücht, wie eine schwarze Katze schleichend, heimlich sich an die Wände zur Seite drückend, die Höfe kreuzend, dann mit einem klatschenden Absprung der Hinterpfoten hoch, in eine beschwingte Fledermaus verwandelt, breiter, ein gelles Pfeifen ausstoßend, als klumpige, schwefelhelle Wolke am Horizont fliegend, den Himmel bedeckend."

Der Umkreis

Zuletzt noch einige Perspektiven, einige „Querschnitte", die uns die Reichweite unserer Verlagstätigkeit vergegenwärtigen.

Um die Wirkung der individuellen Leistungen zu steigern, haben wir sie gern in Gruppen zusammengefaßt. Sie brachen der Eigentümlichkeit des einzelnen Verfassers nichts ab, ließen ihn aber an der Kraft

großer, dem Publikum sofort verständlicher, anonymer Begriffe teilnehmen. Jeder weiß, was ihm in unserer Pantheonausgabe geboten werden soll, jeder begriff an ein paar Beispielen, was die Sammlung „Der Große Roman" oder „Eine neue Romanreihe" meinte und was die „Schriften zur Zeitgeschichte", die „Dichtungen und Bekenntnisse aus unserer Zeit" bezweckten. Die weiteste Verbreitung aber wurde den sofort nach der Begründung als kulturelle Notwendigkeit empfundenen Bibliotheken wohlfeiler moderner Romane zuteil (die frühere „1-Mark-Bibliothek", „Fischers Romanbibliothek" und „Der wohlfeile gute Roman"). Minderwertiges blieb grundsätzlich ausgeschlossen, nach oben war dem Wert eines Buches keine Grenze gesetzt. Wir hatten die Freude, durch die billigen Ausgaben einem Meister wie Theodor Fontane endlich zu der breiten Popularität zu verhelfen, die ihm vorher versagt blieb. Dies ist uns eine um so größere Befriedigung, als Fontane seiner geistigen Einstellung nach längst, bevor wir ihn verlegen durften, dem bei uns vereinigten dichterischen Streben nahe stand.

Wäre es nicht zu äußerlich programmatisch, so könnten wir den Bestand unserer Verlagswerke in noch mannigfache andere Gruppen zerlegen: das Frauenbuch, das Reisebuch, der Essay, das nordische Buch und so fort. Folgen wir ein wenig der Laune dieser Teilung, ohne die Bände in den Regalen umzuräumen. Wir könnten eine Reihe Frauenbücher zusammenstellen. Darunter verstehen wir natürlich nicht alle von Frauen verfaßten Werke, sondern nur solche, in denen etwas Spezifisches aus der Natur und Erfahrung der Frau niedergelegt ist.

Hedwig Dohm, geboren 1823, ist in den Büchern, die sie zwischen ihrem 73. und 80. Lebensjahr bei uns herausgab, eine Ahnin derer, die stolzen und

lauteren Herzens um die Erkenntnis des Wesens und der Rechte der Frau kämpften. Ihre Erziehungsschrift „Die Mütter“ beginnt mit Sätzen, die den Grundklang ihres ganzen Schaffens geben:

„Der mongolische Kaiser Dschingis, der die Kindes- und Elternliebe der Chinesen kannte, deckte, als er sie bekriegte, seine Vorhut mit den Kindern und Eltern seiner Feinde. So decken die Antifeministen mit der Mutterschaft ihre Argumente, um die Invasion des weiblichen Feindes in ihre Gebiete zu verhindern.“

Wir denken ferner an die große Erzieherin Ellen Key, deren Tod wir in diesem Jahre zu beklagen hatten. In welchem Sinne sie ihren Kampf führte, spricht sie folgendermaßen aus:

„Wie die Linien auf der Innenseite der Hand zusammenlaufen, sich schneiden und wieder trennen, so bilden auch die Zeitgedanken in ihren einander begegnenden oder sich kreuzenden Bahnen ein geheimnisreiches Liniennetz. Der Wahrsager sucht in der Hand nach der Lebenslinie; der Deuter der Zeichen der Zeit forscht überall nach derselben Linie.

Dies habe ich auf dem Gebiete getan, auf dem ich vor allem ein ‚Verführer der Jugend‘ genannt wurde. Dieses Namens, den so mancher Größere als ich vor mir erhalten hat, hoffe ich würdig zu bleiben. Denn wozu ich die Jugend zu verführen suchte, das war, ihre Seele zu vergrößern und ihr Leben zu verschönern durch das Wagnis, an die Seele und an den Traum in einer Welt zu glauben, in der alles darauf abzielt, die Seelen zu fesseln, und alle den Träumer belächeln.

Mit Gewissensruhe habe ich die damit verbundene Verantwortung getragen, in der Überzeugung, daß jede aus innerer Notwendigkeit ausgesprochene Meinung von einer gewissen Art von Anhängern in ebenso hohem Grade mißbraucht, wie von einer gewissen Art von Gegnern mißdeutet wird. Wenn die Furcht vor diesen unvermeidlichen Folgen das Suchen nach der Wahrheit hätte hemmen können, dann läge nun die Welt des Glaubens ebenso wie die des Gedankens öde und leer da.“

Mag Ellen Key gleich das Wort behalten, um den Schriftwechsel zwischen Browning und Elizabeth

Barrett-Barrett zu charakterisieren, der in diesen Kreis mit einbezogen werden kann: „Zwei große Genies, die zugleich zwei echte Vollmenschen gewesen sind, die jedes des anderen erste und einzige große Liebe waren und die beide in einem Zusammenleben des höchsten Glückes die Echtheit ihres Gefühls bewiesen haben. Darum ist ihr Briefwechsel geradezu ein Offenbarungsbuch für alle jene, die an die Möglichkeit einer vollkommeneren Menschheit durch ein seelenvolleres Liebesglück glauben."

Einen Abriß des Wesens der russischen Frau, ihrer schmerzensreichen Geschichte und ihres Einflusses zu geben unternimmt das Buch „Die Russin" von Nadja Strasser. Da ist nichts Systematisches, Trockenes, wissenschaftlich Aufgetakeltes, aber auch nichts bloß Geistreiches, Kapriziöses, Unechtes. Die Schriftstellerin, spürt man, ist von derselben Art wie die, von denen sie erzählt. Mit der innerlichen Gewissensförderung, die alles Seelenhafte hat, folgen wir ihr durch die russische Geschichte, erfahren von den Frauen der Katharinazeit, von den edlen Dekabristenfrauen, die ihren Männern und Verwandten in die Verbannung nachzogen, und folgen immer weiter bis in die Zeit der jahrzehntelang schwelenden und auflodernden und ausbrechenden Revolution.

Auch Romane sind in diesem Zusammenhange zu nennen, von denen einige, so sehr das Künstlerische ihre Absicht und Rechtfertigung ist, durch etwas authentisch Frauenhaftes im Ton emporgetragen wurden. Gabriele Reuters Ruhm datiert von ihrem Roman „Aus guter Familie" her. Thomas Mann verteidigte den dichterischen Rang des Buches, der in Gefahr war, über dem aktuellen Erlebnis seiner kämpferischen Wucht übersehen zu werden:

„Was ist der Ruhm? Ein Mißverständnis. Gabriele

Reuters ‚Aus guter Familie' ist von der Frauenbewegung emporgetragen worden. Ein bekannter ‚Frauenrechtler' soll, so las ich, geäußert haben, wenn er Kultusminister wäre, so würde er dieses Buch in Hunderttausenden von Exemplaren drucken und verteilen lassen. Er täte ungemein wohl daran. Wenn ich Kultusminister wäre, so würde ich jeden vorzüglichen Roman in Hunderttausenden von Exemplaren drucken und verteilen lassen: es wachsen ja deren nicht so überwältigend viele auf deutschem Boden. Allein die Meinung, gerade dieses Buch sei im Innersten zu Agitationszwecken im Sinne der ‚Frauenemanzipation' geeignet, ist eine Naivität — und nichts weiter."

Wenn später Else Jerusalems Roman „Der heilige Skarabäus" eine ähnlich unmittelbare Wirkung zunächst aus dem Stoffe zu ziehen schien, so doch gerade deshalb, weil der ernste Stoff durch weibliches Mitgefühl des Schroffen und Agitatorischen beraubt war.

Das verrufene Rote Haus der Wiener Schwarzspaniergasse, nahe dem Garnisonhospital, ist der Schauplatz der Geschichte, und seine Heldin ist das Kind einer Dirne. Von ihr sagt Felix Salten: „Dieses Geschöpf kennt überhaupt keinen anderen Weg in der Welt als den Weg der Dirnen. Und wie sie dann zu der Erkenntnis der großen, wirklichen Welt gelangt, wie sie dann mit dieser Welt der Starken, der Anständigen und Gerechten ringt, wie sie den Weg zur Freiheit und zur Ruhe und auch zum Bauernland findet, das ist mir ein Konflikt, so menschlich, so tief und so dichterisch wie nur irgendeiner."

Die Fraulichkeit bildet die immanente Propaganda eines Werkes wie „Vögelchen" von Friderike Maria Winternitz, frauliches Verständnis liegt den Büchern von Alice Berend, Charlotte

Knoeckel, Marta Karlweis zugrunde, um mit den Namen nur dreier Künstlerinnen drei verschiedene Kunstgattungen zu nennen.

Wir sehen in mehreren Reihen von Büchern sich eine friedliche Eroberung des Erdballs mit den Sinnen, der Seele, dem Gedanken vollziehen. Reisebücher betrachten die farbige Erscheinung der Welt, Essays durchmessen ihre inneren Provinzen, und in den Literaturen der fremden Länder kommen diese selbst zu uns.

Unter den Reisenden möchten wir unseren herrlichen Arthur Holitscher voranstellen. Er hat uns große Stücke des Planeten gleichsam heimgebracht, so stark ist seine Kraft der temperamentvollen Vergegenwärtigung. Mehrfach ist er weit nach Osten und Westen ausgezogen, um neue Formen des menschlichen Gemeinschaftslebens zu studieren und womöglich Ansätze zur Verwirklichung seiner sozialen Sehnsüchte festzustellen; doch so gern er die noch utopische Zukunft grüßt, er hat ein unbestechliches Auge für die Wahrheit der Gegenwart. Er suchte den Fortschritt der Menschheit in Amerika, Sowjetrußland, dem kommunistischen neuen Palästina und betrachtete zuletzt den Zustand der ostasiatischen Völker. Er hat die Leidenschaft zum kollektiven Elan in Arbeit und Gesinnung, weil er die Qualen der Einsamkeit kennt. (Unvergessen sei ihm sein viel zu wenig beachteter Roman „Worauf wartest du?“) Emil Ludwig zeigt sich in der „Reise nach Afrika“ als souveräner Organisator eines großen Stoffes; es ist ein geistreiches Vergnügen, ihm bei der Porträtierung von Stanley, Peters, Rhodes zuzusehen, ihn durch die Gesellschaft von Johannesburg zu begleiten, zwischen den Sklaven der Diamanten und den Herren des Goldes. Norbert Jacques fährt dreitausend Kilometer den

Jangtse hinauf und notiert dabei dreitausend Kilometer Tatsächlichkeiten; ebenso sieht er auf seiner Brasilienfahrt die „Heißen Städte“ nicht mit Ästhetengeschmack, sondern mit wildem, kühnem Tropengeschmack. Justus Schmidel schildert seine Erfahrungen in der „Harten Schule“ Amerikas warm, einfach und anschaulich, aber mit der Anlage, die ganze Welt als ein heimlich anziehendes Indianerbuch zu empfinden. Marie von Bunsen fuhr im Ruderboot durch Deutschland. Sie setzte, wenn sie vollen oder halben Wind hatte, ein kleines Segel auf, badete in Wasser und Luft, nahm den Hafen, wo es ihr paßte, und hielt Augen und Seele offen. Bei ihren Fahrten auf der Havel, auf Werra und Weser, schildert sie nicht nur die Landschaft, sondern die Kultur. Sie schläft heute im Dorfwirtshaus, morgen im herzoglichen Schloß; wie Fontane liebt sie das Anekdotische und das Historische. Alfred Döblins „Reise in Polen“ ist erstaunlich durch die zwanglose Fülle der sinnlich-geistigen Aspekte der Städte, Landschaften, Völker. Der Freiheitsgedanke leitet ihn, der Staat und die Staatlichkeit wird kritisch geprüft, ihre heutige Überschätzung und ihr erdrückender Anspruch werden abgelehnt. Alfred Kerr preist die ganze „Welt im Licht“ als das leuchtende Geschenk zwischen Nochnichtsein und Nichtmehrsein. Hermann Hesse sieht sie in Indien, in den Alpen, in Süddeutschland und Italien als Bilderbuch des Lebens, Otto Flake als „Logbuch“ für dichterisch geistige Inschriften.

Unsere Essaybücher breiten den inneren Reichtum des Daseins vor uns aus, in seinen künstlerischen, gedanklichen, materiellen Trieben und Verwandlungen. Hierher rechnen wir etwa Rudolf Kaßners Philosophie, Richard Muthers Werk „Die Belgische Malerei“, Julius Meier-Graefes

„Spanische Reise", Oskar Bies Standardwerk „Die Oper", das „Ich und die Dämonien" von Carl Ludwig Schleich und desselben Verfassers „Schaltwerk der Gedanken", das „Erleben" von Adolf Koelsch, Zieglers „Gestaltwandel der Götter", Richard Lewinsohns „Umschichtung der europäischen Vermögen" und noch vieles, was Klarheit in Einzelerscheinungen und Gesamtkomplexe brachte. All das fügt, fern von der Trockenheit des Spezialistentums und fern von Eigenbrötelei, Steine in den Bau der Welterkenntnis. Und nun sehen wir den weitesten Kreis um uns gezogen: den einer völkerverbindenden Weltliteratur der Gegenwart!

Wenn die Literatur des romanischen Kulturkreises bei uns nur sporadisch vertreten ist, so zeigt das nicht an, daß wir sie geringer achteten als andere Literaturen. Wir haben besonders über die Äußerungen des französischen Geistes in der „Neuen Rundschau" stets Bericht erstattet und dürfen auch auf das Werk von Arthur Eloesser „Literarische Porträts aus dem modernen Frankreich" verweisen. Wir brachten immerhin die Hauptwerke d'Annunzios aus seiner Vorkriegsepoche, die bedeutende sardinische Erzählung „Asche" von Grazia Deledda, starke Romane von Mathilde Serao, die kastilianische Geschichte „Sankt Pons" von Victor Català. Im ganzen blieben wir zurückhaltend, weil wir Wesentliches aus der Produktion, zumal unserer westlichen Nachbarn, anderweit in guter Pflege sahen, es vielen Lesern im Original leicht zugänglich wußten, und auch, weil wir es oft einer in sich geschlossenen Kultur so innig zugehörig empfanden, daß es, in eine andere mit anderem Sprachgeist verpflanzt, leiden mußte.

In großer Breite dagegen haben wir durch Jahrzehnte wiedergegeben, was die verhältnismäßig

kleinen nordischen Länder uns zu bieten hatten: in urtümlicher Frische und verwandtschaftlicher Verständlichkeit die Ideen, welche überall die Welt bewegten und doch erst durch eine überzeugende künstlerische Anschaulichkeit glaubwürdig gemacht werden mußten.

Wir sprachen von Ibsen, Björnson, Bang, Geijerstam, Ellen Key. Wir weisen auf Arne Garborg. Er gehörte zum Friedrichshagener Kreise der Laura Marholm, Ola Hansson, Bölsche, Wille, der beiden Harts. Der deutsche psychologische Roman empfing von ihm die entscheidenden Anregungen. Wir weisen auf Peter Nansen, der ein Stück Paris nach Norden brachte, woher dann wir es empfingen: eine neue Grazie, eine neue Süße und eine Sentimentalität, deren man sich nicht zu schämen brauchte. Johannes V. Jensen machte den absterbenden Mythos aufs neue mündig: Journalistische Nähe und herzliche Unbefangenheit weckten die Vergangenheit der Menschheit zu frischem Dasein, hoben die Entfernungen auf und erhöhten den gegenwärtigen Alltag ins unkonventionell Heroische. In seinem Romanzyklus „Die lange Reise" hat er es sich zur Aufgabe gemacht, die Urkräfte seiner nordisch-germanischen Heimat von ihrem kosmischen Ursprunge her bis zur Mündung in die Kulturmenschheit zu verfolgen. Als erstes Buch daraus brachten wir den Roman „Der Gletscher", eine neue Genesis, ein neues Schöpfungsgedicht vom ersten Menschen. Jensens Tendenz ist mit einem Wort die viel umstrittene und von ihm zum Kern aller seiner Anschauungen erhobene Lehre: vom Norden ist der Mensch ausgegangen, vom Norden geht er immer wieder aus. Jensen entrollt in ungeheuren, prachtvollen, von Tapferkeit und Lebenswillen durchpulsten Bildern, in kühnen Zusammenfassungen und

Abkürzungen, mit einem bis in unsere Zeit hineinblitzenden Humor von Analogien und Anspielungen das Gemälde von der Ur-Robinsonade der Menschheit. Wir sehen das erste Feuer, das erste Kleid, das erste Haustier, das erste Lächeln, die erste Liebe. Und später den ersten Priesterbetrug, die erste Musik. Wir sehen den ersten Herrscher und die ersten Unterjochten. Und während in den Schilderungen, vor dem ungeheuren Hintergrund der nordischen Eislandschaft, in den Verknüpfungen mit dem Ursprung der Jahreszeiten, der Veränderung des tierischen Lebens, den Gesetzen des Klimas, nichts zu geschehen scheint, als was notwendigerweise nach den Ursachen geschehen muß und nach den Mitteln der Wirklichkeit geschehen kann, tauchen urmythische Bilder der Menschheit auf und grüßen herein. Bei all der unermeßlichen Härte, Not und Gefahr, durch die Jensen den Menschen hindurchtreibt, schimmert doch über seiner Welt, und das ist das Schönste daran, ein mildes Bekenntnis: „Alles, was neu ist und was besteht, beginnt in Liebe."

Als eine der interessantesten Gestalten aus dem Norden führten wir Aage Madelung mit seinem Buche „Jagd auf Tiere und Menschen" ein. Man merkte sofort: hier war das Schreiben kein Metier, bei diesem Primitiven und Raffinierten in einer Person war kein Ehrgeiz der Antrieb, sondern bei ihm trat die Kunstkraft wie etwas Selbstverständliches aus seiner Erlebniskraft von ungeheurer Spannung heraus: Madelung gehört zu den Urwissenden: Tiere sind ihm so vertraut wie Menschen, Menschen erscheinen so dumpf und triebhaft wie Tiere, und alle seine Kreaturen haben eine dämonische Vitalität in sich. Bevor Madelung die Feder führte, lebte er. Er war schwedischer Dragoner und Feldhüter in

Podolien und Wolhynien. Er hat dort viele Lebenstage auf dem Pferderücken zugebracht und viele bunte Abenteuer erlebt. Er lernte die Juden kennen, die eingeborenen Schmuggler, die Grenzgendarmen, die Zigeuner und Pilger aus Beßarabien. Mitten in der Choleraepidemie des Sommers 1894 traf er in Petersburg ein, wo die Menschen aus Angst wilde Feste in der chlorkalkstinkenden Stadt feierten; Madelung wurde angesteckt, seine Bärennatur rang aber die Krankheit nieder. Dann finden wir ihn in Kopenhagen als Kohlenhändler. Aber das ruhige Leben behagte ihm nicht, er dachte daran, sich der Tierheilkunde zu widmen, wurde aber Butterhändler in Rußland. Er bereiste das Land kreuz und quer, lernte die Bauern und Gutsbesitzer kennen, erlebte die erste Revolution von 1905, sah Mord und Brand und Pogrome, befuhr die Wologda, Suchona und die Dwina hinab bis Archangelsk. Dann erst wurde er Schriftsteller.

Vereinzelte Werke von Knut Hamsun und Selma Lagerlöf erwarben wir für unsere populäre Romanbibliothek. Wir schließen noch folgende Namen aus dem nordischen Schrifttum an: Johan Bojer, Laurids Bruun, Jonas Lie, Henning Berger, Otto Rung. Das moderne Rußland ist bei uns durch zwar erst wenige, aber wesentliche Autoren repräsentiert. Am Anfang unserer Laufbahn brachten wir Dostojewski und Tolstoi, doch haben wir die Editionen ihrer Werke eingestellt, als sich das Einheimische in dichter Fülle herandrängte. Nur der Chadschi Murat aus Tolstois Nachlaß findet sich in der Wohlfeilen Romanbibliothek. Für das aus der klassischen literarischen Tradition Rußlands Kommende ist in Deutschland viel getan worden, es erübrigte sich für uns, dort anzuknüpfen. Die seelische Tradition des Landes allerdings setzt sich, durch keine Umwälzung

zu brechen, in vielen jüngeren Schriftstellern fort. Das Überzeitliche der Heimat, das Unerschöpfliche ihrer Natur, ihre volkstümlichen Gebräuche und Legenden, spiegelt sich in Alexei Remisows Roman „In blauem Felde" wider. Der Schatz seiner Erinnerungen ist so groß, daß er sich, zumal da er Raum für seinen gütigen Humor, für seine freudige Teilnahme am bunten Bildwerk des Daseins braucht, die Form auflockern und anbequemen mußte. Iwan Bunin, so russisch er im Wesen blieb, hat oft westliche Prägung in seiner formalen Konzentration. Seine Meisternovelle „Der Herr aus San Franzisko", die sich schon thematisch der weiten Welt offen zeigt, haftet noch frisch im Gedächtnis unserer Leser.

Mit einem seiner Hauptwerke, dem Roman „Die Sonne der Toten", warben wir im vorigen Jahre für den großen Dichter Iwan Schmeljow um Gastrecht in Deutschland. Ein mehr als Fünfzigjähriger bereits, lebt er verbannt in Paris. Was er überstanden hat, davon gibt die erschütternde Sterbemusik jenes Romans Kunde; er führt uns in die Krim, wo nach der Revolution alle lebenden Kreaturen dem Untergange durch Hunger und Gewalt preisgegeben waren. Selten wohl ist die Unermeßlichkeit des Leides, das Nichtbegreifenkönnen unverschuldeter Schicksalshärte, das brennende Gefühl eines sicheren, ewigen Rechtes gegen das dem Irrtum unterworfene zeitliche Recht so machtvoll gestaltet worden wie durch Schmeljow.

Richten wir unseren Blick endlich auf das, was wir von den Völkern des englischen Sprachkreises unserm Publikum vermittelt haben und weiter vermitteln wollen, um an der Verwirklichung des Begriffes einer lebendigen Weltliteratur mitzuarbeiten. Seit 1904 setzten wir uns für den erstaunlicherweise noch

immer sehr unbekannten großen englischen Dichter George Meredith ein. Meredith steht als Psychologe in allererster Reihe nicht nur eines Jahrhunderts. In der Fähigkeit, die Seele bis in ihre letzten Fasern, bis in ihre innersten Verstecke zu verfolgen, hat er kaum seinesgleichen. Dieses ist um so mehr zu bewundern, als er kein Moralist ist und nicht als solcher mit vorgefaßten Wertungen und vorgefaßtem Mißtrauen an die Menschen geht. Er ist vielmehr ein Ethiker, einer, der nicht Vorschriften machen will, sondern Gesetze erkennt. Zöge man aus seinen Büchern nur die Worte der Weisheit, so würde das genügen, Meredith einen Platz neben Montaigne und Emerson anzuweisen. Dazu ist er ein Dichter von jener spezifischen englischen Reinheit der Menschengestaltung und der intimen Kenntnis der Natur, die der gebildete Engländer aus seinem Leben auf dem Lande, aus der Kultur des Körpers und dem Sport gewinnt. Die Frauen sind mit einem Tiefsinn geschildert, der Meredith zu den Dichtern und Künstlern des 19. Jahrhunderts gesellt, die auf dem Grunde einer seelenhaften Kultur für die Emanzipation der Frauen eintraten; wie er denn auch mit den Brownings, mit Rossetti und Carlyle intim befreundet war.

Durch die Mitarbeit Max Meyerfelds wurden wir in die Lage versetzt, die Lebenstragödie Oscar Wildes in völlig neue Beleuchtung zu rücken. Wir brachten die Urausgabe seines Bekenntniswerkes „Epistola", von dem im Jahre 1905 ein Bruchstück unter dem Titel „De Profundis" herausgegeben worden war. Der vollständige Text war aus privaten Gründen in England zurückgehalten worden. Aus Wildes Strafzeit stammen auch die neunzig „Letzten Briefe", die sämtlich an seinen Freund Robert Roß gerichtet sind. Meyerfeld berichtet darüber: „Sie sind bisher

nur zu einem Teil und bruchstückhaft in englischer Sprache bekannt geworden, so daß diese deutsche Veröffentlichung nahezu als Urausgabe bezeichnet werden kann. Der unerreichte Meister des geschliffensten Dialogs und der Mensch mit dem tragischen Schicksal kommen in diesen privaten Kundgebungen gleichermaßen zur Geltung. Sie enthüllen ein epistolares Talent ersten Ranges."

Zu diesen Schriften kommt die Biographie Wildes von Frank Harris. Dieser, ein naher Freund des Dichters, hat aus vollkommener Kenntnis des Materials unter Benutzung der Prozeßakten und zahlreicher, bisher unveröffentlichter Dokumente die Darstellung der Tragödie Wildes unternommen. Wir erleben die Entwicklung eines Menschen von außergewöhnlichen Vorzügen, Leistungen und Gaben, von Vornehmheit und Güte, bis zu seinem Scheitern am Granitfelsen des englischen Puritanismus. Der Wert des Werkes wird noch erhöht durch den ausführlichen Anhang, in dem u. a. Robert Roß eine ergreifende Darstellung der letzten Tage Wildes gibt und Bernard Shaw, der den unglücklichen Dichter ebenfalls kannte, seine Erinnerungen mitteilt. Shaws Urteil: „Es ist das beste Lebensbild von Wilde . . . Wildes Andenken wird mit ihm stehen oder fallen." Eine Ergänzung bietet das Bändchen „Gespräche mit Oscar Wilde" von Housman. 1907 war Wildes „Florentinische Tragödie" bei uns erschienen, 1909 der Essayband „Ästhetisches und Polemisches".

Dem Namen des dritten Meisters von den englischen Inseln, dem G. B. Shaws, brauchen wir an dieser Stelle kein Wort beizufügen. Wir sehen Shaw seinen Freund und getreuen Übersetzer Siegfried Trebitsch grüßen, ihn, der in seiner eigenen Produktion merkwürdige und interessante Themen erfunden hat.

1906 boten wir übrigens eine schöne Legende „Der heilige Brunnen“ von Shaws irischem Landsmann J. M. Synge dar. Darin wird in herben, holzschnittmäßigen Linien das Schicksal eines blinden Bettlerpaares gezeichnet, das durch ein Wunder sehend wird, sich aber, von der Grausamkeit der Welt abgestoßen, wieder in seinen früheren Zustand zurücksehnt.

Durch seinen Gegenstand wie durch den Rang des Verfassers gleich beachtenswert fanden wir Lytton Stracheys „Queen Victoria“. Das Buch umfaßt das bedeutsame, durch den Namen der Queen bezeichnete Kapitel Weltgeschichte. Wir können daran lernen, wie sich selbst Haupt- und Staatsaktionen menschlich heiter und intim, unterhaltsam, gesund, anziehend darstellen lassen.

Der Geburt nach Engländer, in seinem geistigen Habitus aber ganz Amerikaner ist der bereits mehrfach genannte Frank Harris. Er hat das Frische, Unverbrauchte, Unverzagte und Ungestüme, das wir an den besten Bewohnern der Neuen Welt bewundern.

Wir haben uns von dem planenden und unternehmenden Geist drüben manches Positive und Negative erzählen lassen, erst neulich durch Julius Hirsch in seinem so gründlichen wie unterhaltsamen „Amerikanischen Wirtschaftswunder“ und schon vor zehn Jahren durch den amerikanischen Soziologen Gustavus Myers in seiner „Geschichte der großen amerikanischen Vermögen“, worin wir die Entwicklung der Kapitalbildung von den Anfängen bis zu den höchsten Höhen der Vertrustung mit allen Begleiterscheinungen des Egoismus, der Grausamkeit und Immoralität vor Augen hatten.

Am unmittelbarsten äußerte sich die Jugend des Erdteils in seiner Dichtung. Cläre Goll hat eine ansprechende Anthologie jüngster amerikanischer

Lyrik unter dem Titel „Die neue Welt“ zusammengestellt, von dem bedeutendsten Dramatiker der Gegenwart in den Vereinigten Staaten, Eugene O'Neill, erfuhren wir neue Arten monologisch sich steigernder Kraft, neue Energien durch Vereinfachung. Vor allem aber besitzen wir das Werk Walt Whitmans mit seinen gigantischen Perspektiven in die Demokratie einer freien Menschheit in der vollendeten Nachdichtung von Hans Reisiger. Wir schließen mit einer seiner Hymnen:

Mein Geist ist mitfühlend und leidenschaftlichen Willens
um die ganze Erde gereist,
Ich habe nach meinesgleichen gespäht und Liebenden
und fand sie in allen Ländern bereit für mich.
Ich glaube, mich machte eine göttliche Kraft ihnen gleich.
Ihr Wasserdämpfe, mit euch wohl bin ich aufgestiegen,
gereist zu fernen Kontinenten und dort gesunken,
Ich habe mit euch wohl geweht, ihr Winde,
Ihr Wogen, mit euch an jeder Küste gespielt,
Ich habe mich durchgedrängt, wo immer ein Fluß oder
Meerende auf diesem Erdball sich durchgedrängt hat,
Ich habe Fuß gefaßt auf dem Sockel von Halbinseln und
auf den hochgelagerten Felsen, von da zu rufen:
Salut au monde!
Wo irgend Licht oder Wärme die Stätte durchdringt,
diese Stätte durchdringe auch ich,
Zu allen Inseln, zu denen Vögel sich hinschwingen, schwinge
auch ich mich hin:
Gegen euch alle, in Amerikas Namen,
Erhebe ich die senkrechte Hand, die gebe das Zeichen,
Daß es nach mir in Sicht bleibe für immer,
Für aller Menschen Heim und Herd!

RUDOLF KAYSER

Die „Neue Rundschau“

Am 29. Januar 1890 erschien das erste Heft der von S. Fischer begründeten und von Otto Brahm

geleiteten Wochenschrift „Freie Bühne für modernes Leben". Als Kampforgan der naturalistischen Weltanschauung gegründet, erweiterte sich die Zeitschrift allmählich zu einer allgemeinen kritischen Tribüne und zur führenden deutschen Monatsschrift. Im Almanach „Das 25. Jahr" hat Oskar Bie, der über fünfundzwanzig Jahre lang die Redaktion unserer Zeitschrift führte, ausführlich die Geschichte der „Neuen Rundschau" bis zum Jahre 1911 erzählt. Sie ist zugleich eine Art Geistesgeschichte in nuce, da ja schon zu Zeiten der „Freien Bühne" neben die Dichtung und ihre kritische Betrachtung auch Wissenschaften und soziale Probleme getreten waren.

Arbeit und Sinn der Zeitschrift schienen aufs äußerste gefährdet, als der Kriegsausbruch jedes geistige Schaffen sinnlos zu machen drohte. Die europäische Gemeinschaft – schweigende Voraussetzung jeder publizistischen Tätigkeit – schien ja für alle Zeit zerrissen und die Übermacht des materiellen Lebens unbezwingbar. Trotzdem blieb Erkenntnis und Kritik der Gegenwart die dringlichste und verantwortungsvollste Aufgabe. Zeit – das ist ja nicht nur der Hauptbestandteil des Wortes Zeitschrift, sondern ihr eigentliches Ziel und ihre schöpferische Leidenschaft. Aus der Struktur der Zeit heraus lebt die „Neue Rundschau". Diese Bindung an die Gegenwart erlaubt das Jungsein mit jeder Generation und garantiert zugleich die schöpferische Kontinuität des Geistes.

Bei aller Verbundenheit mit Deutschlands Schicksal blieb die „Neue Rundschau" auch während der Kriegsjahre frei von jedem zerstörenden Nationalismus. Aber auch die Katastrophenstimmungen der ersten Nachkriegsjahre, die so vielfach Gedanken und Gefühle verwirrten, ließen sie nicht ihr Ziel

vergessen. Nie schien es uns wichtiger, kritische Erkenntnis zu bewahren, als im Zeitalter der Propheten und Mystagogen. Die Nachkriegszeit öffnete nur langsam und vorsichtig die so lange verschlossene Welt. Da war es eine der wesentlichsten Aufgaben der „Neuen Rundschau", fremde und ungewohnte Landschaften unseren Lesern wieder sichtbar zu machen. In einer großen Zahl von Beiträgen schilderten Arthur Holitscher, Alfred Döblin, Otto Flake, Leo Matthias und andere Mitarbeiter ihre Eindrücke von Reisen in fremde Länder und Erdteile, die sie zum großen Teile im Auftrage unserer Zeitschrift ausführten. Polen, Rußland, Palästina, Indien, China, Japan; Spanien und Mexiko; Frankreich, England, Italien: nach allen Himmelsrichtungen öffnete sich die so lange versperrte Welt. Diese Betrachtung der Fremde aber wurde fruchtbar auch für die Erkenntnis unseres eigenen Landes und für den Wiederaufbau der europäischen Gemeinschaft.
Auch das Ausland begann bald nach Kriegsende durch seine bedeutendsten Schriftsteller wieder zu uns zu sprechen und so den Wandel des geistigen Lebens in den verschiedenen Ländern sichtbar zu machen. Jacques Rivière, der verstorbene Leiter der „Nouvelle Revue Française", veröffentlichte bereits im Jahre 1921 in der „Neuen Rundschau" einen Aufsatz „Die französische Dichtung in dieser Zeit" und führte so zum ersten Male nach dem Kriege den deutschen Leser auf die wichtigsten literarischen Persönlichkeiten und Bewegungen des zeitgenössischen Frankreichs hin. Überhaupt wurde es uns, nachdem die einseitige Ostorientierung der expressionistischen Jahre, die Deutschland – nach einem witzigen Wort von André Suarés – fast in Indien liegen ließ, überwunden war, bald deutlich, wie wesentlich auch für die Zukunft der europäische

Westen ist. Alfred Weber sprach in seinem Beitrage „Deutschland und der Osten" sehr eindringlich über diese neue Bedeutung der westlichen, vor allem auch der angelsächsischen Welt. Durch eine größere Zahl von Beiträgen wurden die Brücken zum geistigen Frankreich geschlagen: durch Ferdinand Lions Aufsätze „Das Elsaß als Problem" und „Von neuen Göttern" (eine Arbeit über den Unanimismus und Jules Romains), durch René Schickeles, Julius Meier-Gräfes und Annette Kolbs Betrachtungen über Paris und die regelmäßigen Literaturaufsätze von E. R. Curtius. Ganz vor kurzem erst legte Thomas Mann in der „Neuen Rundschau" seine „Pariser Rechenschaft" ab. Von französischen Dichtern kamen Paul Valéry, Romain Rolland, André Gide und Georges Duhamel zu uns.
Aber auch die anderen Länder schickten ihre edelsten Botschafter. Mit Eugene O'Neills Drama „Kaiser Jones" wurde das stärkste Bühnenwerk des heutigen Amerikas zum ersten Male in deutscher Sprache veröffentlicht. Der spanische Philosoph José Ortega y Gasset schrieb über „Kosmopolitismus", Miguel de Unamuno über „Don Quichottes Grab". Von Russen nennen wir Maxim Gorki, der in unserer Zeitschrift seine Erinnerungen an Lenin veröffentlichte. Eine größere Zahl neuer russischer Erzähler kamen in unseren Heften wohl überhaupt zum ersten Male in deutscher Sprache zu Worte: Bunin, Schmeljow, Remisow, Ehrenburg. Von Bernard Shaw brachten wir vor allem die erste deutsche Veröffentlichung der „Heiligen Johanna". In einer Reihe von Sonderheften wurde – durch ausländische und deutsche Mitarbeiter – versucht, Querschnitte durch die Gegenwart verschiedener Länder zu legen. Im Mittelpunkt unserer Zeitschrift aber steht nach wie vor das literarische und kritische Schaffen des

heutigen Deutschlands. Von Gerhart Hauptmann und Thomas Mann spannt sich die Brücke zu Flake, Döblin und den Jüngsten. Von Hauptmann brachten wir in den letzten Jahren vor allem Fragmente aus dem Epos „Till Eulenspiegel", von Thomas Mann die Novelle „Unordnung und frühes Leid", von Jakob Wassermann die Novelle „Das Gold von Caxamalka", von Hermann Hesse die indische Erzählung „Siddhartha". Alfred Döblin, Oskar Loerke, Reinhard Goering, Fritz von Unruh, Josef Ponten, Hermann von Boetticher, Max Brod, Gottfried Benn, Berthold Brecht . . . erschienen als Dichter einer jüngeren Generation. Ebenso wesentlich aber wie die eigentliche Dichtung ist uns der kritische Essay, kritisch nicht nur gegenüber den Werken, sondern der Gesamtheit geistiger Erscheinungen der Zeit, kritisch aus Leidenschaft. Auch im Gebiete des Essays heben sich die Individualitäten deutlich hervor, ebenso deutlich wie auf dem Gebiete der Dichtung: unseres unvergeßlichen Moritz Heimann weiser Ernst, Heinrich Manns freiheitliches Denken, Otto Flakes westliche Rationalität, die Musikalität Oskar Bies, das Kunsterleben Wilhelm Hausensteins . . ., auch hier die Jüngeren: wie Loerke, Döblin, Flake, Musil, Paquet, Matthias, Kayser . . . Alfred Kerr zieht regelmäßig das Fazit der Theaterwinter; neue Bücher werden periodisch besprochen.

Die Dichtungen und essayistischen Beiträge sprechen aber nicht nur für sich selbst, sondern lassen auch die neue Wendung der Zeit sichtbar werden. Nach den maßlos verströmten Ekstasen wird jetzt in allen Lebensbezirken die Tendenz zu neuer Wirklichkeit und Sachlichkeit sichtbar. Diese Wirklichkeit ist die Substanz des kollektiven Lebens der Gegenwart und ihre bezwingende Kraft. Gegenüber den romantischen Anklagen gegen die Zeit ver-

öffentlichte in einem unserer letzten Hefte Otto Flake seine „Ehrenrettung der Zeit“: eine souveräne Bejahung der Wirklichkeit in ihrer heutigen Form. Für Alfred Döblin ist das Wirkliche vor allem die vielfältige Macht der Natur. Auch für die Realität der Persönlichkeiten schärft sich der Sinn. So brachte die „Neue Rundschau“ persönliche Zeugnisse und biographische Dokumente von Flaubert, Dostojewski, Tolstoi, die Erinnerungen an Oscar Wilde von Frank Harris . . .

Die „Neue Rundschau“ treibt keine Politik im Sinne der Parteien und Berufspolitiker. Aber mehr denn je ist das geistige Leben heute von politischen und sozialen Faktoren bestimmt. Die welthistorischen Probleme der Zeit, die soziologische Betrachtung des Lebens, die Macht der Wirtschaft: sie greifen tief auch in das geistige Leben ein und verlangen bestimmte Entscheidungen. Aus dieser Erkenntnis heraus legte in der „Neuen Rundschau“ Thomas Mann sein Bekenntnis „Von deutscher Republik“ ab. Frei von jeder parteilichen Bindung stimmen unsere politischen Beiträge doch in ihrem republikanischen und sozialen Willen überein. S. Saenger bestimmt durch seine politischen Chroniken und seine redaktionelle Mitarbeit diesen Bezirk der Zeitschrift. Die großen wissenschaftlichen Probleme der Zeit, vor allem auf naturwissenschaftlichem Gebiete, wurden in unseren letzten Jahrgängen von Albert Einstein, Ernst Cassirer, Ernst von Aster, Hans Reichenbach und anderen Forschern behandelt.

Produktive Geistigkeit: das ist der Sinn unserer Arbeit. Damit ist auch die verfängliche Frage nach Alter und Generation beantwortet. So sicher die Formen des Geistes im Verlauf des geschichtlichen Prozesses sich wandeln, so sicher bleibt seine Mission dieselbe. Im Negativen bedeutet das, daß eine

Zeitschrift ungeistig ist, sobald sie reaktionär wird und bei bestimmten Ausdrucksformen stehen bleibt. Allerdings ist die „Neue Rundschau" nicht mehr wie zu ihren Anfängen die Kampfzeitschrift einer bestimmten Weltanschauung. Ihr Radikalismus liegt nicht in der Erfüllung bestimmter Thesen, aber in der des Geistes und seiner aktuellen Lebendigkeit. Von Stendhal stammt das Wort, daß der Roman ein Spiegel sei, der auf einer großen Straße spazieren geht. Das gilt noch mehr von der Zeitschrift, deren Straße die Welt ist. Ein heller und beweglicher Spiegel zu sein: das ist die von Generation zu Generation fortwirkende Aufgabe unserer Hefte und Jahrgänge.

S. FISCHER

Bemerkungen zur Bücherkrise

I

Der Buchhandel wird sich in der Geschichte dieser Zeit das Jahr 1926 besonders merken müssen. Es zeigt einen Höhepunkt der Wirtschaftskrise und eine unheimliche Stille auf dem Büchermarkt. Es liegt nahe, die Wirtschaftskrise dafür verantwortlich zu machen. Aus manchen Symptomen darf aber der Schluß gezogen werden, daß das Übel tiefer sitzt. Eine Entspannung der wirtschaftlichen Krise wird zwar auch eine Lockerung des versteiften Büchermarktes zur Folge haben, aber das Buch spielt in der Volkswirtschaft unseres Landes als Wirtschaftsprodukt eine viel zu geringe Rolle, um von der Krise der Gesamtwirtschaft vollständig abhängig zu sein. Eine um so größere Bedeutung kommt der

Bücherkrise als Barometer für unseren kulturellen Lebensstand zu. Da ist es nun sehr bezeichnend, daß das Buch augenblicklich zu den entbehrlichsten Gegenständen des täglichen Lebens gehört. Man treibt Sport, man tanzt, man verbringt die Abendstunden am Radioapparat, im Kino, man ist neben der Berufsarbeit vollkommen in Anspruch genommen und findet keine Zeit, ein Buch zu lesen.

Natürlich ist die schwere Wirtschaftskrise auch nicht der richtige Nährboden für geistige Interessen. Man will fort von den Sorgen ums tägliche Brot und flüchtet in das Chaos einer aufgestörten lebensgierigen Welt.

Der verlorene Krieg und die amerikanische Welle haben unsere Lebensauffassung umgeformt, unseren Geschmack verändert.

Unsere bürgerliche Welt, die sehr schnell geneigt ist, sich jeder zur Mode gewordenen Lebensform anzupassen, kann sich nicht genug tun in der Abkehr von alter bürgerlicher Tradition. Und so sind wir Zeuge einer Verflachung und Veräußerlichung des geistigen und seelischen Lebens, das im Begriff ist, zu einer bedenklichen Bedürfnislosigkeit herabzusinken. Bleibt dieser Zustand eine Weile bestehen, so führt er zu einer Verrohung des Geschmackes, zu einem Versiegen der geistigen und moralischen Kräfte unseres Landes.

Es scheint, als ob die aus dem Zusammenbruch hervorgegangene bürgerliche Gesellschaft, die vor dem Kriege die wirtschaftliche und kulturelle Führung hatte, in Auflösung begriffen ist. Man denke etwa an die Zeit vor dem Kriege zurück, damals, als es noch einen bürgerlichen Kreis gab, der eine Atmosphäre von Kultur und Sitte verbreitete und alle jene Elemente anzog, die in Gesellschaft, Wissenschaft und Kunst Ansehen und Einfluß gewonnen hatten.

Die „Gesellschaft" in ihrer mannigfaltigen Intensität war das Sammelbecken aller künstlerischen und geistigen Angelegenheiten. Literarische Gesellschaften, Volksbühnen, Lesezirkel haben in allen Städten und Städtchen zur Ausbreitung von Literatur und Wissenschaft beigetragen. Kunst und Wissen hatten neben den realen Kräften einen gebührenden Raum im Leben und ein Gemeinschaftsgefühl deutscher Kultur geschaffen.

Dieses kulturelle Gemeinschaftsgefühl ist im Sturm der letzten Jahre verblasen. Das Buch, das die Kraft und die Mission einer inneren Bindung in sich trägt, ist heute der großen anonymen, unorganischen Gemeinschaft führerlos preisgegeben.

Die Zeit der bürgerlichen Abgegrenztheit ist vorüber, der demokratische Staat mit seinen ausgleichenden Tendenzen ist im Begriff, Gestalt zu gewinnen, ein neues Gemeinschaftsgefühl zur Entwicklung zu führen. Wir leben in einer Übergangsperiode, die dazu bestimmt ist, Lebendiges zu erhalten, Verbrauchtes aufzusaugen und Neues vorzubereiten.

Wir sehen, daß gegenwärtig zwei Momente wirksam sind, um das Interesse am Buch zu schwächen:

1. die sozialen Umstände, die durch die Wirtschaftsnot bedingt sind,
2. das Fehlen einer Atmosphäre von Kultur und Sitte zur Steigerung ideellen Lebens.

Diese Ausführungen waren notwendig, um auf den inneren Zusammenhang zwischen der Umbildung einer Gesellschaftsschicht und der Veränderung der geistigen Struktur des Volkes hinzuweisen. Je mehr wir uns der sozialen und staatlichen Konsolidierung nähern, um so schneller vollzieht sich der Prozeß einer Neubildung der geistigen und seelischen Atmosphäre, die das Buch braucht, um gedeihen zu können.

Das neue Buch – es ist hier nur vom künstlerischen Werk die Rede – ist ein Ereignis. Der Öffentlichkeit müßte das ganze Gewicht eines solchen Ereignisses zum Bewußtsein gebracht werden.
Wenn die Presse für das Buch ebensoviel Raum übrig hätte wie damals, als Fontane, Schlenther und Brahm ihre literarischen Kritiken schrieben, so würden die kritischen Essays unserer besten Köpfe sehr bald das Interesse des Publikums erregen und wesentlich dazu beitragen, die Wirkung des Buches zu verstärken.

II

Man hört sehr oft, wenn von dem Nachlassen des Interesses für das Buch gesprochen wird, selbst von kundigen Männern den Einwand, warum unsere Dichter Stoffe behandeln, die uns heute nicht mehr interessieren. Warum sie den Ereignissen unserer Zeit, der „Aktualität", aus dem Wege gehen. In den letzten Jahren hätten sich große Umwälzungen abgespielt, Schicksale von unerhörter Wucht hätten Hunderttausende von Menschen heimgesucht, die stärkste Phantasie des Dichters reiche an die Gewalt der Ereignisse nicht heran. Sie fragen, warum versuchen die Dichter nicht, diese gewaltigen Schicksale zu gestalten. Gewiß, diese Weltkatastrophe bleibt das Buch der Schicksale, das Buch der Menschheitsgeschichte, Generationen werden aus ihr schöpfen. Die Distanz zu dieser Weltkatastrophe scheint noch nicht gekommen. Aber vielleicht würde ein Dichter aus unserer Zeit vorziehen, die Tragik des Erlebnisses in einigen Gestalten zusammenzufassen und damit das Symbol der großen Katastrophe durch ein menschliches Schicksal geben. In einer kleinen schlichten Liebesgeschichte kann, streng genommen, ebensoviel menschliche Tragik

stecken wie in einer Weltkatastrophe. Ja, es gibt für die Stärke des Schmerzes, für die Gewalt der Verzweiflung nur ein bestimmtes Maß von menschlicher Faßbarkeit, das nicht überschritten werden kann.
Für den Dichter gibt es keine „Aktualität". Jeder Stoff, den er lebendig machen kann, trägt seine Aktualität, sein Zeitgefühl, seine Gegenwärtigkeit in sich. Die Schöpfungen eines Dichters können in diesem Sinne nicht anders als aktuell, oder sagen wir besser, modern sein, denn aus jeder Zeile eines gestalteten Werkes spüren wir das Wirken aller Sinne des Dichters, den Pulsschlag seines Daseins in seinen Gestalten. Der Niederschlag dieses Zustandes äußert sich im Stil des Dichters, er zeigt seine Reaktionsfähigkeit auf alle Erscheinungen des Lebens. Ein Roman ist nicht deshalb aktuell, weil darin Auto und Flugapparat eine Rolle spielen, entscheidend dafür bleibt, ob das Zeitgefühl in alle Poren des Werkes eingedrungen ist. Probleme können veralten, durch die Entwicklung überholt, also unmodern werden, menschliche Schicksale bleiben die gleichen, und so kann eine Novelle von Kleist im Kostüm oder in sozialer Anschauung an eine bestimmte Zeit historisch gebunden sein, nicht aber in Hinsicht auf das menschliche Erlebnis, das durch die Lebendigkeit der Darstellung unsere Teilnahme unvermindert hervorruft.
Wenn also die Leser, die am Stoffe hängen, an der heutigen dichterischen Produktion „Aktualität" vermissen, so – lesen sie falsch. Sie haben offenbar noch nicht begriffen, daß das Dichtwerk die innere Welt seines Schöpfers vermittelt, sie wissen nicht, daß sie in die seelischen und geistigen Kräfte des Dichters eindringen und dadurch eine Verzauberung in sich selbst erleben.
Bei der Vielgestaltigkeit des deutschen geistigen

Lebens kann behauptet werden, daß jeder Leser auf seine Rechnung kommen müßte. Dem ernsten Leser konnte in den letzten Jahren eine Anzahl bedeutsamer Werke dargeboten werden. Umfangreiche Werke, die an die Aufnahmewilligkeit des Lesers erhebliche Ansprüche stellen, sind trotz der Not der Zeit in großen Auflagen gedruckt und verbreitet worden. Unser Büchermarkt ist geschwächt, weil das gleichmäßige Interesse einer breiten Käuferschicht zur Zeit aussetzt, der Bücherkauf vollzieht sich in zeitweiligen Explosionen.

III

Neben der Generation, deren Werke im In- und Auslande zu starker Wirkung gekommen sind, reift eine Schar junger und jüngster Talente heran. Die Aussicht besteht, daß die Kontinuität des Schaffens trotz der Lücke, die der Krieg gerissen hat, nicht unterbrochen wird. Neue Probleme, ein neuer Ton, eine neue Farbe: die Ansätze dazu sind zu sehen und zu spüren, und es unterliegt kaum einem Zweifel, daß das geistige Leben in Deutschland aus Gewordenem und Werdendem mit neuer Kraft zu neuer Wirkung anhebt.

Wir haben die Hoffnung, daß der metaphysisch gerichtete deutsche Mensch sehr bald merkt, daß seine Seele an all den Dingen, die heute sein inneres Leben beherrschen, keinen Anteil hat, daß sein Leben kalt und öde schmeckt.

Der deutsche Leser, der hingebungsvollste Leser, braucht das Buch, das gute Buch, das ihm das Wort des Dichters vermittelt, ihn mit des Dichters Phantasie und Gefühlswelt durchdringt, an seine Seele rührt. Er wird den Zustand der verminderten Teilnahme für das Buch sehr bald überwinden, wenn ihm die wirtschaftlichen Nöte nicht über den Kopf wachsen.

JULIUS ELIAS

Fischer

Es ist unser Schicksal oder richtiger: unser Glück, lieber Fischer, daß wir, als betagte Leute, den junggewohnten Kampf über Altersgrenzen hinausführen müssen, wo uns die eigentliche Privatexistenz, relative Ruhe, das Recht auf ein beschauliches Dasein, verbürgt sein sollte. Doch vielleicht ist dieser Zwang einer von Grund auf veränderten Welt nichts anderes als ursprüngliche Bestimmung. Denn war unserer Generation nicht der lebendige Kampf in die Wiege gelegt? Was unsere Generation, jeder im Großen oder im Kleinen: als Dichter, Künstler, Kritiker, Mann des praktischen Geistesberufs, formte, das hat er auch erlebt, in der erfrischenden Atmosphäre einer neuen Zeit, und ein Erlebnis erzeugte das andere. Im Wettlauf wandert die unvermindert brennende Fackel von des Jünglings Hand zum Manne, zum Greise. Wir werden uns an den Gedanken zu gewöhnen haben, mein Lieber, daß wir in den Sielen sterben müssen. Ich fühle mich übrigens sehr wohl bei diesem Gedanken. Und Sie auch, wie ich Sie kenne. Denn Sie waren immer der Mann, der in seinem Beruf, in seiner Werkstatt die Augen überall hatte, der am liebsten jedes Ding selbst gemacht hätte vom Dichten der Bücher bis zum Einband, von der Kalkulation bis zum Inkasso, der auch das Geringste nicht ungeprüft ließ, der für ein halbes Dutzend Leute arbeitete, der gewaltiges Tempo hatte, ein Gefäß war, zum Springen voll. Bei dieser Ihrer Allgegenwärtigkeit konnte einem manchmal bange werden. Man rief Ihnen oft zu: minima non curat praetor, – aber schließlich: dieses gute Handwerk, dieser fanatische Dienst am Größten

wie am Kleinsten war Charaktersache, und „recht hat jeder eigene Charakter".
Und es war Ihre Kunst, Ihr Geheimnis, das starke Tempo durchzuhalten und dabei oft den Zögernden, den Unentschlossenen, den Melancholischen zu zeigen. Das Zögern, die Unentschlossenheit, die Melancholie war etwas wie eine Maske, hinter der Sie Atem holen wollten, um Ihre Kraft nicht zu vertun. Daher Ihre produktive Lebendigkeit bis in hohe Tage hinein. Was Sie beim fünfundzwanzigsten Jubiläum sagten: „... so kommt es, daß meine Arbeit mehr geworden ist als eine berufliche, daß sie mir zum persönlichen Erlebnis, zur bestimmenden Führerin meines Lebens wurde", dürfen Sie, mit verstärkter Betonung, am vierzigsten sich neu zu eigen machen. Und weiter: was Sie von den Dichtern, die Ihnen ihre Werke anvertrauten, als „Steigerung Ihres Lebensgefühls" empfangen haben, „nach Ihren Kräften zurückzugeben", das war der „Sinn Ihrer Arbeit". Jeder hat ein eingeborenes Kernwort, das mit ihm gedeiht und wächst. Ihres war: Vitalität. Man hörte es nicht ungern aus Ihrem Munde, denn es hatte seine individuelle Berechtigung.
Sie sind beharrlich heraufgekommen und haben alles, was wesentlich zum Aufstieg gehört, selber erworben. Und dabei gar nicht mit starker Ellbogenkraft und -ausnützung. Sondern eher: mit weltläufiger Eleganz. Sie haben in Ihrer grünenden Jugend zwar nie zur Jeunesse dorée gehört, aber Sie hatten doch Ihre Lebensansprüche, haben mit Aristipp und Epikur bei Lyraklang und vollen Bechern gesessen und sind kein Verächter des Eros gewesen. Wer den liebenswerten Fischer sicher treffen wollte, hatte ihn nur bei seinem österreichischen Landsmann Rothmiller zu suchen, der in der Französischen Straße ein Wiener Speisehaus mit sehr viel kräftigenden

Mehlspeisen offen hielt. Ihre Kumpane waren damals Karl Bleibtreu, der ringende Pathetiker, Max Kretzer, der den Berliner Roman im Herzen trug, und der Übersetzer August Scholz, der der russischen Epik seine Leidenschaft schenkte. Aber die geistige Gemeinschaft mit diesen drei Köpfen war damals das stärkere. Der Buchhändler Fischer war sein eigener bester Kunde; er las sehr viel; die unbefangene Lektüre brachte Ideen in ihm auf und ein Ideal: Dichter, lebendige Dichter um sich zu versammeln und für sie aktiv zu sein, nicht als ihr Brotherr nur, sondern als ihr Beschützer und freundlicher Genoß. Das persönliche Verhältnis zu ihnen sollte das Entscheidende werden, für ihn und für die Dichter. Ich erinnere mich noch, als ich gegen 1886 mit Julius Hoffory und Paul Schlenther in Fischers Buchladen trat und der intelligente junge Mann mit dem nordischen Professor und dem Berliner Journalisten Literatur und Weltanschauung redete. Das zusammen mit Steinitz geführte Geschäft bestand seit 1883; aber Fischer hatte sich von seinem Kompagnon langsam wegentwickelt. Fischer nun hatte die Chance, daß der Hauswirt sein Grundstück verkaufen wollte. Und warum soll man nicht historisch festlegen: die zehntausend Mark, die Fischer als Abstandsumme erhielt, waren ein Glücksgeld. Mit diesem Betrag konnte er im Herbst 1886 seinen eigenen Verlag begründen.

Aber der Weg zur Akropolis führt durch die Propyläen — über eine banale, staubige, steinige, heiße Straße zur Höhe, wo die Götterbilder stehen. In den allerersten Anfängen bereitete das Unternehmen geschäftlich diesem Fischer Sorgen; nun aber entdeckte er sein Herz für die Avantgarde der neuen Zeit, und es erwachte sein Ehrgeiz, ein literarischer Verleger zu werden, der dem Zeitgeist und nur ihm dient. Und

er hatte das Glück, einen Zeitgeist zu finden, dem zu dienen sich verlohnte. Das lebendige Leben sollte maßgebend werden für die Dichtung, um die er sich als Patron zu bemühen entschloß. Und er wollte den guten Mittler machen zwischen dem schöpferisch vorangehenden Ausland und dem spärlichen naturalistischen Vortrupp Deutschlands: Ibsen, Tolstoi, Dostojewski, Zola, die Goncourts, Jens Peter Jacobsen, Hamsun, Garborg wiesen den Weg. Die „Nordische Bibliothek" Hofforys trat in Erscheinung. Otto Brahm, unser unvergeßlicher Freund, der Bahnbrecher, schildert in seinem Jubiläumsbrief von 1911, wie der andere Bahnbrecher 1888 in sein bescheidenes Hofzimmer trat, um ihm eine Einleitung zu Ibsens Weltwenden-Drama „Kaiser und Galiläer" nahe zu legen, „ein jugendlich-hoffnungsvoller Mann, doch mit heischender Sicherheit schon, fast mehr fordernd, denn wünschend".

Fischer war ein Sonntagskind, er hatte Glück im Leben: das Glück, daß seine Berufung in die rechte Epoche gefallen war, daß er als Bundesgenossen die rechten Männer fand; unter keinem anderen Stern hätte er geboren werden dürfen. Die „Freie Bühne" wurde gegründet, und die „Freie Bühne" hat ihn als Verleger und literarischen Propagandisten recht eigentlich in den Sattel gehoben. Sein Name steht unter dem ersten Protokoll und ist bis heute nicht gelöscht. Dies war ein sehr merkwürdiger „Kassenwart". Die Vermögensverwaltung war keine leichte Sache: Flut und Ebbe wechselten jäh miteinander ab, und oft gehörte ein Finanzgenie dazu, um das sinkende Schiffchen über Wasser zu halten. Aber das war unwesentlich. Wichtiger war seine produktive Teilnahme an der Entwicklung dieses theatralischen Laboratoriums, das nicht nur dem deutschen Drama, auch der deutschen Schauspielkunst

die Wiedergeburt gebracht hat. Ich sehe die schon vergilbten Protokolle durch, die in meinen Besitz gelangt sind: Fischer hat bei keiner einzigen Sitzung gefehlt. Sein künstlerischer Rat hatte immer das Ohr der Beratenden. Er förderte „Vor Sonnenaufgang" und am Ende der Dinge den „Prinzen Louis Ferdinand". Wie die „Freie Bühne" Otto Brahm zum Choragen des modernen Theaters machte, so machte sie Fischer zu einem Führer des modernen Buchhandels. Beide schlugen dann bald eine andere freie Bühne auf: sie gründeten jenes Wochenjournal, die kleinen grünen Hefte, die die Grundgedanken des Vereins literarisch, künstlerisch, wissenschaftlich vor einem größeren Publikum mit bewußter Tendenz und in wohlerwogener, geistreicher Polemik vertraten. Als die „Straße sich bog und neue überraschende Blicke in Kunst und Leben sich auftaten", als die Revolution gemacht war und die Notwendigkeit bejahenden Aufbaus sich darbot, da wandelte sich, dank Fischers Einsicht und Voraussicht, das grüne Heft in ein stattlicheres Monatsvolumen, in die „Neue Rundschau", die konzentrierend und umspannend die Ereignisse der europäischen Geistesgeschichte, Kunstgeschichte, Kulturgeschichte, Staatsgeschichte von einer höheren Warte betrachten sollte, als es die Zinne der Partei ist. Brahm und Fischer trennten sich; jeder wünschte auf seine Art zu positiverer Werktätigkeit zu gelangen.

Vier B.s haben im Lauf der Jahre die „Rundschau" redigiert – Brahm, Bierbaum, Bölsche, Bie: der strenge Wahrkünstler, der romantisierende Ästhet mit der Gelbveigleinweis, der popularisierende, dichterisch gestimmte Naturforscher und unser Herzensfreund, in dem alle Kunst und alles Leben wie eine ewige Musik singen. Jeder B. hat in irgendeiner

Form bezeugt, wie entscheidend Fischer um sein Schmerzens-, also Lieblingskind bemüht, daß er kritisch wie liebend, empfangend wie anregend den Sachwaltern immer um eine Nasenlänge vorausgewesen ist. Er erlebte seine Zeitschrift innerlich mit, und wenn sie einmal auf einen toten Punkt zu kommen schien, wenn das aktuelle Tempo stockte, wenn die starke Farbe erblassen wollte, so schob seine stille Energie die teure Fracht aufs rechte Gleis zurück, schuf sein sicheres Fingerspitzengefühl einen beschwingteren Rhythmus, brachte sein allem Abstrakten ferner Instinkt den Ton einer neuen Sinnlichkeit. Er gehörte nicht zu den Verlegern, die Herausgeber oder Redakteure „beeinflussen", sich an ihnen messen: er war ihr guter Geist, ihr Kamerad. Bescheiden. Hinter der Fassade.

Dei maximarum gentium vom Hause Fischer: Schnitzler, Hofmannsthal und Thomas Mann oder Wassermann und Georg Kaiser oder Shaw und Kerr, ihr werdet nicht viel einzuwenden haben, wenn man Ibsen und Hauptmann als die starken Grundsäulen des Pantheons bezeichnet. Mit beiden ist Fischer heraufgekommen: es waren die Geister, die er wie einen Kompaß neben sich hatte, als er noch durch eine gärende Welt tasten mußte. Um Ibsen war der verlegerische Streit groß. Fischer hat den Ibsengedanken organisiert. Er hat Ibsens Autorrecht geschützt, indem er, von Hedda Gabler ab, eine Form konstruierte und durchsetzte, die das skandinavische Werk als deutsches Geistesprodukt schützte. Der Weg war immerhin erst beschritten, nicht durchmessen ... Ich erinnere mich, als sei es gestern gewesen. Es war bei Gelfort in der Brüderstraße, nachts um die dreizehnte Stunde. Schlenther hatte bereits als üblichen Abschluß seinen doppelten Danziger Kurfürsten bestellt – da schlug ich, anknüpfend an ein

vorangegangenes Gespräch, vor, den ganzen Ibsen zu „retten". Ihn zu retten vor der Ausnutzung durch allerlei dubiose Verlagskapitäne, ihn zu retten vor dem papiernen Deutsch der Lange und Brausewetter durch eine wirkliche Gesamtausgabe. Schlenther meinte, man werde uns für zwei Verrückte halten. Immerhin könne man mit unserem Fischer darüber reden. Und Fischer hielt diesen Sammlungsgedanken gar nicht für so verrückt; es reizte ihn, origineller und schneller zu sein als die Skandinavier selbst: denn Gyldendal dachte nicht im entferntesten an dergleichen; er druckte die Einzelausgaben in großen Auflagen von den alten Platten und verdiente viel Geld damit. Peter Nansen hat mir geschildert, wie ironisch man damals im Kopenhagener Hause die Botschaft aufgenommen habe, daß wir päpstlicher sein wollten als der Papst. Also, unser Fischer bekam zunächst das lockende Grauen: er glaubte und zweifelte zu gleicher Zeit, legte die berühmte Maske der Unentschlossenheit vor, um hinter ihr Atem zu holen. Aber innerlich war er gestärkt und machte wirklich unser Kredo zu seinem Kredo. Dennoch, es war eine Opfertat: von Henrik Ibsens Seite, von Fischers Seite, von Schlenthers und meiner Seite. Ibsen hat frei bekannt, daß er sich über die Verwegenheit der Herausgeber, über die Kühnheit des Verlegers sehr gewundert habe ... Schlenther und ich hatten in der Bülowstraße den Vertrag unterzeichnet. Als wir in den nebligen Abend hinaustraten, da sagte Schlenther aufatmend: „So, jetzt wollen wir zu Biere." Wir gingen schweigend, wie durch ein böses Gewissen bedrückt, lange nebeneinander einher. Endlich Schlenther: „Nun, was denken Sie, mein Elias?" – „Ich denke, was Sie denken, mein Schlenther." – „Nun, was denk' ich denn?" – „Sie denken: ‚Jetzt haben wir

den guten Fischer aber gründlich 'reingelegt'." Und Schlenther feixte zustimmend. Wir waren so wenig von einem buchhändlerischen Erfolg überzeugt, daß wir bei der vertraglichen Festlegung die Möglichkeit einer zweiten Auflage nicht einmal ins Auge gefaßt hatten.

Fischer war eben nicht 'reinzulegen. Im psychologischen Augenblick rührte und bewährte sich in ihm immer wieder die talentvolle Mischung von kaufmännischer Begabung und geistiger Hellsichtigkeit, von Realitätsempfindung und Idealbedürfnis. Bewährte sich die Persönlichkeit.

Sie sollen uns noch lange in der Welt und im Wirken bleiben, lieber Fischer. Das Fünfzigste – das möchte ich noch erleben. Aber nur mit Ihnen zusammen.

Am 26. Juli wurde Bernard Shaw siebzig Jahre, Richard Beer-Hofmann beging am 11. Juli seinen sechzigsten Geburtstag.

JULIUS BAB

Shaws Werdejahre

„Auf Kosten meiner Mutter machte ich mich zu einem Manne statt zu einem Sklaven." Es war vor allem die Mutter, die durch energische Ausnutzung ihrer musikalischen Gaben, als Klavier- und Gesanglehrerin, die Familie erhielt. Es scheint, daß diese Frau den Sohn verstanden und für die Erfüllung seines Lebensplanes willig gearbeitet hat.
Diese höchst ungewöhnliche, unsentimental kraftvolle Persönlichkeit – sie war fast achtzig Jahre alt, als sie noch in Londoner Mädchenschulen die Chöre dirigierte! – wird von ihrem Sohne später mit den Worten geehrt:

„Meine Mutter arbeitete für meinen Lebensunterhalt, statt mir zu predigen, für ihren zu arbeiten. Deshalb nehmt den Hut vor ihr ab."

Und was den Vater, der in dieser Familie freilich immer weniger wichtig war, anlangt, so lag es wohl überhaupt nicht in seiner Natur, irgendwie ernsthafte Proteste zu erheben. In ähnlicher Untätigkeit wie in Dublin verzehrte er in London mit seiner Familie seine kleine Beamtenpension, und Shaw erzählt, daß der nicht alt gewordene Mann gerade noch die erste, sehr anerkennende Kritik über Shaws Romane erlebte – „der einzige Dank, den er für seine kleine Pension je erhalten hat". – – Wenn also

Bernard Shaw während dieser Londoner Werdejahre bei seinen Eltern ein Dach über dem Kopf und etwas zu essen hatte, so lernte er im übrigen doch den Mangel recht gründlich kennen. Seine Kleidung wird uns als einigermaßen ruppig beschrieben. Der große, magere Mensch sah nach der Versicherung eines seiner Freunde wie „ein ziemlich anständiger Landstreicher" aus. Freilich, Shaw hat in dieser Beziehung niemals Ehrgeiz entwickelt. Recht ulkige Geschichten werden noch aus der Zeit, da er schon ein namhafter Theaterkritiker war, berichtet von Logenschließern, die sich über seine nichtgentlemanlike Kostümierung entrüsteten. Erst später, nach seiner Heirat, hat seine Gattin einen leidlichen Kompromiß zwischen seinen bequemen Neigungen und den Ansprüchen der Gesellschaft zustande gebracht. Überhaupt bedrückte ihn der Geldmangel nie sonderlich. Der ist, wie Shaw ausführt, schlimm nur „für die armen Verwandten der Reichen", für die kleinen Leute mit gesellschaftlichen Aspirationen. Wer davon frei ist, hat keine Sorgen – der Landstreicher so gut wie der Millionär. Und der junge Shaw war im höchsten Maße von gesellschaftlichem Ehrgeiz frei. Er sorgte sich also nicht allzusehr, wenn zunächst seine literarischen Bemühungen keinerlei materielle Früchte trugen. Eine kleine Zeitschrift, bei der er als Musikkritiker eintrat, verkrachte umgehend. Und mit grimmigem Humor zählt er die drei materiellen Erfolge auf, die ihm die ersten fünf Jahre seiner Schriftstellerei brachten: Er bekam einmal einen Reklameartikel für ein Medizinpräparat, einmal eine „Plauderei" über Vornamen in einem Sechserblatt und einmal ein paar Reime als Unterschrift für das Bild eines ihm befreundeten Kupferstechers bezahlt – das waren seine Einnahmen. Die fünf sehr dicken Romane aber, die er in diesen fünf

Jahren niederschrieb, machten ihm nur Kosten – Portokosten nämlich, wenn sie allmonatlich als schwere braune Pakete unfrankiert von dem einen Verleger zurückkamen, um neufrankiert zu dem nächsten zu wandern, von dem sie nach kurzer Frist mit gleichem Erfolge zurückkehrten. Auf diese Weise kam Shaw wenigstens zu einem Autogramm eines seiner wesentlichsten Landes- und Zeitgenossen; der große Erzähler George Meredith war damals Lektor in einer der Verlagsanstalten, denen Shaw sein Erstlingswerk zusandte. Und er ließ es mit einem Gutachten zurückgehen, das aus dem ausführlichen Wort „No" bestand.

Mehr als ein halbes Jahrzehnt rang Shaw so mit Armut und Mißerfolg. Was ihn in dieser Zeit, da er nichts galt und nichts besaß, in dieser absolut proletarischen Situation auch äußerlich aufrechterhielt und ihm die Gefahr, aufs Lumpenniveau herabzusteigen, jederzeit fernhielt – das war jene unwillkürlich stolze Haltung, die er selbst seinem angeborenen „Stande", der ehrgeizigen Bürgertradition seiner Familie zuschreibt. Es waren auch ererbte Talente, die ihn gesellschaftlich über Wasser hielten; als einem tüchtigen Klavierbegleiter (gewiß auch als Sohn seiner in musikalischen Kreisen gesuchten Mutter) blieben ihm die Häuser der guten Gesellschaft offen. Daß dies Gefühl seiner Klasse, das Gefühl, den Besitzenden, den Herren des Landes zu entstammen, bei Shaw lebendig blieb, daß er nie im Gefühl ganz auf das Niveau derer stieg, die nichts zu verlieren und nur zu gewinnen haben in dieser bestehenden Kulturwelt – das war nicht ohne Bedeutung für den späteren Umstürzler, es gab seinem Revolutionismus Freiheit und Schwung, aber auch Maß und Klarheit – gab ihm statt blinden Zorns freudige Zielsicht.

Aber wichtiger war freilich, was ihm in jenen Jahren an Kräften der Unterwelt zugetragen wurde, an revolutionärem Sinn und Empörergefühl. Sein Notstand und sein Mißerfolg kamen sicher nicht von dem her, was an seiner jungen Produktion schlecht war, sondern von dem, was in seinen Romanen neu und eigen und deshalb beunruhigend war für die kapitalistischen Unternehmer der Lesestoffversorgung fürs englische Publikum. Diese Leute fanden, daß dieser Arbeiter seines Lohnes nicht wert sei – und sie hatten die Macht, ihn hungern zu lassen. So hätte ihn eigenste Erfahrung sehend machen müssen für die bedenkliche Verteilung der wirtschaftlichen Macht in unserer modernen Gesellschaft. Aber er lernte auch um sich schauen, und er fand Freunde, die ihm den Blick schärften. In zahlreichen Vereinen, ästhetischen, philosophischen, sozialpolitischen Gesellschaften taucht der junge Shaw in diesen Jahren auf und gewinnt allerlei Kameraden, Leute von Namen und Bedeutung sind darunter, die ihm neue geistige Weiten aufschließen. In einer humanitarischen Liga wird er in die Verehrung und Nachfolge Shelleys eingeführt, der für die Engländer des 19. Jahrhunderts das Vorbild eines kühnen Freigeistes bleibt. Unter solchem Einfluß wird Shaw auch Vegetarier. Er hat seit seinem fünfundzwanzigsten Jahr kein Fleisch mehr gegessen und behandelt diese Tatsache durchaus nicht nebensächlich; wie auch Ablehnung und Bekämpfung von Tabak und Alkohol ganz wesentlich zu seinem Lebensprogramm gehören. – 1879 tritt Bernard Shaw dann in einen ethischen Debattierklub ein, die „Zeletical Society". Und hier machte er die Bekanntschaft von Sidney Webb. „Er war mir von größerem Nutzen als irgendein anderer Mann, dem ich je begegnet bin, und er wird noch England von größerem Nutzen sein als

irgendein Mann dieser Zeit", sagt Shaw, und ein andermal nennt er seinen Freundschaftsbund mit Webb „das Klügste, was ich in meinem ganzen Leben gemacht habe!" Webb, der als Historiker der englischen Gewerkschaftsbewegung zusammen mit seiner Frau Beatrice eine Berühmtheit geworden ist, der noch heute als Mann der Feder wie der Tat ein Hauptbeweger des englischen Sozialismus ist, Webb wurde Shaw ein intimer Freund und bald auf den Pfaden sozialer Kritik sein wichtigster Begleiter, halb Mitschüler, halb Lehrer. Der Sozialismus packte die Freunde zuerst in der damals bei den Angelsachsen mächtigsten Form: in der Bodenreformidee des Henry George. 1882 hielt der Neuyorker eine machtvolle Rede in London und entzündete die libertinische Jugend Englands. Shaw kam zum Studium von Georges „Fortschritt und Armut", und von da zu Marx' „Kapital". Der große Schriftsteller fing mit seiner hinreißenden Dialektik den jungen denkwütigen Iren ein – ein paar schwärmerisch wilde Jugendjahre lang (von 1883–1888 etwa) war Shaw Marxist sans phrase. Sein bisheriges Leben lang aber blieb er Sozialist.

Diese Londoner Hungerjahre von 1879–1885 waren Shaws eigentliche Studien- und Lehrzeit; sie (nicht die unterirdisch dämmernde Dubliner Zeit) haben etwas vom Glanz der Jugend, vom Glück und Ungestüm des eben Erwachten, der auf einmal die ganze Welt, die lebendige und tote, Gegenwart und Zukunft auf sein, sein Leben bezogen fühlt; der plötzlich sieht, daß die Bilder der Maler, die Verse der Dichter, die Worte der Weisen ihn meinen, ihn selber – weil von seiner Sache gehandelt wird, weil sie alle ja nur von einer und derselben Sache handeln: vom Leben, dem einen großen, unsagbaren, jeglichen Aufschwungs fähigen Leben, das man da in seinen

Adern pochen fühlt. Das ist die beglückende Zeit des Reifens, wo jeder, auch der am meisten sozial veranlagte Mensch, Bohemien ist und sein kann und sein muß – weil er zuviel in sich spürt, um Schranken zu achten, um anderer zu bedürfen, um irgend etwas für unerreichbar zu halten. Dies ist die Zeit, in der der Mensch wahrhaft mehr als von Brot von Musik und von Bildern, von großen Worten und größeren Träumen leben kann. Aber wenn Shaw mit Bezug auf diese Zeit einmal sagt:

„Ich konnte nach dem Hampton-Court-Palace und der Nationalgalerie gehen, mich an Mantegna und Michelangelo erfreuen, während die Millionäre bei ihren abgeschmackten Gelagen gähnten; ich konnte beim Anhören der neunten Sinfonie von Beethoven, wenn ein schlechtes Tempo genommen wurde, mehr leiden als eine Herzogin, die ihr Diamanthalsband verliert" —

so ist dieser schon öfter zitierte Satz doch nicht bloß die landläufige Kennzeichnung eines idealistischen Jungen, der von seinem inneren Besitz lebt. Es klingt da sehr vernehmlich schon die Erkenntnis des Sozialisten mit an: er weiß der Gesellschaft Dank, daß sie so für seine geistigen Bedürfnisse Sorge trägt, daß sie die geistigen Genußgüter zum Teil schon wahrhaft kommunistisch organisiert hat, daß die Galerie dem Habenichts genau soviel bietet wie dem Millionär. Und er stellt anheim, die Möglichkeit und Nötigkeit einer ähnlich gerechten Verteilung der materiellen Güter zu folgern.

Aus der Biographie „Bernard Shaw"
von Julius Bab

RUDOLF KAYSER

Der sechzigjährige Richard Beer-Hofmann

I

Die Zahl der Werke dieses Dichters ist gering, aber sie bilden ein Werk. Jahrzehnte liegen zwischen Beer-Hofmanns wenigen Dichtungen, und doch ist ihre Gemeinschaft überzeugend: sie sind wie die Jahresringe eines Baumes, die Kreise weiterziehend um die identische Mitte.

Die Erzählung: der Tod Georgs; die Dramen: der Graf von Charolais und Jaákobs Traum; das Schlaflied für Mirjam; die Gedenkrede auf Wolfgang Amade Mozart – das etwa ist das Schaffen dieses Sechzigjährigen, das kaum mehr als ein größeres Buch füllen würde. Doch diese geringfügige Menge bedeutet auch einen großen Anspruch: den der Sinngebung eines Menschenlebens, das sich in Wenigem ebenso stark erfüllen soll wie das der Allzuvielen in Vielem. Beer-Hofmann ist ganz Natur, ganz geradlinige Kraft und verbunden den großen natürlichen Geistern: wie Shakespeare und Mozart, die er am meisten liebt.

Das Reich der Natur ist vor allem der Raum; die Zeit ist das spätere. So ist diese Dichtung wenig gebunden an zeitliche Erlebnisse, nicht an die Zustände des Außens und Innens, nicht an die Stufen des Jungseins und Älterwerdens. Aber sie entfaltet sich zwischen der einmaligen natürlichen Substanz dieses Menschen, seinem Kern, seinem Stamm, und der Transzendenz des überwölbenden Himmels: der Sterne, an die er glaubt.

So ist diese Dichtung ganz Ich und ganz Gnade. Dies Ich aber ist kein psychologisches Objekt, sondern Natur; der Baumstamm, durch den ein Wind, ein Wille, eine Sehnsucht weht.

Der Lust und Schmerzen erträgt („Wer sie erkennt – der grüßt").
Und der sein Schicksal leben muß.
„Nichts tat ich! Mir ward's angetan – – auch das nicht – es geschah!"

II

Richard Beer-Hofmann erfindet für seine Dramen keine Stoffe. Denn sein Ich und sein Du offenbaren sich in vielen Stoffen. Er gibt ihnen die Form, den Sinn, die Musik, die seine Natur und sein Glauben abverlangen. Die zeitliche Ferne der Stoffe vergrößert hier den Raum der Dichtung: gibt die Bühne den rätselhaften Geheimnissen frei und entfernt die deutlichen Wirklichkeiten, macht sie zu Hintergründen.
(Also ist Beer-Hofmann ein „Romantiker?")
„Der Graf von Charolais" wurde geschrieben nach einem alten, harten Theaterstück der Engländer Philip Massinger und Nathanael Field; „Jaákobs Traum" nach dem jüdischen Mythos. In diese konträren Stoffe also prägte Beer-Hofmann sein Zeichen und die reiche klingende Musik seiner Sprache. „Der Graf von Charolais" hat eine verzwickte Handlung, zeigt abgelegene Vorgänge und Figuren. Aber durch sie hindurch geht dieser Wechsel von Hell und Dunkel, von Not und Glück und Armut: das Leben und sein immer neues Beginnenmüssen; geht das Schicksal als Lebensbeherrscher. In „Jaákobs Traum" spricht es als Judenschicksal und als das Ausnahmeschicksal der Erkennenden, als Gott-Nähe, Freuden-Ferne, Messias-Sehnsucht, als das Schicksal der mit Gott beladenen Menschen.
Beer-Hofmanns Werk ist von ungeheurer geistiger Redlichkeit. Es ist, gerade da es nicht bekennen will, das reinste Bekenntnis eines starken, seiner selbst

sicheren Daseins. „Keiner kann keinem Gefährte hier sein.“ Aber das eigene Werk kann es, erfüllt von den eigenen Spannungen, den Schicksalen des Blutes und der Gedanken, der geheimsten Musik des Ich, abgewandelt in mannigfaltigen Gestalten und Leben.

In uns sind alle. Wer fühlt sich allein?
Du bist ihr Leben – ihr Leben ist dein.

Aus der „Neuen Rundschau“

ZWEITER TEIL

BEITRÄGE

GERHART HAUPTMANN

Mary

„... sodaß wir den Göttern in nichts nachstehen als in der Unsterblichkeit, die zum seligen Leben nicht wesentlich ist."

Stoischer Lehrsatz bei Cicero, Wesen der Götter, II. 61

Lange steh' ich am Tor und horche, ob nahende Schritte
nicht die Hoffnung erwecken, das stumme Bereich zu gewinnen.
Ist es gleich ein Bereich der Vergessenheit, wo auf dem Kiesweg
Gräser wuchern, mich lockt's, dieses Reich. Unter gilbenden Wipfeln
langsam wandelnd, auch ruhend auf goldenem Teppich des Herbsttags,
sinnen möcht' ich, dem Heute entrückt, und dem Damals gehören.
Damals! köstliches Wort! — Doch wahrhaftig, jetzt naht sich der alte
Gärtner. Er, der, ergraut, doch als Letzter zurückblieb von damals,
als noch Mary und ihre drei Schwestern den Garten belebten,
volle Blüten der Jugend, vier wandelnde Blumen. Und solche
zwar, die silbern zu lachen vermochten und gleichsam mit Lachen

dieses liebliche Reich von Wiesen und Hainen regierten. –

Ach, ist's möglich? Ihr seid's! sprach mit mäßigem Staunen der Gärtner.

Nun, ich wage etwas, sofern ich den Weg in den Park Euch

nicht verwehre. Doch tretet nur ein. Und ich nehme es auf mich,

denn ich kenne Euch ja. Meine Herrschaft ist Gott sei Dank auswärts. –

Bester, sprach ich, wie waren die Zeiten doch schön, als das Kleeblatt

hier noch herrschte! – Er drauf: Ja, da waren wir jung, Herr, das ist es!

Und er wandte sich ab: Verzeiht, mich erwartet die Arbeit.

Zwar ich sollte Euch führen, so will's bei Besuchen der Brotherr.

Aber geht nur allein. Ich verantworte das. Und Ihr kennt ja

das Gelände genugsam und werdet Euch schwerlich verlaufen. –

Hört! begann ich. Vielleicht, ich suche wohl etwa das Weite

irgendwo an der Mauer, die vielfach ja niedrig und morsch ist,

und dann würdet Ihr mich vergeblich am Tore erwarten:

deshalb nehmt meinen Obolos jetzt! – Er empfing ihn mit Sträuben.

Danach seufzte er auf. Es sind vierzig Jahre vergangen,

seit Ihr hier, guter Herr, Eure glücklichen Tage verlebtet.

Ich bin immer noch hier. Ihr, was habt Ihr erlebt!
Ich dagegen
wurzle hier wie ein Baum. Und sooft ich auch über
die Mauer
recht verlänglich geblickt, guter Herr, niemand wollte
mir helfen
in die Welt, in das Leben hinaus. Nun, so lassen wir's
gut sein. –
Und er ging. – Also blickt' ich ihm nach, bis ich end-
lich allein war
und die große Magie des geheiligten Ortes mich ein-
spann.
Freilich seltsam, so dacht' ich, was über dir stand die
Jahrzehnte,
einer seligen Insel vergleichbar, im himmlischen Gold-
licht,
ein Gefängnis nur war es für ihn. – Und es rauschten
die Wipfel. –
Ist es wohl noch derselbige Kies, den dereinst meine
Sohlen,
siebzehnjährig, berührt? Denn ich schreite den Weg,
den ich erstmals
schritt vom Tore hinan zu dem Elbtal-beherrschenden
Landhaus.
Ach, du bist arg vergrast, guter Weg, und die Hacke
des Gärtners
hat seit Jahren nicht mehr belästigt dein wucherndes
Unkraut.
Trotzdem forsch' ich, den Rücken gebeugt und mit
schmerzlicher Neugier,
töricht jetzt nach der Spur, die ein jugendlich schwe-
bender Fuß trat –
denn er schwebte! – wofern er indessen nicht schwebte
und schwerer

auch gewesen als Blei, längst wär' er verweht und verschwunden!

Ist es wohl noch derselbige Kies, den einst auch meine Sohle,

siebzehnjährig, berührt oder wenigstens schwebend gestreift hat?

Und ich prüfe davon eine Handvoll mit törichter Sorgfalt.

Nein! Kein Steinchen ist hier, geblieben von damals, kein Sandkorn.

Schutt ist's, und er beschmutzt meine Hand. Damals waren's Juwelen.

Wer den leuchtenden Weg der Götter hinwandelt am Himmel,

jene Straße, mit Sternen bestreut, er allein mag ermessen,

wie du damals dem Jüngling geleuchtet, verwachsener Kiesweg,

und mit welcher Musik sein Ohr du im Schreiten gespeiset.

Und warum dieses alles? warum? Oh, dies ist ein Geheimnis

allerzartester Art. So gärt in der Knospe der Nektar,

eh sie springt, und erfüllt mit vorahnender Süße die Seele.

So bereitet in purpurnem Dunkel sein Bette sich Eros,

bald wird drüber aus lauterem Gold sich sein Tempel erheben. —

Herrlich prunkte der Herbst mit der Glut seines Laubes und mehr noch

seiner köstlichen Frucht, als ich damals zum Tore hereintrat

und, von Mary begrüßt, mit ihr selbst diesen Kiesweg hinanschritt.

Vor uns wandelten her ihre Schwestern und meine zwo Brüder.

Heinz, der Älteste, hatte am Arme die Braut. Die Vermählung

stand bevor und der Hochzeitstag auf dem herrlichen Landsitz.

Auch der zweite der Brüder, Erasmus, er hatte sein Liebchen

schon gewählt insgeheim und sie ihn. Das Geheimnis bestand nur

für die Alten, nicht aber für uns, die durch Jugend Verschwornen.

Und so lachten wir denn, als nach kurzem im Dickicht des Weges

Melanie und Erasmus, im Laube des Parks, sich verloren. —

Horch! Gelächter! Ich lege die Hand an die Muschel des Ohres —

eben ist es verhallt. Verhallt: Oh, wie lastet dies Wort doch

schwer auf mir. Oder nicht? Nein, verhallen wird nimmer das Echo

dieses Lachens in mir, und es ist nicht verhallt bis zur Stunde.

Oh, verleumde mir keiner das Glück, wenn es wahrhaft uns anblickt.

Unverminderten Glanzes bewahrt es der Spiegel der Seele.

Erst wenn diesen der Tod zerschlägt, ist sein Schatten verloschen.

Leicht, viel leichter als Glück, o ihr Freunde, vergißt sich das Unglück. —

Zeit! Was ist denn die Zeit?! Es ticket die Uhr deines Pulses

sechzigmal, und du achtest es nicht. Fünfmal sechzig der Schläge
tut sie kaum, und du hast schon die Stufen erreicht vor der Haustür,
bist vom Tore des Gartens herauf schon bis hierher gelanget.
Ahntest du auf der Schwelle, mein Freund, was soeben geschehn war?
was die kurze Minute enthielt, was die wenigen Tritte,
die du eben getan, im Bereich deines Lebens bedeutet?
Schon, Freund, bist du am Ziel, und nie wirst du je wieder im Leben
gleichen Pulses und gleichen Schrittes den nämlichen Weg gehn.
Hungern wird deine Seele nach ihm, und es wird deine Sehnsucht
ungezählete Male ihn schreiten im Geist, wie du's heut tust.
Du? wen meinst du mit Du, meine raunende Seele? Du meinst ihn
selber, jenen, der hier seiner eigenen Fährte, sich nachschleicht
und der Fährte des Mädchens, das damals zur Rechten ihm hinschritt:
Mary! — Wußten wir nicht sogleich und sofort, wer wir waren,
ob wir niemals uns auch bis dahin im Leben begegnet?
War es nötig, auch nur ein Wort des Erkennens zu äußern?
Nein! Seit Ewigkeit war uns gefallen das Los, und wir wußten's
ohne Wort, ohne Blick. Und erzitternd im Hauch der Bestimmung,

die uns wieder emporgeführt aus dem Dunkel der Urnacht,
unverbrüchlich getreu dem Gesetz, schritten beide wir aufwärts,
ganz vereinigt und eins, still schwelgend im seligsten Einklang.
Freund, daß niemand es merk', wer wir sind! also schien sie zu sagen,
schwarzer Wimper, den Blick zu Boden gerichtet. Geliebter,
sei behutsam, verrate mich nicht und verrate auch dich nicht,
daß unheiliger Blick nicht entehre das sel'ge Geheimnis,
nicht entweihe das Wunder der Wunder, in dem wir jetzt leben
und erschauern, wie unter dem Taue des Morgens der Grashalm.
Er erschrickt, so wie wir, weil er plötzlich ein Lichtdiadem trägt,
Sonnen gleichsam der sprühenden Glut, der noch eben in Nacht lag.
Freund, verbirg ihn, verbirg mir den Schrecken! Wir sind ja doch fremd hier,
unter Fremden erwacht, die nichts ahnen von dem, was geschehn ist
an uns beiden und welcherlei Stunde uns eben beschert war. —
Nun? und ich? Mich umkreiste die Welt, und ich schien mir erblindet. —
Wer dich damals erblickt, o Geliebte, ihn hätte ein leichtes
Schaudern etwa gestreift, denn es lag eine wächserne Blässe

dir im Antlitz, beinahe, als hättest du lange verborgen,
unterirdisch gelebt in dem Reiche der Nacht, bei den Toten.
Und getaucht in dieselbige Nacht schien dein duftendes Haupthaar.
Schwarz umspannte das Kleid deine Glieder, in wonniger Fülle
blühend, doch ohne Blut, wie es schien. Trotzdem schritt keine Tote
neben mir, nein, leicht wiegenden Ganges, des holdesten Lebens
heiter lachendes Bild. Heute nenn' ich dich Persephoneia,
nun du wieder dort weilst, dort unten, von wannen du herkamst.
Denn sie gaben dich nie ganz frei, jene unteren Mächte,
auch so lange du hier und im Lichte der Sonne gewohnt hast. —
Wieder bin ich allein im verwilderten Park. Meine Seele
sinnt und mühet sich ab an dem dunklen Geheimnis des Daseins:
Warum ist denn, dem Damals so nah, dieses Heute kein Damals?
Und ich schreite den köstlichen Weg: heut erscheint er mir spukhaft.
Stimmen flüstern um mich. Es sind nicht die Stimmen Lebend'ger,
längst schon sind sie dahin, welche damals hier oben sich fanden.—
Vor mir ragt nun das Haus mit den wuchtigen Mauern, des hohen
Daches Ziegel geschwärzt. Das Ganze ein mächtiger Steinblock,

drohend fast, mit geschlossenen Läden, geschlagen mit Blindheit.
Damals lachte das Haus, drang Freude aus jeglichem Fenster,
unschuldsvolle Musik des Glückes. Es luden zur Freude
ein die Rufe des Spechts und die fliegenden Sprünge des Eichhorns
und die Stufen im goldig brennenden Teppich des Weinlaubs
und die Traube, blauschwarz, am Spaliere der Mauer, die nun so
kerkerhaft und verödet und kahl meinen sinnenden Blick hemmt. –
Plötzlich bin ich versetzt in die höchste Mansarde des Hauses,
die mein älterer Bruder bewohnet und ich. Durch die Luke
flutet leuchtenden Dämmers die Nacht und auf unsre zwo Betten,
drin wir liegen und, schlaflos vor Glück, uns im Stillen beraten:
Lebrecht, spricht eine Stimme zu mir, es bleibt leider bestehen,
hat es mir meine Liebste doch heute aufs klarste bestätigt:
Mary liebt, und sie wird geliebt, und den Glücklichen kennt man,
den sie liebt, und du hast es ganz richtig bemerkt, wie die Schwestern
ihre Gläser bei Tisch erhoben und ihres berührten,
ohne Worte. Allein, wem es galt, war nicht schwer zu erraten.
Der so sprach, war Erasmus. Ich seufzte! Ich seufzte gewaltig!

Schrecklich war, was ich da erfuhr und in Wahrheit schon wußte.

Doch was wurde aus mir, wenn es nicht mehr erlaubt war, zu zweifeln

am Verlust eines Dings, das ich freilich auch niemals besessen.

Wühlst du noch in der nagenden Wunde und drückest den Stachel,

o Erasmus, noch tiefer hinein? Ja wahrhaftig, du tust es:

Köstlich ist dies Geschöpf! und der Selige, welchem sie zufällt,

spricht der Bruder, er ahnet noch nicht, welcher Schatz ihm zuteil wird.

O wie schön, o wie schön ist dies Mädchen! wie selten, wie seltsam!

einer Blume vergleichbar, gebrochen auf fremdem Planeten.

Und wie gut, o wie gut ist dies Mädchen! Wie fest ist ihr Wille,

nur das Gute zu tun, nur dem Großen und Guten zu leben. –

Leinwand zwischen die Lippen gepreßt, in den Knoten verbissen,

ächz' ich auf. Und: Wie? sagtest du was? also fragt mich mein Bruder.

Keine Antwort erfolgt. Und so schwärmet er fort, zur Verzückung

fast sich steigernd. Mir ist, als ringe im Herzen des Bruders

das Beschlossene und schon Entschiedne, als wär' es noch immer

unentschieden, mit einer Neigung, die lange besiegt schien.

Haß erhebt sich in mir im Gedanken, es habe Erasmus
seine Blicke zu heben gewagt, noch bevor Melanie ihn
band, zu Mary. Ich hasse den Bruder und möchte ihn
würgen
wiederum, wenn ich denke, er habe sie können ver-
schmähen.
Ich verbeiße den Haß und die Wut und die nackte
Verzweiflung,
und so findet der Schlaf mich und macht meine Seele
bewußtlos.
Naß von Tränen ist morgens mein Kissen, doch lacht
meine Seele
wiederum, wie die Sonne des lustig erbrausenden
Elbtals.
Und sie hebt sich und springt mit dem Körper zugleich
in das Dasein. —
Heiter, heiterer wahrlich als Tage des blühenden Früh-
lings
reihte Tag sich an Tag in dieser goldleuchtenden
Herbstzeit. —
Es durchwandelten wohl gemeinsam die alten und
jungen
Hochzeitsgäste den Park, seine ebnen und steilen
Gebiete.
Neidisch sah ich es an, wenn Erasmus der, klopfen-
den Herzens,
langsam schreitenden Mary ergeben und hilfreich den
Arm bot.
Warum durfte er denn das tun? und ich durfte es
nicht tun,
oder hatte den Mut nicht dazu? Oh, wie feig macht die
Liebe! —
Mary! War es nicht so, als hätte dich nur wider
Willen

aus dem Hades entlassen der Gott und beenge dir jeden
Schritt und Herzschlag aus Neid, wenn du neben dem Bruder bergan schrittst?
Trotzdem, ob auch dein Herz mit ringenden Schlägen um Freiheit
kämpfte, Mary, doch wandeltest du durch den Himmel der Jugend.
Was ist Jugend? Sie ist, was die Götter sich ewig bewahren.
All ihr Hoffen ist süß wie der Staub, den von Blüte zu Blüte
Lufthauch trägt, sie ersehnt, noch so süß, nicht das Fruchtfleisch,
sondern höheres, höchstes Erblühn in glückseligster Fernheit. –
Einsam bin ich, um mich ist Stille. Nur manchmal ein Rascheln,
das mein sinnender Schritt im Golde gefallener Blätter,
das sonst lautlos ihn macht, hervorbringt. Erblickte mich jemand
hier, was sähe er mehr als ein Bildnis vertrockneten Alters,
das die eigene Jugend vergaß, von der Jugend vergessen.
Und doch würde er irren, der Späher. Zwar zeigt mir der Spiegel
weißes Haar und ein altes Gesicht: ein Gesicht, das mir fremd ist:
Ohne Spiegel indes, noch bin ich der Knabe von einstmals,
so nur freilich erkannt von den Schatten der einstigen Dinge.
Diese blieben mir treu, die Schatten, was sonst auch dahinschwand.

Und so wart' ich auf dich, holde Mary. Es springt bis zum Halse
mir das Herz, denn es fällt das Portal jetzt ins Schloß, und der Sand knirscht.
Mary naht, und es knirschen die rötlichen Körnchen des Sandes
unterm schwebenden Gang der Geliebten. Es löst sich die Ferse
jedesmal wie befreit von der Erde. Es schwebt auf dem Ballen
leicht und frei einen Augenblick lang die Gestalt, und es scheint fast
so bei jeglichem Schritt, als sei er ein Anlauf zum Fluge.
Lautlos lächelt der Mund, und das lächelnde Grübchen Giocondas,
es verwirrt mir den Sinn. Aus welcherlei Stoffen bestehst du?
Ganz vergeblich durchforschet mein Geist nach dem Worte den Sprachschatz,
das den himmlischen Stoff deines Körpers mir möchte bezeichnen.
Götter essen ambrosische Speise und trinken den Nektar,
und ich denke, es gibt eine Sprache der seligen Götter
und in ihr dann ein Wort, um das selige Fleisch ihrer Leiber
zu benennen. O wüßt' ich dies Wort, um den Leib der Geliebten,
den olympischen Stoff, daraus er besteht, zu bezeichnen.
Alle Zauber der Allmacht enthält er. Allmächtige Schönheit
schlägt aus ihm, und sie macht deine staunende Seele erzittern.

Er umschließt, ganz Magie, was dein frühestes Lächeln geahnt hat,
als du, kaum erst geboren, den Mund im Erinnern verzogest
an die himmlischen Quellen und Gärten olympischer Herkunft.
Jede Süße von jeglicher Frucht und von jeglicher Sonne,
die jemalen und je und, wo immer auch, Früchte gereift hat,
ist in ihm. Er ist Träger des Glückes auf jeglichem Erdball,
Inbegriff aller Wonnen der Welt und jedweder Verzückung. –
Lebrecht, sagt sie, du hast dies Gedichtchen geschrieben. Ich soll es
memorieren. So hast du's gewollt. Polterabend ist morgen.
Also dränget am Ende die Zeit. Muß ich es deklamieren?
Wie du meinst: wenn es übel gelingt, lieber Schwager, bist du schuld.
Doch wir wollen das mögliche tun, und so nimm ins Gebet mich,
bitte, höre mich ab. Korrigiere mich, springe gehörig
mit mir um, bis ich alles so spreche, wie du dir's gedacht hast. –
Ein Gewölbe ist eingebaut in das Innre des Berges,
durch ein niedriges Pförtchen mit farbigen Scheiben betretbar.
Der musivische Grund zeigt geflügelte Knäblein, Eroten.
Solche finden sich auch, gemalt überm Simse der Kuppel,

feiste Puttos in rosigem Fleisch, sowohl Knäblein als Mägdlein.
Sie verrichten ringsum die Geschäfte des Winzers. Der Weinstock
wird der Trauben beraubt, diese werden gekeltert, es reichen
dir die lüsternen Kinder zuletzt im Pokale den Trank dar,
glühend rot. Und hier ist's, im Verborgnen, im Innern der Erde,
wo die liebliche Mary, errötend zu Purpur, den Mantel
abwirft und sich als Genius zeigt, der sie morgen zu sein hat.
Griechisch über dem Scheitel geknotet das herrliche Haupthaar,
frei die Schultern und frei der Hals, so steht Mary nun vor mir.
Dünn umgibt sie und florhafter Weiße die kurze Gewandung,
die, von goldenem Gürtel gerafft, an den Hüften sich aufschließt.
Frei beinahe das Knie, die atlassenen Schuhe mit Bändern
aus dem nämlichen Stoff und weiß, bis zum Knie gebunden.
Also steht sie vor mir, die Geliebte, halb Knabe, halb Mädchen,
breite Reife von Gold um den Oberarm, um die Gelenke
blitzen Reife von dunklem Rubin. Es blitzen Brillanten
an den Fingern der zärtlichen Hand. O wie warst du berückend,

Mary, und wie so schwül und gefährlich ward plötzlich die Grotte:
Muschelgrotte genannt, von dem Kreise gewaltiger Muscheln,
die am Fuße der Rundwand den Mosaikgrund umgaben,
rosenfarbenen Fleisches, verschwiegener Inbrunst sich öffnend. –
Nun, ich lache. Das lieblichste aller Gesichte, dahin ist's,
und ich finde mich wieder als den, der sein einstiges Selbst sucht. –
Ach! Wo bin ich? Hier ist ein verwahrloster Weg, ganz vergraset,
fast zerbröckelt die niedrigen Pfeiler, die einstmals Girlanden
von Jelängerjelieber und Wein und von Rosen getragen,
alles wüst und verwüstet, verwachsen und regellos wuchernd;
doch ich weiß, dieser Weg, er geleitet noch immer zur Grotte,
und so mach' ich mich auf, den geheiligten Ort zu besuchen:
Und da ist sie, die Tür, die im grünen Gestrüppe sich auftut.
Mehr als vier der Jahrzehnte vergingen, und noch sind die bunten
Scheiben ganz, und nicht eine von ihnen entstellet ein Sprung nur.
Leise öffn' ich den Fels. Durch das efeuumwucherte Schlupfloch
tret' ich scheu in die Nacht dieser Höhlung, die heut ja ein Grab ist.

Alles ist wie dereinst. Es umgeben noch immer die Muscheln
rings am Boden die Wand mit den rosenfarb fleischigen Lippen,
so, ein wenig verblaßt, das Gesimse der Kuppel die Puttos,
lüstern blickend aus wissenden Augen, teils blinzelnd geöffnet,
teils mit weitem, kindlichem Blick. O wie eigen, wie seltsam!
Schauer wehen mich an, und ein seltsames Grausen erfaßt mich.
Fröstelnd schließ' ich die Tür nun von innen. Was gibt mir den Mut wohl,
dies zu tun? Ja, was lockt mich dazu? — Ein verrostetes Tischchen
ist das alte von einst, und zwei eiserne Stühle die gleichen,
deren einer den Mantel getragen, den Mary einst abwarf.
Leise nehme ich Platz und fast furchtsam. Es haben im Winkel
dicke Hummeln, ich höre ihr Brummen, wahrscheinlich das Schlupfloch.
Tropfen wandern die Wölbung herab oder tropfen herunter,
auch wohl mir auf die Hand: Warum denk' ich an Tränen? Ich weiß nicht.
Und ich harre. Wo ist sie geblieben, die Zeit, seit den Tagen
Marys? Gilt sie mir jetzt doch nicht mehr, als der Traum einer Nacht gilt.
Und ich schwör's, daß sogleich Mary selbst durch die Glastür hereintritt,

denn wir haben es uns ja am gestrigen Abend versprochen,

fortzusetzen die Einstudierung des harmlosen Festspiels.

Horch, sie naht sich! Doch nein! Aufatm' ich beklommen. Wo bin ich?

Keine Frage, sie muß erscheinen. Ich schwöre! Wo bleibt sie?

Alles ist hier bereit zum Empfang. Und ich selbst. Wer bestreitet's?

Wirklich ist dieser Raum, und er duldet es nicht, daß man zweifelt

an der Wahrheit der wirklichen Dinge, die mit ihm verquickt sind.

Und du weißt ja den Weg, o Geliebte, du kannst ja nicht fehlgehn.

Plötzlich stößt mir die Brust mit Gewalt, und Entsetzen ergreift mich,

denn da ist sie, unmerklich genaht, und umhalst mich von rückwärts.

Aufgesprungen, um werf' ich den Stuhl – und der Spuk ist verschwunden.

ALFRED DÖBLIN

Ferien in Frankreich

Ich hatte keinen Grund, nach Frankreich zu fahren, erstens und zweitens weil mich das Land nichts angeht, und drittens: es ist mir unsympathisch. Es fahren da dauernd Leute hin; kommen sie zurück, so machen sie Berlin schlecht. Eine öde Sache, denn die Herren haben keine Ahnung von Berlin. Was soll

in Frankreich los sein. Mir ist nichts aufgefallen, was von da kam. Einige deutsche Literarhistoriker schreiben krampfhaft über französische Bücher – muß jeder sein Steckenpferd haben, sieht auch nach Völkerverbrüderung, Kosmopolitismus aus. Die Herren sollten sich lieber um uns kümmern – nein, lieber doch nicht.

Eine Bemerkung über das Wandern. Das ist nur des Müllers Lust. Ich bin weder in Paris, noch in Rom, noch in London gewesen. Die Ansichten und Lebensformen anderer Leute will ich nicht so genau kennenlernen. Ich bin froh, mich meiner eigenen zu versichern. Man sollte einmal ein Lexikon dummer Behauptungen zusammenstellen, „goldener Worte" Lebensregeln. Den Wust sollte man mit Kommentar festnageln. Dazu gehört: Reisen erweitert den Horizont. Da, wo kein Horizont vorhanden ist, erweitert Reisen das Mundwerk; und wo er vorhanden ist, der Horizont –. Ich habe auf meiner Polenreise bei den sogenannten Juden, womit man den Rest des Judenvolkes bezeichnet, Männer gesehen und gesprochen, die zu den feinsten, schärfsten und tiefsten gehören, die mir begegnet sind: sie waren noch nicht so weit gereist wie von Berlin nach Magdeburg. Was tun unsere Kunstkreise selbst? Sie entdecken Südsee, Mexiko, afrikanische Küste. Die alte Magie wird ausgegraben: wer hat aber das Original produziert? Cooks Reisebureau? Autofahrer, Flugzeugler? Sieht nicht so aus.

Mir leuchtet im ganzen nicht ein, was es einem helfen soll, neue Städte, Länder, Bauten, Naturen zu sehen. Meine nächste Nachbarschaft beschäftigt mich andauernd intensiv. Ich kenne hundert Leute, die sind in der halben Welt gewesen und haben nie mit einem Vergrößerungsglas eine Blume, einen Stein

angesehen. Das würde sie mehr als eine Reise verblüffen und entzücken. Sie laufen wild in Italien und Äthiopien herum, gucken sich alles an, immer durch ein Gitter, und was tun sie für sich, um sich, zu Haus? Pflegen sich nicht, ehren sich nicht, lieben sich nicht. Das zu tun wäre köstlicher und gesünder. Sie würden langsamer werden. Und schwerfälliger. Sie haben auch dicht bei sich nicht die allernächste Kleinwelt gesehen. Sie haben niemals, um etwas zu nennen, einen Kristall in die Hand genommen. Sie bewundern einen Orkan im Atlantischen Ozean oder schildern eine Vulkaneruption, aber sie haben niemals morgens beim Waschen aufmerksam das fließende, flüssige, herrliche Wasser über sich laufen lassen, das auf Röhren in ihr Zimmer gesprudelt kommt, das reiche, geduldige und stolze Element. Und sie lassen zehn Minuten darauf ein Stück Zucker in den Kaffee fallen, – und nicht haben sie das Großartige gesehen – daß der Zucker, eine ganze Insel im Meer, sich auflöst, verschwindet, verschlungen worden ist – wie wunderbar, zum Staunen rätselhaft diese Katastrophe, diese „Lösung", die noch dazu dampft, „Wärme" in sich trägt. Ich habe eine alte Skepsis gegen das Reisen, wie es einer haben wird, der leidenschaftlich gern über einen Strohhalm stolpert, statt über ihn wegzuhüpfen. Um einfach zu formulieren: mögen die reisen, die dumm genug dazu sind.

*

So saß ich in diesem Jahr, die Ferien kamen näher und näher. Ich redete mir vorschriftsmäßig ein, ich sei erholungsbedürftig, abgearbeitet, obwohl mir vorkam, ich hätte die Hälfte meiner Zeit mit Nichtstun verbracht, und das Gespenst der Eisenbahn begann mich zu beschatten. Es tauchten besänftigende Erwägungen in mir auf, als das Gespenst

nicht weichen wollte, etwa: man muß Experimente mit sich machen, auch die Dummheit kann reizvoll sein, die Dummheit ist die uneheliche Mutter der Klugheit, frisch gewagt, hat Gold im Munde. Als das Gespenst mit dem Kalender gegen mich vorschritt, sagte ich: „Ein Mensch, der dauernd um den Alexanderplatz herumgeht, ist wie ein Tier, das auf seinem Kot verkommt." Als der Kalender mir an der Kehle saß, war alle Weisheit hin. Ich brüllte verzweifelt: „Hinaus in die Ferne!" Die Träne quoll, die Eisenbahn hatte mich wieder.

*

Von allen Eisenbahnen, so flink und so schlank, gefiel mir am besten die nach — Frankreich. Wir kleinen Leute haben dies Jahr keine Wahl: wir gehen nach Frankreich. Wie ein Wasser in das Tal stürzen wir nach Frankreich, wie eine Heuschreckenplage stürzen wir über Frankreich.

Ich muß noch einmal mit Frankreich zanken, obwohl ich eine Heuschrecke sein werde. Es handelt sich um Anatole France und Proust. Die will ich nicht schlucken. Es wird, bei uns, ein ungeheurer Unfug mit Frankreich getrieben, mit der französischen Kunst, französischen Literatur, französischen Geistigkeit. Was berichten unsere Zeitungen von französischen Werken, wieviel, wie unbändig wird übersetzt. Sie predigen uns den und den Autor, diese Herren Übersetzer und die Agitatoren, und greift man dann zu einem Buch, du lieber Gott! Romain Rolland, welches Hallo haben sie mit ihm gemacht. Es grenzt an Rabindranath Tagore. Sie sind beide dritten, vierten Ranges. Wir haben ein halbes Dutzend davon selbstgebacken zu Haus. Barbusse: Er hat mich ungemein gelangweilt. Neuerdings geht der Proust um. Die Posaunen blasen, und wer ist es?

Ein feiner Pointillist, er hat keine Ahnung vom Roman, nicht vom vergangenen, nicht vom gegenwärtigen, nicht vom zukünftigen. Offenbar ein origineller, ja besonderer Stilist im Französischen, aber zerflatternd, haltungslos, ein Sack, der sich aus hundert Löchern verspritzt. Er kann mit all seinen Feinheiten nichts anfangen. Soviel konnte ich aus seinem übersetzten hochgepriesenen zweibändigen Un-roman sehen.

Alle Anregungen kamen uns aus Norden und Osten, man kann sagen, was man will. Der Westen sträubt sich, von uns etwas anzunehmen – aber wird es, kommt mir vage vor, eines Tages tun. Wenn ich an Tolstoi und Dostojewski denke, geht mir noch heute das Herz auf. Es bleibt stumm bei Flaubert, Zola. Ich lasse den Kopf sinken bei Verlaine, Baudelaire; sie haben keine Kraft über mich. Es ist ein hochkultiviertes Volk da drüben; sie sind im ganzen wahrscheinlich höher kultiviert als die Deutschen. Sie haben eine große und mehrere kleine Revolutionen machen können. Ihr Freiheitssinn ist sicher höher entwickelt und lebendiger als der deutsche. Aber ich empfinde die intensive Fremdheit. Es muß die Latinität des Volkstums sein, die daran schuld ist. Sie empfinden Deutsches als trop lourd; das Französische kommt mir wiederum zu dünn vor.

*

Wie ist mir doch, wo ich das hinschreibe. Ich bin seit ein, zwei Jahren merkwürdig innerlich in Fluß. Ich bin dabei, eine neue Stellung zum – Geistigen einzunehmen. Und einiges im Französischen, ich weiß nicht was, spricht mich, flüstert mich an. Der Mensch als Ich, als Seelenwesen, als Geistiges, geht mir ganz, ganz langsam auf – der Wollende, der Geistige im Naturplan. Ich kann das gar nicht

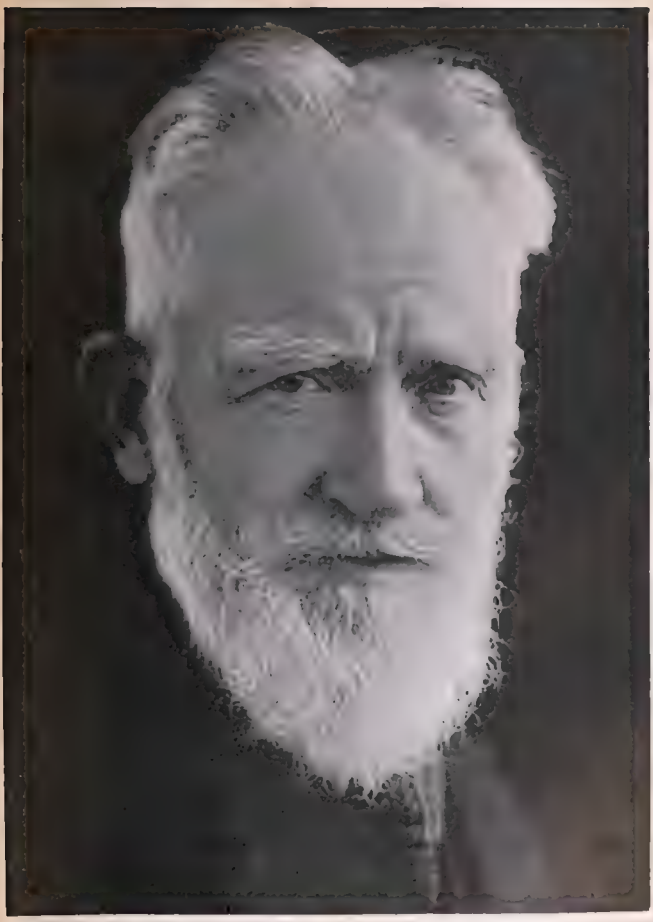
beschleunigen, muß das ruhig kommen lassen. Es sind ja auch keine Gedanken, die so kommen, sonderu innere Umformungen. Da tut mir manches, manches in der Latinität wohl, im Französischen. Übrigens auch im Hellenischen, das mir bis heute noch ganz verschlossen ist.

Mir tut das Gefühl wohl, das im Französischen die Dichtung viel stärker erfüllt als in Deutschland. Es ist schon lange vor Hebbel manches faul in Deutschland. Ein dumpfes Hin und Her, ein Brüten gibt sich für Gefühl aus. Schrecklich viel wird gedacht – was man so denken nennt. Hitzigkeit und Sexualität ist da; alles steht fünf Minuten vor dem Mord. Unter dem Zeichen einer schauerlichen – und unechten – Blutbrünstigkeit stehen zahlreiche moderne Literaturwerke in Deutschland. Das ist oft nichts weiter als ein Merkmal des Dilettantismus; es ist leichter, Kulissen zu „bemalen", als ein Bild zu malen. Aber zugleich ist es ein Merkmal, Symptom einer traurigen Gefühlsarmut. Wir müssen uns alle beschuldigen, zu nahe am Tod und am Schrecklichen gedichtet zu haben und dadurch den Geschmack und mehr als den Geschmack – in Deutschland verwildert zu haben. Groß ist der grausige, grausame Dostojewski, aber das Leben und die Menschenseele ist wohl noch größer. Es ist etwas von Monomanie und Askese, Wirklichkeitsflucht in unserer Dichtung. Die Menschen sind Warmblütler; in unserer Dichtung merkt man so wenig davon. Und wenn man nicht grausig ist, ist man gelehrt. Man doziert, will bilden. Dabei sind viele im Leben gar nicht so schlimm. Sie wissen sich nur in der Dichtung zu benehmen, sie machen die Laster und Fehler der anderen mit. Wundert man sich dann, wenn die sogenannten Kitschautoren, die Courths-Mahler und so, reüssieren, weil die Menge besser weiß als die Autoren, daß auch die

einfachen natürlichen Gefühle noch immer da sind, und besser sie im Kitsch finden als gar nicht.

*

Ich kam in Straßburg an. Dutzend Male war ich im Krieg und vor dem Kriege dagewesen. Vom Krieg ist meine letzte Erinnerung an Straßburg, wie ich einmal in Uniform hinfuhr, hinbefohlen vor ein Kriegsgericht, als Sachverständiger, um über einen Mann auszusagen, der auf meiner Station zur Beobachtung lag. Da saßen oben allerhand höhere Soldaten an einem Tisch; der an der Ecke war nur ein Scheinsoldat wie ich: er war ein Jurist und jetzt Kriegsgerichtsrat und spielte den Staatsanwalt. Mein Mann saß still zwischen zwei wirklichen Soldaten unten. Aber Gott weiß, ob das auch wirkliche Soldaten waren. Er war mit seiner Kompagnie nachts zu einem neuen Angriff in eine neue Stellung vorgerückt, aber als man in der neuen Stellung war, stellte man fest, daß er nicht da war. Er hatte sich seitlich in die Büsche geschlagen. Man faßte ihn erst viel später zu Hause. Die Herren oben, Soldaten und Jurist, machten ein regelrechtes Gericht; der Angeklagte wie ich und die Begleitsoldaten hörten und sahen verdutzt zu. Es war eine ganz unverständliche Prozedur mit Worterteilen, Vorlesen von Bestimmungen, automatisch trocknes Zitieren von Zeugenaussagen, die einen ganz weltfremden Stil hatten. Ich weiß nicht mehr, was draus wurde; gleich nach meiner Aussage entließ mich das Gericht.
Es fällt mir dabei ein – aber das gehört nicht hierher, ist aber ehern in mein Herz eingeschrieben –, wie ich selbst einmal in Saarbrücken klagend vor meinem höchsten Chef, einem Generalarzt, erschien. Meine Patienten hatten über Hunger geklagt. Ich hatte ihre Gewichte und die Speisen lange sorgfältig



Vaughan & Freemann, London

G. Bernard Shaw

Nicola Perscheid

Richard Beer-Hofmann

nachkontrolliert, der Nährwert der Speisen war mir ungenügend erschienen. In der Küche schienen mir sonderbare Dinge vorzugehen, mein unmittelbarer Chef hatte die Sache auf die leichte Achsel genommen. Jetzt stand ich vor dem Allerhöchsten vom Generalkommando in Saarbrücken. Er fuhr mich grausig an. Ich wollte vom Hunger meiner Patienten reden; er pfiff schneidig, ob ich genau wüßte, was ich täte; was das wäre, was ich wollte. „Haben Sie die Bestimmungen über das Beschwerdeverfahren im Kopf?" Ich gestand, keine Ahnung davon zu haben. Er wollte wissen, ob das eine Beschwerde über meinen Chefarzt wäre oder nicht. Gedrängt erklärte ich, ich wollte ihm vom Hunger meiner Patienten, von unserer Küche erzählen. Das hätte ich meinem Chefarzt vorzutragen. Das habe ich bereits getan; er ändert nichts. Dann ist das eine Beschwerde, und ich habe das Beschwerdeverfahren innezuhalten. Alles in einem schrecklich scharfen Ton, dem des belästigten Militärs gegen den Zivilisten. Ich stand spontan auf, wiederholte: ich hätte geglaubt, ihm von den Klagen meiner Patienten berichten zu müssen, zum mindesten zu dürfen; ich war erregt; der Mann machte trotz seiner Schneidigkeit einen scheußlichen Eindruck auf mich. Selbst wenn alles falsch war von dem, was ich vortrug, mußte er, der Arzt, den Fehler in den Formalien übersehen und der Sache nachgehen; ich war ordinierender Arzt. Wie ich aufstand und den Ton wechselte, machte er eine Handbewegung, ich sollte mich wieder setzen. In unfreundlicher, aber zahmerer Weise forderte er mich auf, meinen Spruch herzubeten. Er entließ mich dann kalt, ohne aufzustehen, ohne die Hand zu geben, ohne zu nicken, mit einem unnahbaren „Danke". Ein paar Tage darauf kam ich um Urlaub ein. Die Erregung über die Sache, die Unfähigkeit,

durchzudringen, machte mich krank. Als ich nach drei Wochen wiederkam, war doch einiges geschehen. Der Allerhöchste war eigens aus Saarbrücken hergekommen, hatte alle Räume durchwandert, war in der Küche gewesen; das Essen besserte sich, wenigstens vorübergehend. Ich – meine Tage aber waren hier gezählt, das wußte ich. Ich fiel ein bißchen die Treppe hinauf. Man schickte mich in die Nähe dieses Straßburg, wo ich auch unter den alten aktiven Herren strenge, aber menschenfreundliche Leute traf. Ein kleiner grüner Fluß zieht durch die Stadt. Man geht am Ufer entlang, am „Quai", die guten Wäscherinnen arbeiten unten an den Ruinen; hat alles den lebenssanften Ton von früher. Langsam führt das Wasser an das moderne offizielle Viertel. Dieses Viertel – der alte Kaiserpalast, Universität, Hauptpost und ihre Straßenzüge – ist der guten alten Stadt Straßburg aufgepfropft. Das haben Fremde gebaut. Kein Mensch, der Dütsch spricht, baut solche schnurgeraden breiten Straßen. Und die Franzosen, sehe ich sogleich, haben die Stadt auch nicht erobert. Ich meine nicht, daß sie dies ganze notwendige und grausig langweilige Viertel hätten abbrennen müssen; sie sprechen ja selbst kein Dütsch. Aber sie hätten die beiden Landsknechte oben vom Kaiserschloß herunterholen können. Diese beiden maskierten Kerle dort oben: im Frieden, im Krieg und jetzt sind sie schauerlich. Das ist verlogenes Mittelalter, Sang an Ägir, dilettantisch und so geschmacklos. Man baut hochmoderne, industrielle Straßen und setzt zwei Landsknechte mit Pluderhosen und Bratenspieß auf das Hauptgebäude, zwei Kerle wie Kinoportiers!

Ein paar Schritt weiter haben die neuen Herren eingegriffen. Ich wandere auf die Universität zu, durch diese hochoffizielle Straße, lasse die Biblio-

thek links liegen, die mich während des Krieges bei meinem „Wallenstein“ trefflich unterstützt hat. (Dieses Buch hat zwei Bände; es hätte auch vier haben können, oder vierzehn; es wäre dann vielleicht durch die Länge aufgefallen. Es geht keinen was an; ich hätte es ebensogut nicht schreiben können. Dabei hat das Ding Kraft; kein einziger in Deutschland macht es mir nach; hätte es ein Franzose geschrieben, würden die deutschen Französlinge und Anglomanen die Tinte und Bewunderung nur so daran verspritzen. Aber jammere nicht, Liebling; es steht dir nicht.) Da hinten nun, am Abschluß der Straße, wo die Universität steht, fällt mir etwas Gelbliches auf. Vor der Universität war nie etwas Gelbes. Das Gelb paßt auch nicht in das Bild zu dem Grün der Bäume, dem Häusergrau. Was haben sie da angerichtet. Es wird ein Brunnen sein.

Und wie ich näher komme, steht links, wie immer, der junge Goethe, und in der Mitte, der Universität gerade vor die Nase gesetzt, steht dieser lange gelbliche Farbenfleck, ein Obelisk aus gelblich-rötlichem Sandstein. Es ist ein Denkstein für Pasteur. Ja, das ist so der Ausgleich. Stellst du deinen Goethe hin, stelle ich meinen Pasteur hin. Er ist nicht so einfach schön geraten wie der Goethe: sind ein paar fürchterliche allegorische Figuren um den Obelisken arrangiert. Es ist aber gut und stolz, den Pasteur hinzusetzen, sehr modern und von heut, ihn, und keine Rückständigkeit von verehrungswürdigem Dichter. Weiß Gott, sie haben trotz des üblen Anblicks mit dem Pasteur auch auf diesem Platz gesiegt. Die Gegenwart, die Gegenwart und die Zukunft — und nicht die Vergangenheit, trotz der Jugend Goethes. Drin in der Universität wird freilich alles beglichen werden. Dieses fabrikmäßige Schwatzen und Lehren in den Geisteskasernen.

Pasteur: das ist das richtige Zeichen. Sonderanstalten, Fachschulen für dies und das. Politisch hetzen und verwirren kann man auch anderswo. Die Zeit für irgendwie allgemeine „Bildung" und fix und fertige Universitäten ist unbedingt vorbei. Ein Atavismus, diese Universitäten. Die Leute, die drin „lehren", zufällige Gelehrte, private Herren, den Behörden bequem, sind teils ahnungslos, teils arrogant. Jetzt ist Kampf da, Streit, Widereinander. –

MORITZ HEIMANN

Aphorismen aus dem Nachlaß

Die Essaysammlung, an der Heimann während der letzten Lebensjahre arbeitete, erscheint nun als erster Band seiner „Nachgelassenen Schriften". Aus diesem Werke haben wir bereits Proben gebracht. Es wird sich noch ein weiterer Nachlaßband anschließen. Daraus teilen wir die folgenden Aphorismen mit:

Glaubst du, die Menschen essen nur Gemüs', Fleisch, Brot? Nein, sie essen auch Liebe und Haß und Gier und Geil. Essen sie nur Gier und Geil und Lieb' und Haß? Nein, sie essen auch einen Gedanken. Fürchte dich nicht, zu denken. Die Menschen werden davon essen.

Ein Mensch kann tolerant sein, aber eine Meinung kann nie tolerant sein. Daher sind auch sehr sachliche Menschen nicht tolerant, also ist es nun ein Ruhm und Vorzug, tolerant zu sein, oder nicht?

Es gab nicht nur das Christentum vor Christus, sondern auch die protestantische Gesinnung ist vor uns außer ihrer historischen Erscheinung, eine Grundtatsache des menschlichen Denkens.

Da wir die Sünde nicht mehr kennen, so ist aller unserer Güte und Rechtlichkeit, sobald sie öffentlich wird, ein Gran Pharisäismus unverkennbar beigemengt.

Alles Große strebt aus dem Ursprung, nicht nach dem Ursprung der Dinge.

Ich habe in meinem Leben weder einen glücklichen noch einen unglücklichen Menschen getroffen. Alles Redensart! Es gibt nur glückliche oder unglückliche Augenblicke.

Die Landschaft im dichterischen Kunstwerk hat einen Sinn als Element der Realität – wie in Büchners „Lenz" –. Darüber hinaus als Selbstzweck gehört sie ins sentimentale Fach, und keineswegs sollte sie skrupellos gebraucht werden, die Menschenstimmungen zu untermalen, zu unterstreichen, fortzusetzen.
Wohl aber könnte sie die sublime Bedeutung haben, die Wichtigkeit der menschlichen Schicksale herabzusetzen; das Stück Naturwissenschaft über die moralische Welt zu bringen.

In der Psychologie des Dichters sind zwei Elemente zu unterscheiden: ein objektives und ein subjektives. Jenes gehört zu den Tatsachen, so gut wie alles Sichtbare, die Handlung usw.... Dieses ist Interpretation, Projizierung auf einen Fonds von Weltanschauung und Wert. Und dieser Teil der Psychologie darf nicht zur Konstruktion benutzt werden.

Im Leben kreuzen sich intensive und extensive Gewalten; an dieser Tatsache scheitert die ökonomische Weltanschauung, denn sie hat nur extensives Material.

Seelenwanderung geschieht ja schon insofern, als sich der Leib erneuert.

Das deutsche historische Drama (das deutsche Drama überhaupt) hat keine andere Möglichkeit zur Einheit (d. h. zur Existenz) als Idee. Prinz von Homburg: Versagt ist ihm die Einheit durch Leidenschaft, die diejenige Shakespeares ist (Ehrgeiz, Eifersucht, Vater). Zwar hat der Deutsche auch Leidenschaft; aber sie ist nicht seine produktive Eigenschaft. Die Völker haben in verschiedenen Eigenschaften ihre Produktivität. Der Deutsche kann sehr wohl des Malerischen teilhaftig sein, aber das Malerische ist nicht seine Produktivität. Ähnlich hat auch jede andere Zeit eine andere Produktivität, unbeschadet der Tatsache, daß der bloße Besitz an Eigenschaften derselbe bleibt.

Der Egoismus bei Goethe ist seine einzige ihm mögliche Form von Altruismus; alles andere wäre ihm sentimental, sehnsüchtig und krank erschienen. Sein Egoismus ist nicht: sammeln, sondern: handeln, und der Handelnde in solchem Sinne ist immer ein Schenkender.

Der Kunstgeist muß dahin führen, zu lehren, die Menschen in ihren Eigenschaften gerichtet zu zeigen, nicht wegen ihrer Eigenschaften. Ein Mensch macht Dummheiten, weil er unter seiner Dummheit leidet. Er kämpft gegen seine Dummheit durch Dummheiten.

Das Leben durch Genießen erobern wollen, d. h. bergab laufen; durch Arbeit, d. h. bergauf steigen. Man läuft immer schneller und ist der Knecht des Abhangs und der eigenen Beine, jeder Schritt kostet den nächsten. Bergauf: d. h. bei jedem, fast jedem Schritt am Ziel zu sein; keine Feinde in sich selbst,

im Schritt selbst zu haben; sondern nur Lawine und Steinfall als Feind.
Der tiefste, der überraschendste Gedanke ist uns sogleich auf endgültige Weise vertraut; wie wir ja auch überrascht werden durch den Besuch eines Freundes, nicht durch den eines Fremden.
Keine Form des Lebens nach dem Tode ist der Sprache erreichbar, nicht im sublimiertesten Symbol, nicht in einem Hauch von Vorstellung. Wo wir vorstellen und, wenn auch symbolisch, sprechen können, ist vita und nicht das Transmortale. Und dennoch ist die Welt wirklich, d. h. wir können das Transmortale gar nicht bezweifeln.

ALFRED KERR

Aus einer unvollendeten Oper für Richard Strauß

I

Die bezaubernde Musik des „Krämerspiegels" (neckend, holdselig, überraschungsvoll und sehr dramatisch) war Ende Mai 1918 abgeschlossen. Ich hatte diese wenig umfangreichen „zwölf Gesänge" des op. 66 gedichtet, in Liebe zu Richard Strauß, da er einen Zwist mit Musikverlegern austrug, der für alle Künstler von grundsätzlichem Belang war. Zwei Jahre darauf, im Juni 1920, wohl vom „Krämerspiegel" beeinflußt, bat mich Strauß, ihm ein humorhaftes Opernwerk zu dichten, „im Gewande des späteren Griechenlands".
Er schlug den Gegenstand vor: Peregrin — also den herumirrenden Philosophaster-Charlatan Peregrinus Proteus, der am Schluß, von unstillbarer Auffallsucht gehetzt, auf den selbstgeschichteten Scheiterhaufen springt ... und verkohlt. Aus einer lukianischen Welt.

II

Ich schrieb, trotz allerhand Bedenken (sie wurden von Strauß in Briefen getilgt) rasch die Hälfte des ersten Akts. Auch Teile der folgenden. Und ein Szenar des Ganzen.
Von den Gestalten der entworfenen Dichtung seien erwähnt: Peregrin, ein reifer Jüngling. Lenas, ein Rebellenführer. Anagallis, eine Luftspringerin. Iris, Frau des Intendanten von Halikarnassos – die als Mädchen Kugel Barjonzessohn hieß. (Chor: Schauspieler, Dichter, Waldgötter, Volksbeauftragte.)
In der Mitte stets der Schillernde, Drollig-Unselige. Der tartüffig-verstiegene Weltretter – mit halb ehrlichem Grundzug und schrecklichem Loos. Die Luftspringerin Anagallis gewinnt in meinem Entwurf seine putzige Wesenheit lieb, in einem Gemisch von Reue, Mitleid, Spaß und Nichtanderskönnen.
Sie fragt einmal den Wunderlichen, warum er Kasteiung und Keuschheit lehre. Willst du nicht lieben? Sie singt für ihn, was der Schlaf sie sehn ließ – absonderlich und heiter eine Liebeswelt – –:

III

Ich wußte träumelind beglückt:
Die Welt war hold und halb verrückt.
O wunderseltsam Ding,
Wie's durcheinander ging.
Vertrauliches und Grauliches,
Befangenheit, Versessenheit,
Erbauliches, Beschauliches,
Vergangenheit, Vergessenheit.
So schummerig und dämmerig,
So schlummerig und schlemmerig!
Und farbige Falter flatterten,
Und grüne Grillchen schnatterten,

Und Rosendüfte rieselten,
Und Koselüfte briselten,
Und weiche Winde wimmerten,
Und Pfauenblumen flimmerten,
Und heilige Hühner kakelten,
Und fromme Frösche quakelten,
Und fleißige Bienlein sammelten,
Und beißige Böcklein rammelten,
Und schuppige Karpfen prusteten,
Und puppige Pudel husteten,
Und rote Rehe raschelten,
Und Feuer-Fohlen nüsterten,
Und kühne Kätzchen naschelten — — —
Und Liebeslippen flüsterten.

IV

Als der Entwurf einen gewissen Punkt erreicht hatte, kam Unvorhergesehenes dazwischen.

Im Sommer 1921, bei Richard Strauß in Garmisch, redeten wir über das Peregrinwerk. Wir überlasen es im Garten, am Steilhang. Ich ging dann auf Reisen. Er schrieb mir darauf nochmals, mich anzuregen. Und es lag (was ich heut sehr bedaure — denn mit diesem geruhsam-frohen, von mir verehrten Geist zu arbeiten ist ein wahres Glück) ... es lag an einem gewissen Hemmnis in mir, daß keine Fortsetzung erfolgt ist.

Vielleicht wird eines Tages der Plan doch verwirklicht — ich glaub' eher nein als ja. Das Gefühl, Dinge, die mich angehen, in eine Vergangenheit übertragen zu sollen, war gewiß der stärkste Grund für das Zögern. Durch das Musikspiel zogen vermummt Inhalte der Zeit — aber die Zeit selber war zu bewegt, sich für lustige Verwendung zu bieten. Vielleicht schade, daß vorläufig durch meine Schuld alles ruht.

Ich gebe hier, aus einem Dialog zwischen Lenas und Iris, einen Abschnitt:

V

LENAS: *(spricht)* Der Augenblick ist um – ich muß an die Arbeit. Man erwartet mich zur weiteren Ausrottung des Bestehenden.

IRIS: Der Tyrann ist weg, du hast ihn gestürzt, Herrlicher?

LENAS: Nein; bevor ich dazu kam, fuhr er in einem besonders schnellen Streitwagen über die benachbarte Grenze. Was macht übrigens dein Gemahl, dieses blödmilitärische Fossil – bei dem man den Kalk immer knacken hört? Ich habe dich ihm enteignet.

IRIS: *(lächelnd)* Das wär' ein Verbrechen gegen die übrige Gesellschaft. Eigentum ist Diebstahl . . . Was sagst du zu meiner Chuzpe? Verzeih, daß ich manchmal aus dem Hellenischen in meine Muttersprach' falle. Ich hieß als Mädchen ganz schlicht Kugel Barjonzessohn. Ich entstamme einem alten patrizischen Geschlecht; meine Meschpoche reicht zurück – bis unmittelbar in die Zeit vor meiner Geburt. Meine Ahnen lassen sich bis in das vorige Jahrfünft verfolgen. (Aber sie lassen sich ungern verfolgen.) . . . Mein Vater, ursprünglich einfacher Vorsänger in einem kleinen Gotteshaus von Chios, nahm später einen glänzenden Aufstieg – er bekam vom Gemeindevorstand den einstimmigen Ruf als erster Beschneider.

LENAS: Liebling, du wirst schamviolett . . . Wie kamst du nur zu deinem Gatten?

IRIS: Ich war wie verwitwet; fünf Kinderchen, die Frucht meiner Mädchenzeit, verloren den letzten ihrer Väter. Da traf ich ihn, hier in Halikarnaß. Es war nicht schwer ihn zu heiraten – obgleich es

schwer war ihn zu heiraten. Er schenkte mir zur Morgengabe seine Roseninsel bei Korinth. (Ich hab' sie für mich ins Grundbuch eintragen lassen.) Meine sechs Kinderchen sind dort. Nun weißt du, fragender Mann . . . Nun hat dir deine Iris ihre Vergangenheit vorgeplauscht. *(Wehmütig)*: In Schäferstunden darfst du mich mit dem verwehten Namen meiner Kindheit nennen: Kugel Barjonzessohn. *(Pause.) (Furchtbarer Orchesterschlag.)*

LENAS: Es ist Zeit!! – ich muß fort, Kugel . . . Unsere Aufstandsbewegung braucht Geld, damit wir es abschaffen.

IRIS: Geld? Wir nehmen 's dem Peregrin weg.

LENAS: Wer, wer, wer ist Peregrin?

IRIS: Ein Idealist – aber mit Rückfällen . . . Ein Schwärmer – mit Hintertüren . . . Er predigt Charakterstärke, Spartanertum – doch sein Fleisch ist schwach . . . Er schimpft – und hält sich darum für einen Märtyrer . . . Er predigt auch wider die Israeliten – und lebt von den Spenden koscherer Mitbürger . . . Er ist manchmal ein wirklicher Menschenfreund, im Grunde sehnsüchtig – er weiß nicht, wann er theatralisch wird. Ein Halber, hat immer den „Begrrrriffff" im Mund, verstehst du?

LENAS: Von dem hab' ich gehört. Der erlöst die Welt unausgesetzt. *(Hart schmunzelnd)*: Der auch!...

Duett:

Beide *(abwechselnd)*: – Peregrin! . . . Peregrin! . . .

Ein Guter und ein Böser,
Halb Lump und halb Erlöser.
Halb Priester und halb Pracher,
Halb Held, halb Flausenmacher.
Halb Heiland, halb Vergifter –
Und ganz ein Wirrwarrstifter.

Ihn plagt die nicht honorige
Verdammte Gier nach Glorie.
Er lebt in einer Wolkenwelt,
Ein Möchtegern mit hohem Ziel,
Ein Possen- und Tragödienheld,
Der Narr in einem Trauerspiel –
Und ein Schlemihl!
Bald Stern- und Himmelsgucker,
Bald Gierschlungschlemmerschlucker
Und Mäuseduckermucker.
Bald sanftes Salbenbüchschen,
Bald Füchschen voller Tücks'chen.
Halb Bock, halb Tugendbündler,
Halb Schwärmer und halb Schwindler.
Ein Unschuldsvollgebliebener,
Geriebener, Durchtriebener.
Ein Heiliger, Kasteilicher,
Und meist ein Gegenteiliger.
Ein Büßerich, Karthäuserich,
Genießerich, Naschmäuserich.
Von Eitelkeit gebläht,
Halb Gauner, halb Prophet.
Ein Seher und Verkündiger,
Dabei ein zäher Sündiger,
Ein Findiger und Windiger.
Ein Oberkeuschheitspächter
Und echter Spiegelfechter,
Gott, du Gerechter!
Halb Schaffer und halb Recke,
Halb Gaffer und halb Gecke.
Bald Großmaul und bald Wimmerer,
Bald Klügerer, bald Dümmerer.
Bald Weicherer, bald Härterer,
Bald Poiatz und bald Märtyrer.
Ein aller Logik lediger,
Verbissener, ungnädiger,

Maultoller Wanderprediger,
Der lästig durch Geschrei ist
Und überall dabei ist.
Wer trat und naht auf schiefem Pfad?
Ein Literat! ein Literat!
Er wähnt, die Welt guckt nur auf ihn –
Ihr Mittelpunkt sei Peregrin!
Ein scheinbar Still-Weltflüchtiger,
Doch gierend Auffallsüchtiger.
Er spiegelt sich und dünkt sich,
Er schnürt sich und er schminkt sich.
Will aller Augen auf sich ziehn;
Er wähnt, die Welt guckt nur auf ihn:
Peregrin! Peregrin! Peregrin!
(Und so weiter ...)

THOMAS MANN

Einleitung zum Roman „Der Geheimagent" von Joseph Conrad

Über einen solchen Fall habe ich schon einmal geschrieben. Das war, als ich das Werk eines deutschen Dichters französischer Nation und insbesondere seinen glücklichsten, uns ganz zum populären Besitz gewordenen Beitrag, den „Peter Schlemihl", wieder einmal bei uns „einzuleiten" hatte. Hier ist das Gegenstück unserer Tage, ein polnisch-englisches zur Abwechslung: es ist nicht unsere Anziehungskraft, die sich diesmal bewährt; wir sind unbeteiligt, wir übersetzen nur; doch soll das unser Vergnügen an dem schönen, merkwürdigen Falle nicht schmälern, und so neidlos gefesselt wollen wir darauf blicken, wie einst die anderen auf das Phänomen von Chamissos deutschem Dichtertum. Das Vorkommnis individueller Verliebtheit in eine andere nationale

Lebensform, der entschlossenen und radikalen Auswanderung, der völligen persönlichen und geistigen Naturalisation in fremder Volkssphäre, so, als handle es sich um die menschlich-intelligente Richtigstellung eines Irrtums der fehlbaren Natur, – wiederholt sich, wie es scheint, mit einer gewissen Regelmäßigkeit in der Geschichte der Kultur und der Dichtung, und derjenige, dessen gesunde Ehrfurcht vor dem Natürlichen mit einiger weniger gesunden, aber menschlich nicht unanständigen Ironie gegen dies zweifellos heilige Element gemischt ist, wird nicht nur die verzerrte Miene vermeiden, mit der man eine Monstrosität beobachtet, sondern mit Sympathie und Genugtuung eine nationale Freizügigkeit feststellen, deren Ergebnis nicht Kulturlosigkeit und seelischer Tod, sondern eine von allen Völkern bewunderte kulturelle Leistung war.

Nicht leicht zu sagen, aus welchem Grunde heut ein Franzose sollte geistig zum Deutschtum hinüberwechseln. Einst, in romantischen Zeiten, konnte es geschehen schlechthin aus Liebe zur Poesie. Wir waren das Land der Dichter und Denker; ein Dichter sein und deutsche Verse machen war bis zu einem gewissen Grade ein und dasselbe; man fühlte sich überall zum Deutschtum hingezogen, wenn man sich zur Poesie hingezogen fühlte, und Chamisso wurde deutsch, um ein deutscher Dichter zu sein. Der Fall Conrad liegt charakteristisch anders, – charakteristisch sowohl in nationaler wie in zeitlicher Hinsicht. Der Pole ist durchaus nicht Engländer geworden, um englischer Schriftsteller zu werden, – soweit ich unterrichtet bin, hat ihm dieser Gedanke sehr fern gelegen. Er ist es geworden, um Seemann, a sailor, zu sein, aus unwiderstehlicher Lust zur Schiffahrt, – und hier nun werden die Fälle wieder verwandt. Denn da er, um Segler zu werden, ja auch

zur französischen, russischen, deutschen Marine hätte gehen können, so muß das Englische und das Seemännische ihm in ähnlicher Weise und ähnlichem Grade zusammengefallen sein wie dem Dichter des „Schlemihl" einst Poesie und Deutschtum: beide Male ist es ein Wechsel der Nationalität aus Leidenschaft für den Hauptberuf eines anderen Volkes, denjenigen, worin es sprichwörtlicherweise vor anderen glänzt, und die nationalen wie namentlich auch die zeitlichen Umstände brachten es mit sich, daß Conrads Motive zur Konversion weit weniger geistiger Art waren als die Chamissos.

Doch wäre es wohl altmodisch-romantisch, das Geistige allzu eng zu fassen und es dem Literarischen gleichzusetzen. Die Liebe des Polen zum Seemännischen, das ihm das Englische war, wird von Anfang an mit tiefer Sympathie für englisches Wesen überhaupt, englische Lebenshaltung und -stimmung, englischen Tonfall und Sprachgeist verbunden gewesen sein; ohne Sprachlich-Geistiges geht es von vornherein nicht ab bei einer solchen Leidenschaft; am Ende war Conrads Konvertitentum nicht weniger „dichterisch" als das Chamissos, und er wäre kaum englischer Schriftsteller geworden, nachdem er englischer Seemann gewesen, wenn nicht das Dichterische immer einschlägig gewesen wäre in seinem Träumen und Tun, wenn nicht sein ganzes exzentrisches Trachten aus den natürlichen Bindungen weg in eine fremde, geheimnisvoll wahlverwandte Sphäre schon das eines Phantasten und Poeten gewesen wäre.

Vor allem war seine Liebe zum Meere und den Abenteuern des Meeres zweifellos eine Dichterliebe, und vom Meere, vom Leben auf ihm und mit ihm hat er erzählt, als er an Land gegangen war, fast nur hiervon, in der klassischen Sprache der Seefahrer,

auf englisch, – so ganz auf englisch, daß wenigstens dem Nicht-Engländer scheint, es hätte nicht englischer geschehen können, und daß in der Tat sein heute europäischer Ruhm der eines großen britischen Autors ist.

Als ich vor Jahren den Haag besuchte, hielt Galsworthy dort eben einen Vortrag über „Conrad und Tolstoi". Ich hatte keine Ahnung, wer das sei, den man da mit dem russischen Giganten zusammenstellte; und mein Erstaunen wiederholte sich, als ich hörte, daß André Gide Englisch gelernt habe ausdrücklich, um Conrad im Original lesen zu können. Seitdem habe ich dies Erzählerphänomen kennengelernt in einigen seiner stärksten Werke: Ich las die dämonische Geschichte einer Windstille, genannt „Die Schattenlinie", und die Geschichte eines Sturmes, die „Der Nigger vom Narzissus" heißt. Auch von den Büchern, die nur zum Teil auf dem Meere oder ganz auf dem festen Lande spielen, wie der technisch überaus verzwickte und virtuose Roman „Spiel des Zufalls" und dieses hier, die glänzende, packende Kriminalgeschichte „Der Geheimagent", las ich dies und das und bin voll genug davon, um mich nicht unberufen zu fühlen, unserem Publikum irgendeines, maritim oder nicht maritim, also zum Beispiel den bewunderungswürdigen „Geheimagenten", persönlich ans Herz zu legen, – diesen, wenn ich es mir überlege, gerade deshalb, weil darin nicht zur See gefahren wird und weil es für mein Gefühl eine ungerechte Schmälerung von Conrads jungem deutschen Ruhm bedeuten würde, wenn er allzu seemännischen Spezialcharakter gewönne. Ich gebe zu, daß das tiefste und persönlichste dichterische Erlebnis dieses Mannes das Meer, die gefährliche Kameradschaft mit dem Elemente gewesen ist und daß seine auffallendsten künstlerischen

Nach einer Radierung von Muirhead Bone

J. Conrad.

Frank Harris.

Leistungen auf diesem Gebiete liegen. Aber sein männliches Talent, sein Engländertum, seine freie Stirn, sein fester, kühler und humoristischer Blick, seine erzählerische Verve, Kraft und ernste Lustigkeit bewähren sich nicht weniger, wenn er sich auf dem Trockenen hält und das gesellschaftliche Leben des Festlandes anschaut, durchschaut und kritisch-plastisch gestaltet, wie in der vorliegenden spannenden, ja aufregenden Geschichte, einer Kriminalgeschichte, wie gesagt, und einer politischen Geschichte dazu, der Geschichte einer ausländischen, allzu ausländischen Gesandtschaftsintrige, und ihrer tragisch-menschlichen Auswirkungen . . .

Es ist eine antirussische Geschichte, deutlich gesagt; antirussisch in einem sehr britischen Sinn und Geist; große Politik steht hinter ihr, der große englisch-russische Weltgegensatz, und ich halte für möglich, daß dieser Gegensatz auch den Hintergrund – ich will nicht sagen: das Motiv – der leidenschaftlichen Englandliebe des Polen schon immer gebildet hatte. Handelte es sich um einen Deutschen, so wäre die Unterstellung kühn. Wir sind „Metaphysiker"; weder bewußt noch unbewußt würden wir je das Politische Einfluß auf unser Seelenleben gewinnen lassen. Aber wir haben angefangen, einzusehen, daß es bei anderen vielleicht etwas anderes ist, und daher meine Vermutung, daß polnische Antipathie gegen das Russentum sich in diesem Roman auf britisch auslebt.

Sie tut es namentlich in der Figur eines Herrn Vladimir, ersten Sekretärs der diplomatischen Vertretung einer auswärtigen, allzu auswärtigen Macht in London, der eigentlich die ganze Geschichte auf dem Gewissen hat und der, obgleich ein eleganter Mann, gelegentlich mit schlecht verhehlter Zustimmung des Autors ein „hyperboreisches Schwein"

genannt wird. Von glatten Sitten im allgemeinen, nimmt er im Affekt eine „orientalische Ausdrucksweise" an und bekommt einen Kehlton, der schon nicht mehr nur unenglisch, sondern auch uneuropäisch, „innerasiatisch" anmutet. „Als Abkömmling einer langen Geschlechterreihe von Untertanen einer unumschränkten Macht", heißt es von ihm, „hatte er aus Rasse- wie aus persönlicher Anlage Angst vor der Polizei . . . Aber das Gefühl, das mit dem unvernünftigen Abscheu mancher Leute vor Katzen Ähnlichkeit hatte, hielt vor seiner unendlichen Geringschätzung der englischen Polizei nicht stand." – „Die Wachsamkeit der Polizei", sagt er – oder einer seiner Untergebenen sagt es für ihn –, „und die Strenge der Behörden! – Die allgemeine Milde des Gerichtsverfahrens hier und das völlige Fehlen von Unterdrückungsmaßnahmen sind ein europäischer Skandal. Was gerade jetzt gewünscht wird, ist die Betonung der Rastlosigkeit – der Gärung, die zweifellos vorhanden ist." Es tagt nämlich in Mailand eine internationale Konferenz gegen die soziale Revolution. „Wir wollen der Konferenz in Mailand ein kleines Stimulans eingeben", äußert Herr Wladimir „leichthin". „Ihre Erwägungen über internationale Maßnahmen zur Unterdrückung politischer Verbrechen scheinen zu keinem Ende zu führen; England läßt aus. Dieses Land ist ganz lächerlich mit seiner gefühlsduseligen Rücksichtnahme auf persönliche Freiheit . . . England muß aufgerüttelt werden . . ."
Diese antisarmatische Satire, so leicht sie hingeworfen ist, strotzt von Stolz auf englische Freiheit und Zivilisation. Das verhaßte Russentum, britisch verhaßt, aber vielleicht ursprünglich polnisch verhaßt, wird zum Schuldigen gemacht an aller menschlichen Tragödie des Romans: an dem Tode des armen

kleinen Stewie, der Ermordung des bemitleidenswerten Schurken Verloc, an dem Selbstmorde seiner Frau. Ist Conrad englischer in irgendeiner seiner Bordgeschichten als in dieser politischen Kriminalgeschichte? Zu Herrn Vladimir sagt ein braver britischer Polizeikommissar: „Was mir an der Sache am meisten gefällt, ist, daß sie eine so vorzügliche Handhabe zu einem Unternehmen bietet, das meiner Überzeugung nach unbedingt begonnen werden muß, – das ist, zu der Säuberung dieses Landes von all den ausländischen Spitzeln, Polizisten und – Hunden dieser Art." Hunde, das ist ein Ausdruck des Herrn Vladimir, ein orientalisch-innerasiatischer Ausdruck, im fremdartigen Kehlton zu sprechen, über welchen heutige Sowjetagenten wohl nicht schlechter verfügen als Personen von der Art des Herrn Vladimir, – was ich nur anmerke, um zu zeigen, daß unser Roman nicht veraltet ist, weil er unter dem Zarenreich spielt, und daß der westöstliche Gegensatz, der seinen weltpolitischen Hintergrund bildet, durch einen Regierungswechsel im Osten an Lebendigkeit nichts eingebüßt hat.
Und hier noch eine Vermutung. Sollte nicht die entschiedene und schon tendenziöse Westlichkeit dieses außerordentlichen und in England, Frankreich, Amerika längst hochberühmten Schriftstellers schuld, gewissermaßen schuld daran sein, daß er in unserer „Mitte", welche sich einer so entschlossenen und einseitigen Option instinktweise allezeit wird enthalten müssen, bisher so geringe Resonanz gefunden hat? Eine Zeitlang sah es so aus, als hätten wir gewählt, politisch und geistig-kulturell, nämlich den Osten; und das war gerade die Zeit, während der in Westeuropa Conrads Ruhm sich entfaltete. Für uns stand diese Erzählergestalt im Schatten Dostojewskis, – einem Schatten, der, wir wollen das

auch heute sachlich zugeben, drei bis vier Conrads zuzudecken und kaltzustellen imstande bleibt. Und doch hat sich manches geändert seitdem bei uns zulande; die Macht jenes epileptisch-apokalyptischen Sehertums über den deutschen Sinn ist bis zu einem gewissen Grade gebrochen; wir sind im Begriffe, uns vom christlich-byzantinischen Morgen zur Mitte, zu uns und also auch zu dem, was humanistischer und liberaler Westen in uns ist, zurückzufinden, und wenn nun ein führender Verlag die Hauptwerke des slawischen Wahlengländers in deutscher Sprache sammelt, so zeugt das von zutreffender Empfindung für die verbesserten Glückschancen, die dieser Dichter heute bei uns besitzt.

Nein, Conrad ist bei weitem nicht so groß wie Dostojewski! Aber ist es das Format allein, das unsere Liebe bestimmt? Es gäbe dann nichts zu lieben in einer Epoche, die vorderhand durchaus grazilere, schmächtigere Geistesformen aufweist, als die vergangene, als das neunzehnte Jahrhundert, das wir als sehr groß und recht unglückselig zu beurteilen gelernt haben. Gestehen wir, daß das offenbar zartere Format des zwanzigsten vor dem heroischeren seines Vorgängers nicht einmal die Feinheit voraus hat! In Wagner, Dostojewski, selbst in Bismarck vereinigt das neunzehnte Jahrhundert Riesenwuchs mit der äußersten Verfeinerung, einem letzten Raffinement der Mittel, dem freilich in allen Fällen etwas zugleich Krankhaftes und Barbarisches anhaftet. Vielleicht aber ist es gerade der Verzicht auf dies Element von kranker Barbarei und – fast möchte man sagen – Asiatentum, durch welchen das zierlichere Format des Zeitgeistes bestimmt ist, den wir als verwandt, als brüderlich und nicht mehr als gestrig-väterlich empfinden; vielleicht liegt unserem Mangel an Größe der Wille zu einer reineren,

helleren, gesunderen, fast möchte man sagen: griechischeren Menschlichkeit zugrunde, als die düstere Monumentalität des neunzehnten Jahrhunderts sie kannte; und vielleicht hat die Anglomanie des Slawen Conrad und seine Verachtung „innerasiatischer Kehltöne" etwas mit diesem Willen – oder dieser Aufgabe – der Epoche zu tun?

Wir wollen die Weltrevolution nicht vergessen, noch die geistigen Vorteile, die heutzutage mit guten Beziehungen zum Osten verbunden sind, – Vorteile, um die jeder wachsame Westmensch den Zentraleuropäer heute rein geographisch beneidet und deren man sich durch die unbedingte Selbstverschreibung an den bürgerlichen Westen unzweifelhaft begäbe. In gewissem und wichtigem Sinn bliebe hier von einer Einbuße zu reden, selbst wenn man sich weigerte, zuzugeben, daß das Englische gegen das Kontinental-Europäische an und für sich eine Niveausenkung bedeutet. Mehr Form und mehr Borniertheit – wäre es das, was der Slawe einhandelte bei seinem Übertritt? Es liegt doch anders. Was er in den Kauf gab, waren Avantagen des Barbarismus, deren Wert er berechnet haben wird. Was er gewann, war Maß, Vernunft, Skepsis, geistiger Freiheitssinn und ein Humor, dessen ausgesprochen angelsächsische Männlichkeit ihn davor bewahrt, jemals ins Bürgerlich-Sentimentale umzuschlagen. Er ist hart und aufgeräumt, dieser Humor, und lebt gewissermaßen von der Vermutung, die sich im „Geheimagenten" irgendwo findet, „daß diese unsere Welt letzten Endes keine allzu ernsthafte ist". Von christlich-östlicher Leidensveneration weiß er nicht mehr viel und erzählt von dem eisernen Haken, der einem armen alten Kutscher statt des Armes aus dem Rockärmel ragt, mit einer Trockenheit, die eher Ausdruck einer gewissen

grimmigen Lebensheiterkeit als des Mitleides ist. Er ist oft, in unscheinbaren Einzelheiten, erquickend komisch, dieser Humor, wie anläßlich der Droschkenfahrt, deren Rasseln und Glasklirren den Eindruck erweckt, als ob alles hinter den Fahrenden zusammenstürze; oder in der Charakteristik des mechanischen Klaviers, dessen Tasten von einem „pöbelhaften Gespenst" bearbeitet zu werden scheinen und das abbricht, als sei es über irgend etwas verärgert. Er fällt nicht im geringsten aus dem Ton beim Anblick etwa eines Ermordeten. „Nun schien Herr Verloc nicht eigentlich zu schlafen, sondern nur mit gebeugtem Kopfe dazuliegen und beharrlich auf seine linke Brust zu sehen. Und als Genosse Ossipon den Messergriff erblickt hatte, da wandte er sich von der Glastür ab und erbrach sich heftig." Hier fehlt jedes Getue. Das „Entsetzliche" ist mit einem festen, nüchternen, beinahe vergnügten, jedenfalls lebensheiteren Blick gesehen und in einem Geiste erzählt, der ebenso englisch wie zugleich auch nachbürgerlich-modern anmutet. Denn ganz allgemein und wesentlich scheint mir die Errungenschaft des modernen Kunstgeistes darin zu bestehen, daß er die Kategorien des Tragischen und des Komischen, also auch etwa die theatralischen Formen und Gattungen des Trauerspiels und des Lustspiels, nicht mehr kennt und das Leben als Tragikomödie sieht. Das genügt, um das Groteske zu seinem eigentlichsten Stil zu machen, und zwar in dem Grade, daß selbst das Großartige heute kaum anders als in der Gestalt des Grotesken erscheint. Es wird erlaubt sein, das Groteske den eigentlich antibürgerlichen Stil zu nennen; und wie bürgerlich es nun sonst um das Angelsachsentum bestellt sein möge, so ist zu erinnern, daß das Grotesk-Komische von jeher seine künstlerisch starke Seite war.

Nein, Conrads Westanschluß bedeutete keine künstlerisch-geistige Verbürgerlichung. Wenn er Herrn Vladimir die sozialkritische Frage in den Mund legt: „Ich hoffe, Sie geben zu, daß die Mittelschichten verdummt sind?“, und Verloc antworten läßt: „Sie sind es!“, so ist wenig Zweifel, daß er, der Autor, diese Ansicht teilt. Er ist zu sehr Künstler und freier Geist, um als Sozialist doktrinär zu sein, um es anders als auf spielende, freie und rein zeitkindliche Art zu sein. Die marxistische Theorie erscheint bei ihm als Haß- und Einsamkeitsmonomanie des „Bewährungsfrist-Apostels“ Michaelis; seine revolutionären Typen sind nicht die einnehmendsten; er gibt bei Gelegenheit eine stark pessimistische Psychologie des Empörers, und seine Skepsis gegen soziale Utopien kommt zutage, als er einen seiner Rebellen die seine aufstellen läßt, die „wie ein ungeheueres sauberes Spital“ aussieht, „mit Gärten und Blumen, und in dem die Starken sich der Pflege der Schwachen zu widmen haben“, – während ein elender kleiner Schreckensmann und Sprengstoffprofessor sich die gegenteilige erträumt, eine Welt wie ein Schlachthaus, wo die „Schwachen“ der restlosen Vernichtung zugeführt werden. Aber all dieser Spott ist nicht gerade bürgerlich gemeint, und wenn es schon eine sehr hübsche Ironie ist, daß von dem braven Herrn Verloc gesagt wird, seine Sache sei die Beschirmung der sozialen Ordnung gewesen, nicht ihre Verbesserung „oder nur Beurteilung“, so wird diese Ironie zur großen Satire dort, wo es sich um den äußeren Hauptgegenstand der Geschichte, das Dynamitattentat handelt, das die Mailänder Konferenz stimulieren soll, und um das Ziel, gegen welches es sich am besten richtet. „Natürlich gibt es auch noch die Kunst. Eine Bombe in der Nationalgalerie würde einigen Lärm machen. Es wäre aber

nicht ernst genug. Kunst war nie der Fetisch der Mittelschicht. Es ist, wie wenn man einem Manne in seinem Hause ein paar Hinterfenster einschlagen wollte. Um ihn aber wirklich zum Aufstehen zu bringen, müßte man ihm doch mindestens das Dach abdecken. Natürlich gäbe es ein wenig Geschrei, aber von wem? Von Künstlern, Kunstkritikern und dergleichen, von Leuten ohne Bedeutung ... Aber da ist nun die Bildung, die Wissenschaft. Jeder Dummkopf, der es zu einem Einkommen gebracht hat, glaubt daran, er weiß nicht, warum, aber er glaubt an ihre Bedeutung. Das ist der allerheiligste Fetisch ... Die ganze Selbstsucht der Klasse, auf die es ankommt, wird wachgerufen werden. Sie glauben daran, daß in irgendeiner geheimnisvollen Weise die Wissenschaft die Quelle ihres Wohlstandes ist. Das tun sie ... Mord ist uns vertraut, er ist sozusagen eine feststehende Einrichtung. Die Kundgebung muß sich gegen die Bildung, die Wissenschaft richten ... Was denken Sie davon, die Astronomie anzupacken? ... Es gibt nichts Besseres ... Die ganze zivilisierte Welt hat von Greenwich gehört, noch die Schuhputzer an der Untergrundbahnstation in Charing Cross wissen etwas davon ... Packen Sie den ersten Meridian! Sie kennen die Mittelklasse nicht so gut wie ich. Ihre Empfindlichkeit ist erschöpft. Den ersten Meridian. Nichts besser und nichts leichter, scheint mir."

Diese gescheite Weisung Herrn Vladimirs an den armen Verloc ist die satirische Spitze des Buches. Sein Autor ist selbstverständlich der Unmensch nicht, der die Wissenschaft verachtet. Trotzdem ist er einer von ihr bestimmten und auf sie pochenden Menschlichkeit im ganzen nicht hold, und gelegentlich spricht er von „jenem Blick voll unerträglichen und unerschütterlichen Dünkels, den nur die Be-

schäftigung mit der Wissenschaft in das Auge eines Sterblichen zu bringen vermag". Nichtachtung der Kunst und des eigentlich Geistigen, aber grenzenlose und gläubigste Hochachtung vor der nutzbringenden Wissenschaft: dies empfindet Conrad als bürgerlich; und wenn auch sein Verhältnis zum Proletariat nicht ganz das vorschriftsmäßige, rechtgläubige ist, so offenbar darum, weil, auf dem Wege über den Marxismus, die Wissenschaft ja auch Erbe und Fetisch des Proletariates geworden ist — wie denn niemand leugnen wird, daß der Bolschewismus eine streng wissenschaftliche Weltanschauung ist.

Genosse Ossipon zum Beispiel — mit dem Spitznamen „der Doktor", gewesener Mediziner ohne akademischen Grad, Wanderlehrer in Arbeitervereinen über die soziale Zukunft der Hygiene, Verfasser einer sofort von der Polizei beschlagnahmten Broschüre „Die fressenden Laster der Bürgerklasse" —, Genosse Ossipon ist wissenschaftlich. „Typisch für diese Form der Entartung" findet er von oben herab das Kreisezeichnen des kleinen Stewie, diese sonderbare, mit soviel Hingabe geübte Produktion, die an ein kosmisches Chaos gemahnt, an den Versuch einer wahnsinnigen Kunst, das Unfaßbare darzustellen. Und selbstverständlich kommt er auf die Ohrläppchen und auf Lombroso. „Lombroso ist ein Esel!" antwortet ihm ein noch Unversöhnlicherer, und der Autor nennt das ironisch „eine erschütternde Lästerung". „Ist Ihnen jemals ein solcher Schwachkopf vorgekommen? Für ihn ist der Gefangene der Verbrecher; ganz einfach, nicht wahr? Was aber ist mit denen, die ihn eingesperrt — hineingezwungen haben? ... Und was ist Verbrechen? Weiß er das, dieser Trottel, der seinen Weg in dieser Welt voll gesegneter Narren gemacht hat, indem er auf Ohren und Zähne von ein paar unglücklichen

Teufeln sah! Zähne und Ohren kennzeichnen den Verbrecher? Und was ist es mit dem Gesetz, das ihn noch weit besser kennzeichnet – dem netten Brandeisen, das die Überfütterten erfunden haben, um sich gegen die Hungrigen zu schützen? Rotglühend auf ihr elendes Fell gebracht . . . So werden Verbrecher gemacht, damit deine Lombrosos ihren Blödsinn darüber schreiben können." Mit dieser lästerlichen Erwiderung ist der Erzähler wohl bis zu einem gewissen und ziemlich hohen Grade einverstanden. Seine eigene Art aber, den kleinen Stewie zu sehen und zu zeichnen, läßt deutlich erkennen, daß er die Lombroso-Wissenschaftlichkeit im Verhältnis zu ihm nicht in der Hauptsache aus sozialen Gründen als bürgerliche Mesquinerie empfindet, sondern aus tieferen, religiösen.

Stewie, wie er namentlich auf der Droschkenfahrt und bei dem darauf folgenden Gespräch mit seiner Schwester Winnie – soweit bei seiner „Eigenheit" von einem Gespräch die Rede sein kann – sich offenbart, dieser minderwertige kleine Stewie, der so jenseits aller Lebenswerte liebenswürdig ist und den Winnie in der Tat so liebt, daß sie seinen Tod auf die furchtbarste, sie selbst vernichtende Weise rächt, – Stewie ist die schönste, mit weitaus der lebhaftesten Rührung angeschaute Figur unseres Buches. Russischer Roman schlägt merklich in ihr durch; ohne Dostojewskis „Idioten", diesen freilich im Format unvergleichlich größeren Versuch, auf der Grundlage des „Pathologischen" das menschlich Reinste und Heiligste zu geben, wäre sie kaum denkbar, denn auch sie ist ein dichterischer Versuch, das klinisch Minderwertige heilig zu sprechen. Es ist bezeichnend für die moderne Doppelgesichtigkeit des Verfassers, daß er die wissenschaftlich-pathologische Seite der Dinge nicht etwa verleugnet, romantisch

die Augen davor schließt. Ich sehe ein naturalistisches Zugeständnis an die Wissenschaft darin, daß Stewies „Eigenheit" als in der Familie liegend charakterisiert ist und die Mordtat seiner Schwester durch die plötzlich scharf hervortretende Ähnlichkeit mit ihm stark idiotisch betont erscheint. Aber das hindert nicht, daß hier eine Psychologie mit religiöser Wertung herrscht, welche das „wissenschaftliche" Urteil des Genossen Ossipon über Stewie als das erscheinen läßt, was es unter dem menschlichen Gesichtspunkt ist, nämlich als schäbige Halbbildung; und durch die feine, aber unmißverständliche Andeutung, daß dieses Urteil es ist, was in Verlocs bedrängte Seele den ersten Keim zu dem Gedanken senkt, Stewie zu dem politischen Attentat zu mißbrauchen, wird die „Wissenschaft" noch einmal kompromittiert und menschlich beschuldigt.
Das alles ist nicht bürgerlich; aber proletarisch orthodox ist es auch nicht. Es zeugt von jener ungebundenen Objektivität, die einzig Sache des klassenlosen Dichters, wenn auch eben wohl nur seine Sache ist und die sich bei Conrad überall und in allem am befreienden Werke zeigt. Wie er sachlich ist in seinem Urteil über die Geschlechter (er spricht von dem Zartgefühl, das in der männlichen Natur neben aufreizender Roheit wohne, und findet die Frauen von Natur aus schlauer und unerbittlicher in ihrer Begier nach Einzelheiten), so hält er sich nüchtern und kritisch in seinem Verhältnis zu Klassen und Mächten, zu allen falschen und vorläufigen Gegensätzen der Welt. Seine Ironie gegen die Lebensform „gesunder Untätigkeit" ist gut sozialistisch, aber den Typus des heiseren Hetzers, etwa unter einer Schiffsmannschaft (siehe den „Nigger vom Narzissus"), weiß er dem Leser in der Seele zuwider zu machen, und den Terroristen sagt er, daß sie nicht

um ein Haar besser sind als die Macht, die gegen sie aufgeboten wird. „Gleich und gleich. Der Terrorist und der Polizeimann kommen aus dem gleichen Ei. Revolution und Gesetz – Gegenzüge im gleichen Spiel." Das ist nicht müßige Gleichgültigkeit eines unbeteiligten Zuschauers. Es ist der Widerwille eines gar sehr beteiligten Geistes dagegen, in den Gegensätzen erbärmlich hängen zu bleiben. „Ihr Revolutionäre", sagt er oder läßt er sagen, „seid die Sklaven der Gesellschaft, die sich vor euch fürchtet... Selbstverständlich seid ihr das, da ihr ja die Ordnung umstürzen wollt. Sie beherrscht eure Gedanken und natürlich auch eure Handlungen, und daher können weder eure Gedanken noch eure Handlungen jemals abschließend sein."

Conrads Objektivität könnte kühl scheinen, aber sie ist eine Leidenschaft, denn sie ist Freiheitsliebe, – Ausdruck derselben Liebe und Leidenschaft, die den jungen Polen aufs Meer trieb und die zweifellos, wie einst im Falle Iwan Turgenjeffs, das tiefste Motiv seines kulturellen Anschlusses an den Westen war. Ich denke, sein Dichtertum wird diesen Freiheitssinn davor schützen, mit liberaler Bürgerlichkeit verwechselt zu werden, sein völliger Mangel an Weichlichkeit es bedenklich erscheinen lassen, ihn des Ästhetizismus zu zeihen. Conrads künstlerischer Erfolg bei uns wird durch das Maß seines Talentes bestimmt werden. Geistig werden sich namentlich diejenigen zu ihm finden, die im Gegensatz zu dem begeisterten Glauben einer großen Mehrzahl der Meinung sind, daß die Rolle der Freiheitsidee in Europa noch nicht ausgespielt ist.

BERNARD SHAW

Überlegungen

Die neue Trägheit

Das Zukunftskind, falls es eine andere Zukunft als die des Verfalles gibt, wird also schon vom frühen Alter an im größeren oder kleineren Maße für seinen Lebensunterhalt arbeiten müssen. Niemand wird daran Anstoß nehmen, vorausgesetzt, daß der Begriff Kinderarbeit nicht länger untrennbar vereint ist mit dem Begriff von der Arbeit kleiner Kinder, die zehn Stunden am Tage in einer Fabrik schuften, oder von Knaben, die sich von neun früh bis zehn Uhr abends in unterirdischen Bureaus unter Gaslampen abquälen. Burschen und Mädchen unter zwanzig Jahren werden wahrscheinlich in der Lage sein, so viel zu erzeugen, wie der kostspieligste Mensch jetzt für seine eigene Person ausgibt (das Gefolge verzehrt das große Einkommen), ohne schwerer und länger zu arbeiten, als mit dem Ausmaß von Glück, das zu genießen sie fähig sind, verträglich ist. Dann wird die abzuwägende Frage sein: nicht, wie früh Menschen in die Arbeit eingestellt, sondern wie früh sie jeder Arbeitsverpflichtung entbunden werden sollen.

Die Arbeit des Lebens ist wie das Tagewerk: es kann früh beginnen und früh enden oder spät beginnen und spät enden oder, wie es bei uns der Fall ist, früh anfangen und nie enden, offenbar das denkbar schlechteste System. Wir dürfen die Arbeit schließlich nicht länger als den Fluch betrachten, als den die Schule, das Gefangenenhaus und die kapitalistischen Profitfabriken sie heute erscheinen lassen, sondern als erste Notwendigkeit eines erträglichen Daseins. Wenn wir nicht mit ebenderselben Schnelligkeit neue Bedürfnisse herausfinden, mit der

wir die Mittel zu ihrer Befriedigung entwickeln, wird Mangel entstehen an jener nötigen, im voraus hergestellten, zugewiesenen Arbeit, die immer jedem zur Verfügung steht. Es mag notwendig werden, sie unter Menschen zu verteilen, die alle einen größeren Teil davon haben wollen. Dann wird eine neue Abart der Trägheit zum Schreckensgespenst der Gesellschaft werden: die Trägheit, die sich auf die fertiggestellte Routine versteift und sich weigert, die geistige Mühsal und das Wagestück der Arbeitschaffung durch das Finden neuer Gedanken oder die Erweiterung des Wissensgebietes auf sich zu nehmen. Es mag dazu kommen, daß Menschen gezwungen werden, sich zurückzuziehen, noch ehe sie gewillt sind, Jüngeren Platz zu machen, das heißt, alle ältlichen Personen werden aus der Industrie hinausgedrängt werden und dadurch vor die Wahl gestellt, eine Beschäftigung zu finden oder aber der Strafe eines immerwährenden Feiertages zu verfallen. Dann werden Männer zwanzigtausend Pfund im Jahre ausgeben, um die Verdrängten wieder zu bekommen. Anstatt das zu sein, was wir jetzt sind, das wohlfeilste und widerlichste der Tiere, werden wir zu den kostbarsten, wählerischsten und bestgezogenen werden. Kurz, es ist kein Ende der verblüffenden Dinge, die geschehen können, wenn der Fluch Adams sich zuerst in Segen, dann in eine unheilbare Gewohnheit wandelt. Und an jenem Tage dürfen wir den Kindern ihren Anteil nicht mißgönnen.

Das Glück der Kinder

Es ist wichtig, das Glück der Kinder recht sorgfältig an seinen richtigen Platz zu stellen, der in Wahrheit kein Platz in der Vorderreihe ist. Die mitgefühllosen, selbstischen, hartherzigen Menschen, die das Glück als ausnahmebildende Vergünstigung

betrachten, zu der die Kinder keineswegs berechtigt sind, obwohl ihnen an ihren Geburtstagen und zu Weihnachten ein klein wenig davon ausgeteilt werden mag, sind manchmal, im Ergebnis, bessere Eltern als jene, die sich einbilden, daß Kinder ebenso glücksfähig seien wie Erwachsene. Gewöhnlich überschätzen Erwachsene gröblich ihre eigene Fähigkeit in dieser Richtung, doch können die meisten eine Ration Glück vertragen, die an das Kind verschleudert wäre. Das Geheimnis des Unglücklichseins liegt in der Muße, darüber nachzugrübeln, ob man glücklich ist oder nicht. Das Heilmittel dagegen ist Beschäftigung, denn Beschäftigung bedeutet Präokkupation, und der Präokkupierte ist weder glücklich noch unglücklich; er ist einfach lebendig und tätig, und, solange man diesen Zustand nicht satt hat, ist er angenehmer als irgendein Glück. Deshalb ist es zum Glück notwendig, müde zu sein. Musik nach der Abendmahlzeit ist angenehm; Musik vor dem Frühstück ist dermaßen unangenehm, daß sie offenbar widernatürlich sein muß. Den nichtüberarbeiteten Menschen sind Ferien eine Last. Den Überarbeiteten, die sie sich leisten können, eine beschwerliche Notwendigkeit.
Ein immerwährender Feiertag ist eine gute, allgemein verständliche Definition der Hölle.

W. E. SÜSKIND

Herma'n Bang und wir

Immer noch ist das Zeitalter der Entdeckungen. Die Erde freilich scheint nun völlig erforscht, und die Entdeckung des Menschen, die endgültige Besitznahme von seiner psychischen Formation und Hinterwelt,

ist im Begriffe komplett zu werden. Dafür ist nun vielleicht der Zeitbegriff an der Reihe, von Wissenschaft und privatem Denken benagt zu werden, und mit als erstes wird man da einsehen, daß der Begriff der Gleichzeitigkeit überaus bezweifelbar ist und daß es für die verschiedenen Bezirke menschlichen Lebens nur eine verschobene und geschichtete Gleichzeitigkeit gibt, die schräg durch die Jahrhunderte läuft, so daß wir Flieger und Naturwissenschaftler von heute beispielsweise noch Rechtsprecher von 1800 und Literaten von der Haltung der Romantiker sind, wenn's hoch kommt. Zugleich aber wird das Wort von den „zu früh Geborenen" uns ernsthaft und wichtig anschauen, und wir werden auch da neue Entdeckungen machen, wo das klare Licht amtlichen Ruhmes herrscht. Unter den bekanntesten Namen werden wir Funde tun, an unser Gestade tragen und aufleuchten sehen in einem neuen Licht. –

Herman Bang freilich – er ist noch keine zwanzig Jahre tot, er wäre noch nicht einmal siebzig heute – kann man da von „zu früh geboren" sprechen und von einer Wiederentdeckung? – Es soll auf das Wort nicht ankommen; wenn Bang denn kein zu früh Geborener war, so ist er doch ein zu früh Gelesener gewesen. Nicht mit dem richtigen Blick noch, scheint mir, hat man ihn gelesen, durch eine fehlgefärbte Brille, mit vorzeitigem Beifall.

*

Laßt uns sehen: Fin du Siècle ist die Zeit, in der Bang schreibt. Es sind die Jahre, in denen Dekadenz der Stimmung sich mit naturalistischen Mitteln zu vertragen beginnt, die großen Jahre von Hauptmann, von Strindberg und Zola, von Wilde andrerseits und Maeterlinck. Und dieser Zeit nun scheint

Bang sich einzufügen nur allzu gut: ein empfindlicher Dekadent von Erscheinung, halb Weltmann, halb zigeunernder Journalist, eine wehmütige Schwabinger Existenz beinah. Was er schreibt, das klingt müde, blasiert manchmal, empfindsam anderwärts, ist dabei raffiniert vorgetragen, witzig und scharfäugig – enfin: Fin du Siècle! –

Das alles mag getrost gesagt sein, wenn man die Brille von früher vorholt und Bang so sieht, wie seine Zeitgenossen ihn – notwendigerweise – gesehen haben müssen: als Kind ihrer Jahre, als Gleichgesinnten, ins selbe Horn Stoßenden. Und selbst sein Lebenslauf noch scheint ihnen rechtzugeben, dieser altertümlich ruhelose und reglementwidrige Lebensgang, auf dem es immerfort ein wenig nach Staub riecht, den aber ein merkwürdig moderner Tod abbricht, ein rätselhafter Tod auf einer Vortragsreise in Amerika.

Dies nebenbei. Hier darf aber keinerlei Biographie getrieben werden, sondern es heißt, Herman Bang für uns Heutige gewinnen, als einen, dem der wahrste Beifall erst ertönen soll aus unseren Reihen.

Stehe als erstes das persönliche Zeugnis: daß ich – vor etlichen Jahren erstmals und heute wieder und mit mehr Bedacht – die Reihe seiner Bücher durchgegangen bin und daß ich, heute wie damals, aufstand mit der schnellen, schlagenden Erregung in Herz und Hirn, wie sie nur das Lebendigste, nur das Nächste und Heutigste uns antun kann. Besinne ich mich aber nachträglich im einzelnen auf den Anlaß, auf die Reizstelle – besinne ich mich sozusagen auf den geometrischen Ort dieser typischen Ergriffenheit, so bin ich sehr im Zweifel. Allzu gerne drängte sich die Antwort auf, die „Stimmung" sei das Stärkste und Ergreifendste in Bangs Büchern, ihr unterliege man in diesen so erstaunlich schlichten

und eigentlich vorgangslosen Romanen. Aber was sagt das schon? Jeder große Eindruck, der aus einem Erzählerwerk kommt, hat mit „Stimmung" zu tun – kein Roman kann von Sprachgewalt allein leben oder von der Geschehnisbuntheit, komisch bis mörderisch.

Aber nehmen wir doch einfach Bangs Worte zu Hilfe. In einem seiner schönsten Romane, in „Ludwigshöhe", steht – kurz und klar – dies: „... als sähe sie des Morgens alle Dinge ... so leuchtend klar ... gleichsam als würden die Augen neu." Da ist von einem Mädchen die Rede, und sie erlebt gerade so etwas wie ein Liebesglück, und deshalb werden ihr die Augen neu. Ich meine jedoch, daß ebendasselbe dem Dichter Bang widerfahren ist, nicht durch einen plötzlichen Schock – Liebe oder Angst –, sondern als die große Gabe seines Lebens, als die Mitgift seiner Kunst, als das wahrhaft Neue und Zukünftige an ihr: daß seine Augen neu waren, nicht nur seine Augen, sondern alle Sinne, mit denen er aufnahm und deren Gebot zufolge er wiedergab und schrieb.

Man braucht ja nur an seine Romane zu denken, an ihren Inhalt und Ablauf. Gibt es etwas Schlichteres? Eigentlich sind sie alle nichts weiter als eine langgestreckte Liebesgeschichte. Sie ruhen; sie verändern kaum einmal den Ort der Handlung, sie ziehen sich hin durch unendlichen Klatsch anonymer Kleinstädte – dabei aber ist ein Atem trostloser und unabsehbarer Wanderschaft immer in ihnen wie im Anblick eilender grauer Wolken über einem stillstehenden Land. Und wenn diese Liebesgeschichten wenigstens vehement wären, absonderlich, auf und ab schäumend – aber sie sind voll Trauer, man kann zusammen nicht kommen, und wer sich liebt, der liebt sich, Treue, Treue bis zum Tod. Das alles

scheint so gerade und altertümlich, daß für die Heutigkeit des Dichters wieder keine andere Erklärung bleibt als diese: daß ein neues Sehen in ihm war, eine neue Haltung beim Erleben und vorzugsweise beim Betonen und Schattieren, beim Wiedererzählen dieser freilich uralten Dinge. Und daß dies auch unser Sehen ist, unser Sehen und unser Stil.

*

Ein Schlagwort, und nicht das schlechteste, ist gefunden worden, um diese neue Haltung, diesen Stil, in künstlerischen Dingen vornehmlich, zu bezeichnen. Es ist die vielbesprochene „Neue Sachlichkeit", die genau dies bedeutet: ein anderes Sehen, eine veränderte Wichtigkeitsskala den Eindrücken gegenüber. „Neu" ist diese Sachlichkeit insofern, als sie dienender, unpersönlicher ist als jede frühere Realistik. Es ist eine „ungeheure" Sachlichkeit, eine, mit der es nicht ganz geheuer ist, weil in Wirklichkeit die „Sachen" sich selber dichten und der Künstler nur seine Hand gibt, seine Feder, seinen Stift, sein spiegelndes Gedächtnis und Gewissen.

Und Bang, dürfen wir ihn nun nicht in Anspruch nehmen für diese Sachlichkeit (aber man soll dabei nicht an die Schule denken!). Hundertmal hat man ihn einen „Dekadenten" genannt, sollte er nicht viel eher ein Realist sein, der nämlich Früchte zog aus der Dekadenz des Ererbten und der Ansichten und damit zu großer Freisinnigkeit gelangte, zu einer Freiheit der Sinne, zu einem Verjüngen und Lösen des Geistes.

Genügt nicht schon ein oberflächlicher Blick auf den Fortgang seiner Bücher, der fast ohne alle gedankliche Reflexion ist, dafür aber jedes kleinste äußerliche Hin und Her „reflektiert", spiegelt und aufzeichnet? Und wie geschieht das! Eine Frau,

verliebt, im Sommer, auf einem Jahrmarkt – sie fährt Karussell, und ihr ist, „als ob alle Gesichter auf eine Schnur gezogen wären". Ein kleiner, nebensächlicher Mann wird von ein paar stürmischen Damen vom Zuge abgeholt und „er flog so hilflos zwischen ihnen hin und her wie eine Kaffeebohne in der Mühle". Türen „klappen beständig hin und her in ihren willigen Angeln". In ihren willigen Angeln – das ist nicht mehr bewußte Technik, Trick, Witz des gewandten Stilisten, nein, das ist von beschwörender, von schrecklicher Richtigkeit und Sachlichkeit: Türangeln sind nämlich willig, und dies eben ist Pflicht des treuen, des neuen Realisten, daß er die Psychologie, ja den Charakter eines jeden, auch des „unbelebten" Objekts erkennt, daß er die Seele der Dinge zu Wort bringt, nicht als eine Stimmung, sondern als Wahrheit, als nüchterne Wirklichkeit. Versteht man nun, daß es nicht recht ist, Bang aufs Sentimentale hinauszukehren, welches natürlich ein Leichtes ist, wenn man ihn con dolcezza oder sonstwie mit falscher Betonung liest. Er erzählt, wie alles ist, und das, der Ablauf des Lebens, ist ja geeignet, von primitiven Gemütern in einer sentimentalen Weise interpretiert zu werden. Primitiv aber sind sie alle, seine Ida Brandt, seine Katinka Bai, seine Frau Stella, sie sind keine Helden, sondern mittelgut, etwas eitel, etwas bösartig, ein wenig verbrecherisch könnten sie sein, aber es kommt nicht heraus – und das eben ist die Wahrheit. Übrigens, ist es nicht seltsam, daß fast immer Frauen bei Bang im Mittelpunkt stehen, Frauen und jene alten Männer, von der alten Exzellenz bis zu Claude Zoret? Diese Frauen, die alle über den Mädchenstand, vielmehr den Weiberstand nicht hinauskommen, die keine Gattinnen und Mütter werden können, erinnern sie nicht zauberhaft an Frauen von

heute, an unsere Mädchen, unsere Kameradinnen? Und wirklich, Frauen und alten Leuten ist es vielleicht am meisten von der Natur gegeben, „sachlich“ zu sein, wie Bang sachlich war: schmerzhaft die Dinge zu erleben, ohne die „männliche“ Tendenz des Umschmelzens, Konstruierens, Verwertens sie durch sich strömen zu lassen und ihren wahrsten Kern mit einem „überraschenden“ Wort wiederzugeben? An solchen „Überraschungen“ ist Bang reich, sein ganzes Werk besteht daraus, und man darf sich darauf verlassen, daß sonst seine Stimmungen nicht so überwältigend, seine Beobachtungen nicht so schlagend wären. Immer schimmert das Leben hindurch, ja diese Transparenz des Dichtwerks ist vielleicht nur noch bei Hamsun ebenso groß. Die Welt leuchtet allerorten in Hamsuns, des Norwegers, Bücher herein, die panische Welt. Hinter Bangs Geschichten, vielleicht weil er aus dem flacheren, dem zivilisierteren Lande stammt, steht nicht Pan, aber doch trostlos und unerbittlich das Menschenleben, groß und Kosmos genug, Liebe und Treue und Abschied und Tod und die Wanderschaft grauer Wolken über einem stillstehenden Land.

DRITTER TEIL

AUS UNSEREN NEUEN BÜCHERN

ALICE BEREND

Das verbrannte Bett

Alice Berend hat einen Humor, der so echt aus ihrer Natur kommt, aus Verstandes- und Gefühlselementen so gut gemischt ist, daß ihre Darstellungen aus der kleinbürgerlichen Welt eine große und dankbare Gemeinde fanden. Zu ihren Charakterbildern aus dem Berliner Volksleben fügt sie in ihrem neuen Roman „Das verbrannte Bett" den Typ des Philisters von ewig Wienerischer Observanz. Der Kanzleioffizial Josef Blümel wäre an jedem Orte der Erde als Wiener auf die Welt gekommen mit seiner besonderen Art der Behaglichkeit, der sonnigen Pedanterie, der Vorsicht, der Neugier, der Lust an innerlich kostenlosen Erlebnissen und Aufregungen. Einmal bedroht ihn eine Liebesbeziehung zu einer Berlinerin mit dem Ernste der Wirklichkeit, aber mit dem Heldentum der Angst rettet er die Treue zu sich selbst, und er erscheint zu seiner Trauung nicht. — Wieder erweist sich Alice Berend als scharfe und liebevolle Malerin des Kleinen, Zuständlichen; sie wäre es nicht ohne ein sicheres warmes Gefühl der größeren Welt.

OSCAR BIE

Lied und Liebe

Die Musik des 19. Jahrhunderts nennen wir romantisch. Ihr Gesetz ist nicht mehr die absolute Form, in der der Inhalt sich bescheidet. Sondern ihre Wahrheit wird dieser Inhalt, der sich immer mehr gefühlsmäßig äußert und die Form nach seinen Bedingungen einrichtet. Der wesentliche Ausdruck dieser Forderung wurde das Lied. Die Musik war bei ihrer Umstellung in eine stärkere Beziehung zum Leben und zum Wort getreten. Assoziationen hatten sich an den bloßen Klang gehängt und füllten den

Ton mit Erinnerungen an Wirklichkeiten. Programmusik hatte es immer gegeben, aber nicht diese feine, nervöse Verbindung der Musik mit dem realen Erlebnis, die dann auf dem neuen Wege auch wieder zu einer neuen Programmusik führte. Der Mensch erwachte in der Musik, eine Bereicherung für sie und zugleich eine Gefahr. Die Reihe begann in Beethoven, Schubert, Berlioz auf verschiedensten Wegen elementarer, intimer, malerischer Äußerung. Das Lied mußte eine Gattung werden von einer zentralen Gewalt des dargestellten Gefühls, wie es sie nie geahnt hatte. Es wurde eine spezifische Musikform der romantischen Epoche, erwacht mit ihr zu einer plötzlichen Bedeutung, und wird mit ihr als besondere Schöpfung untergehen. Nicht das metaphysische Oratorium, nicht die sinnliche Oper sind Ausdrucksformen dieser deutschen Romantik, wenigstens keine ganz reinen, nur das Lied ist es als persönliche, geschlossene, kurze Auseinandersetzung mit lyrischen Lebensinhalten. Das Lied ist ganz das Produkt, der Ruhm, die Frist dieser deutschen Romantik, ihre unüberwindbare Form, die bestehen bleibt, auch wenn die Schale einmal zerschlagen ist. Über Zeiten, über Richtungen hinweg lieben wir das Lied der Liebe.

Denn Liebe ist sein ganzer Inhalt. In der gesamten Liedliteratur gibt es nur sehr wenige Lieder, die nicht Liebeslieder sind. Es gibt schon Gedichte, die es nicht sind, aber Lieder sind es fast immer. Sobald die Musik an die Worte herantritt, entzündet sich unter allen Empfindungen, die darzustellen wären, diese am heftigsten. Ob sie im einzelnen Falle von Erfolg begleitet ist oder nicht, glücklich oder unglücklich, schnell oder zögernd, Augenblick oder Erinnerung, Trieb oder Gleichnis, Besitz oder Eifersucht, in welcher Landschaft sie auch steht, welches Leben,

welche Natur sie durchdringt, es scheint, daß sie mehr als irgendein anderer Instinkt unserer irdischen Religion, und selbst in dieser Religion sie am meisten nach der Musik verlangt, die ihre Worte verhüllt, ihre Sehnsucht trägt, ihre Freuden verewigt. Ist Liebe auf dieser Erde das Zeichen und die Gewißheit des großen Zusammenhangs mit der Natur, die in ihr schöpferisch wird, so ist Musik dieselbe Gnade des Himmels, Verheißung aus einer anderen Welt, Wunder einer höheren Ordnung, die in den Augenblicken ihrer Gunst alle diesseitige Kausalität aufhebt. Liebe und Musik haben das Lied erkoren als Zeugnis ihrer Gemeinsamkeit, als menschliche Form ihrer Beglückung. Zwei der heiligsten Offenbarungen unseres armen Lebens flossen da zusammen. Das war der tiefe Grund seiner Größe.

Das Lied ist mehr als irgendeine Komposition. Es ist der Hafen unserer Unruhe. Im Schrei der Welt tragen wir ihm unsere Liebe zu, das so voll von dieser Liebe. Es strömt Liebe aus und wird wiederum der Liebe Gegenstand, wie kein absolutes Stück Musik. Was ist Liebe als Ergänzung unseres Wesens, Phantasiegebilde unserer Sehnsucht, Ideal unserer verschwiegenen Träume, Illusion mit dem Bewußtsein dieser Illusion als Schöpfung unserer Einbildungskraft, wirklicher als jede Erfahrung? Der Blick eines verständnisvollen Auges, eine zärtliche Handbewegung, ein Rauschen des Kleids, das Idyll eines treuen, eines betreuenden Wesens, das ist Lied, Ruhepunkt im Wirbel des Daseins, in der Lüge der Geschäftigkeit, in der Maskerade des Berufs und der Gesellschaft. Eine seltsame, belebende Kontrapunktik zu unserer Hast und unserem Tempo geht von ihm aus. Plötzlich steht es da, irgendwoher gesungen, als Zwang unserer Zerstreuung, als Ziel unserer Richtungslosigkeit. Wir lieben es in diesem Moment aus

einem unerklärlichen und doch organischen Willen der Natur heraus. Es ist das weibliche Prinzip in der Musik, wie die Sinfonie absolute Männlichkeit bedeutet, Oper Geschlechtslosigkeit. Wenn Liebe nichts anderes ist als der Rausch des Zurückfindens in die Natur, so ist das Lied der Körper der Kunst, den sie uns für dieses Glück bietet. Gibt es eine Statistik, daß der Inhalt der meisten Lieder die Liebe ist, so könnte es eine noch viel wichtigere geben, daß nichts in der musikalischen Produktion soviel Liebe um sich sammelt als ein Lied.

Der lyrische Mensch geht durch das Leben, das Lied auf den Lippen. Er ist sensibel, zart und begehrend. Da ihn kein Fanatismus der Tat verzehrt, sucht er die Inseln der Abgeklärtheit und Ausgleichung. Er könnte sich noch so sehr der Einsamkeit ergeben, das Lied führt ihn liebevoll in bunte Reiche der Phantasie. Er zieht das kurze Glück des Lieds allen zweifelhaften Ehen mit Lebensidealen vor. Er fürchtet sich vor schwärmerischen Verpflichtungen, selbst die Gattin will er als Geliebte, niemals die Geliebte als Gattin. Das Lied wird ihm zur tausendfältigen Form einer und derselben Liebe. Der epische Mensch lebt sich in einer Kette der Vererbung und des dinglichen Dienstes aus. Der dramatische regeneriert sich im Kampfe der Interessen und Personen. Der lyrische ist nur persönlich, von einem blühenden Egoismus und von einer angeborenen Feindschaft gegen alle Tatsächlichkeit. Seine Schwäche heißt Güte, seine Halbheit Künstlerschaft. Aber er weiß eine Kunst, die seine Eigenschaften genau widerspiegelt und dennoch etwas Ganzes, Wirkliches, Geschaffenes und Naturgebundenes darstellt. Das Lied ist seine Zuflucht, seine Bestätigung. Wenn er vor dem Gedicht, das verwandte Empfindungen bloßlegt, erschrickt, so liebt er es in Musik als der unmittelbaren Berührung

entrückt und zurückgenommen in eine Sphäre der Undifferenziertheit. Wort und Ton, Instrument und Stimme suchen sich in dem kleinen Raume dieser intimen Musik. Er empfindet das sehr stark, sehr nachhaltig. Ist es diese Liebe, die besungen wird, oder ist es eine andere, vielleicht bessere, Liebe ist irgendwie in jedem Lied, Trieb zu einer Erfüllung, ein erotischer Prozeß.

Das Liebesleben der Liederkomponisten scheint vom Schicksal merkwürdig geordnet. Der einzige der Großmeister des deutschen Lieds, der in seiner Liebeszeit als Erfüllung Lieder sang, Schumann, war auch der einzige, der heiratete. Schubert, Brahms, Wolf sanktionierten nicht ihre Liebe, halb aus Unfreundlichkeit des Schicksals, halb aus Freundlichkeit ihrer Junggesellenschaft. Den, der der Liebe am nächsten stand, und den, der ihr am weitesten stand, Schumann und Wolf, deckt die gleiche Nacht des Wahnsinns.

Aus Oscar Bie „Das deutsche Lied"

M. J. BONN

Das Schicksal des deutschen Kapitalismus

Der bekannte Nationalökonom sucht über den heutigen krisenhaften Zustand der Geldwirtschaft und die Möglichkeit für die Zukunft letzte Klarheit zu gewinnen. Seine Schrift ist durch Plastik der Darstellung und künstlerische Ordnung des Stoffes ausgezeichnet.

LAURIDS BRUUN

Ikala und das Kind

Ikala wohnt für sich. Längs eines Schleichpfades gelangt man zu ihrer niedrigen Hütte. Das Morgenlied der Mädchen, wenn sie in den Tarofeldern arbeiten,

weckt sie aus ihrem schweren Schlummer. Im grünen Licht der Pisangblätter streckt sie ihre müden Glieder.

Einmal war auch sie leichtfüßig und froh, die Kehle voller Gesang, das Herz weit offen. Sadi kaufte sie für seine Hütte, aber sie gab ihm keine Kinder, und ihr Vater mußte sie darum zurücknehmen; seitdem gehörte sie der Landstraße, gehörte allen und keinem — eine freudlose Witwe.

Eines schönen Morgens, als sie im Fluß badete, raschelte es im Bambushain, der zu beiden Seiten des Ufers Wache hält. Da stand Pa-Limbo, der große Jäger, mit Pfeil und Bogen, er hatte geglaubt, es wäre ein Wildschwein, das plätscherte.

Er sah sie, zögerte — lächelte und ging davon. Sein Lächeln aber blieb in Ikalas Augen haften. Abends klagte sie den Geist ihrer Mutter an, der in einem grünglänzenden Stein auf dem Brettchen über ihrem einsamen Lager wohnte:

„Wäre er statt Sadi mein Herr gewesen, nie wäre ich eine Freudlose geworden."

Und nun war Pa-Limbo geächtet. Vogelfrei lebte er unter den Tieren des Waldes. Jedermann konnte ihn aus dem Hinterhalt töten.

Eines Morgens stand der große Jäger vor ihrer Matte.

„Wo bleibst du, Freudlose?" flüsterte er, „siehe, ich bin verbannt, habe keine Hütte und kein Weib, das mir das Brot bäckt. Komm, bereite mir eine Stätte, wo ich Frieden finde, und ich werde dir eine geben, wo du Freude haben kannst."

Ikala erhob sich sofort. Ihr Herz schmerzte sie nicht mehr, die Glieder waren ihr nicht mehr schwer. Sie summte vor sich hin, während sie die schweren Muscheln in die Ohren hing. Sie kleidete sich in ihren schönsten Tapa, der in Ockeröl getaucht und

mit dem Blut junger Hähne bemalt war. Sie pflückte Bananen in dem kleinen Garten und legte sie in ihren Gürtelkorb. Auf dem Rost lagen noch Brötchen vom gestrigen Tage, die steckte sie auch ein. Das Messer, mit dem sie sie geschnitten hatte, fing die Sonnenstrahlen auf seiner schmalen Klinge; sie nahm es mit sich. Vom Brettchen nahm sie den grünen Stein, befestigte ihn an ihrem Gürtel und begab sich auf den Weg zum Walde.

Die Sonne brannte ihre Schultern; sie merkte es nicht. So schnell schritt sie aus, daß der weiße Staub auf der Landstraße in Wirbeln aufstand. Endlich erreichte sie den Wald. In seinem kühlen Schatten rieb sie sich mit frischen Farnenblättern den Schweiß von den Gliedern. Um sie herum plapperten die kleinen Papageien, sie äffte ihnen nach, bis sie zornig wurden und laut schrien.

Der große Jäger sollte sich in dem „wilden Gebüsch" jenseits der großen Lichtung aufhalten, wie es in der Stadt hieß. Niemand wagte sich seines sicheren Pfeiles wegen dahin. Dorthin strebte sie. Sie ging auf Pfaden, von Tieren gebahnt, voll Schatten und Kühle. Sie ging über offene Stellen, wo ihr das Gras die Knie umschmeichelte und die Sonne den Kopf sengte, während der Schweiß ihr in Strömen über die vollen Brüste und blanken Schultern rieselte. Sie summte vor sich hin, wie damals, als sie noch leichtfüßig und froh war. Das Lächeln des großen Jägers leuchtete ihr aus den Augen, seine Stimme klang ihr im Ohr, ihre Hand drückte den grünen Stein in ihrem Gürtel – konnte sie da den Weg verfehlen?

Sieh, dort drüben hob sich der Saum des wilden Gebüsches dunkel und blank von der blauen Luft ab. Ikala blieb stehen. Müdigkeit überfiel sie plötzlich, es schwindelte sie – ein Sonnenbrand. Keine hundert Schritt mehr, und sie würde Kühlung

erreicht haben. Sie drückte den grünen Stein fester an sich und taumelte im Lauf über das Gras, das ihr die nackten Beine wie mit glühenden Nadeln stach. Kaum stand sie keuchenden Atems im Schatten, als ein seltsamer Laut ihr Ohr erreichte.

Es klang wie die zornige Klage eines Säuglings. Sie suchte, und siehe – es war ein Kind. So sprach Nadi-Nado, der Weise: „Wer ein Kind findet, hat ein Herz gefunden; und wer ein Herz gefunden hat, den schützt dessen guter Geist."

Unter einem Strauch, in den das Blatt eines Brotfruchtbaumes gesteckt war, größer als das Kind selbst, zum Schutz gegen Sonne und Regen, lag der Säugling. Ikala sah das fuchtelnde Händchen, das kleine, sperrweit offene Mäulchen, die zusammengekniffenen Augen; sie hörte das erzürnte Weinen, und aus ihrem Herzen stieg etwas Weiches, Heißes in ihre volle Brust, erreichte ihre Augen und fiel in Tropfen auf den kleinen Körper herab.

Sie nahm das Kind in ihre Arme. Kaum spürte es die Wärme ihres Busens, als es sich auch schon mit Händen, Füßen, Lippen an sie preßte und festsaugte. Aber nur einen Augenblick, dann ließ es ihre leere Brust los und begann wieder zornig zu schreien.

Kälte griff Ikala ans Herz, ein dumpfer Zorn stieg in ihr auf. Sie wollte dieses Leben töten, wegen all des Lebens, das in ihr getötet worden war. Da öffneten sich die schmalen Augenspalten, und ein funkelndes, hilfloses Dunkel traf ihren Blick, während ein tiefer Seufzer durch den kleinen Körper schluchzte.

Das Weiche und Heiße schoß Ikala aufs neue durch die Brust. Mächtig fühlte sie es, wunderbar war es. Sie kauerte sich mit dem Kinde in den Armen nieder, nahm eine Banane aus ihrem Gürtelkorb, biß ein Stück davon ab, kaute es und reichte

es auf ihrer Zungenspitze dem schnappenden Mäulchen. Wieder nahm das Kind die Nahrung aus ihrem Munde an, und noch einmal.

Siehe, da öffneten sich die Augen ganz, ruhig blickten sie Ikala an. Ihr war, als ob das Kind sie anlächelte. Und sie sprach zu dem großen Jäger, als ob sie ihn wieder vor ihrer Matte stehen sähe:

„Sieh, ich bin nicht länger freudlos. Habe ich doch ein Kind dem Tode entrissen und ihm so das Leben geschenkt. Durch dich, du Friedloser, geschah es, weil der Geist meiner Mutter es wollte, er hat meine Not gesehen und dich gerufen."

Es war Abend geworden, und Ikala schlief mit dem Kinde in ihrem Schoß ein.

Nach einer Weile erwachte das Kind und weinte. Zwei Menschen kamen vorbei. Ein Mann und eine Frau. Sie hörten das Weinen, wunderten sich und folgten dem Laut, bis sie Ikala und das Kind, dem sie das Leben geschenkt, gefunden hatten.

Der gute Geist in dem grünen Stein aber richtete es so ein, daß Ikala nicht erwachte. Denn der Mann, der sich über sie beugte, war der große Jäger, und die Frau war Tarusa, ein junges Mädchen, das sich dem Vogelfreien ergeben hatte.

Aus Laurids Bruun „Van Zantens Abenteuer"

JOSEPH CONRAD

Tropenfieber und Meeresstille

Die Werke von Joseph Conrad stellen dem deutschen Publikum einen Dichter vor, der in den letzten Jahren zu Weltruhm gelangt ist. Als moderner Schilderer der Meere, der er nach einem langen, abenteuerlichen Seefahrerleben wurde, hat er nicht seinesgleichen. Darüber hinaus lehrt er uns in allem, was er mit seiner Kunst ergreift, auf eine starke neue Weise sehen und hören.

Zunächst erscheinen die Romane „Der Geheimagent" mit einer Einleitung von Thomas Mann, „Die Schattenlinie" mit einem Vorwort von Jakob Wassermann und „Spiel des Zufalls", sowie drei Erzählungen unter dem Titel „Jugend". Weitere Bände befinden sich in Vorbereitung. Wir bieten den Lesern ein Kapitel aus „Die Schattenlinie":

Mit dem Anker vor der Klüse und in Leinwand gehüllt, schien mein Schiff so unbeweglich wie ein Modellfahrzeug, das sich in dem polierten Marmortisch, auf dem es steht, widerspiegelt. In der rätselhaften Stille der gewaltigen Kräfte des Weltalls war es unmöglich, das Land vom Wasser zu unterscheiden. Eine plötzliche Ungeduld erfaßte mich.

„Will es denn gar nicht dem Ruder gehorchen?" fragte ich ärgerlich den Mann, dessen starke braune Hände, welche die Steuerradspeichen festhielten, sich von der Dunkelheit leuchtend abhoben, ein Sinnbild der Menschheit in ihrem Anrecht, ihr Schicksal selbst zu lenken.

Er antwortete mir:

„Jawohl, Kap'tän, jetzt kommt's also langsam."

„Bringen Sie das Schiff auf Süd."

„Ay, ay, Kap'tän."

Ich ging auf der Schanze auf und ab. Es war kein Laut zu hören, nur meine Schritte, bis der Rudergänger wieder sprach:

„Jetzt liegt Süd an, Kap'tän."

Mir war ganz beklommen zumute, ehe ich zum erstenmal als Kapitän in die schweigende Nacht hinaus einen Kurs befahl, in die tauschwere, von Sternengefunkel schimmernde Nacht. Es lag etwas Endgültiges in dieser Handlung, die mich zur unermüdlichen Wachsamkeit auf meinem einsamen Posten verpflichtete.

„Lassen Sie es genau anliegen", sagte ich schließlich. „Kurs bleibt Süd!"

„Kurs ist Süd", wiederholte der Mann.
Ich schickte den zweiten Steuermann mit seinen Leuten hinunter und übernahm selbst die Wache; auf und ab gehend verbrachte ich die frostigen, schlaftrunkenen Stunden, die der Morgendämmerung vorangehen.
Leichte Windstöße kamen und gingen, und jedesmal, wenn sie stark genug waren, das schwarze Wasser in Bewegung zu bringen, und ich das Murmeln längsseits vernahm, durchrieselte mich bis ans Herz ein zartes Crescendo des Entzückens, das aber rasch wieder schwand. Ich war todmüde. Selbst die Sterne schienen des Wartens auf den Sonnenaufgang müde zu sein. Schließlich aber kam er mit einem perlmutterfarbenen Schimmer am Zenit, wie ich ihn noch nie in den Tropen gesehen, glutlos, fast grau, seltsam an höhere Breitengrade erinnernd.
Die Stimme des Ausguckmanns erklang von vorn:
„Land backbordvoraus!"
„Ist recht!"
Ich stand, die Arme auf den Reling gestützt, und erhob nicht einmal die Augen. Es war kaum zu merken, daß sich das Schiff überhaupt bewegte. Nach einer Weile brachte mir Ransome meine allmorgendliche Tasse Kaffee. Als ich ihn ausgetrunken hatte, schaute ich voraus und sah, wie das Land sich silhouettenhaft gegen den ruhig leuchtenden Streifen blaßorangefarbenen Lichtes abhob und auf dem Wasser leicht wie ein Korken zu schwimmen schien. Aber die aufgehende Sonne verwandelte es in bloßen schwarzen Dunst, in einen ungewissen massiven Schatten, der in dem blendenden, weißglühenden Licht zitterte.
Die Wache beendete gerade das Deckwaschen. Ich ging hinunter und blieb vor Herrn Burns Tür stehen (er konnte es nicht leiden, daß sie zugemacht wurde),

aber ich zögerte, ihn anzureden, ehe er die Augen öffnete. Ich erzählte ihm die letzten Geschehnisse.
„Kap Liant bei Sonnenaufgang gesichtet. Ungefähr fünfzehn Meilen geschafft."
Darauf bewegte er die Lippen, aber ich hörte keinen Laut, erst als ich mich zu ihm herabbeugte, vernahm ich die verdrießliche Bemerkung: „Das ist . . . ja gekrochen . . . Kein Glück . . ."
„Jedenfalls besser, als still zu liegen", erklärte ich ihm resigniert und überließ ihn dann den Gedanken oder Phantasien, die ihn auf seinem trostlosen Krankenlager beschäftigten.
Später an diesem Vormittage, als mein zweiter Steuermann mich ablöste, warf ich mich auf meine Chaiselongue und fand wirklich während ungefähr drei Stunden Vergessen. Es war so vollkommen, daß ich beim Erwachen im ersten Augenblick nicht wußte, wo ich war. Dann kam die unendliche Erleichterung des Gedankens: „An Bord meines Schiffes! In See! Endlich in See!"
Durch die Bullaugen erblickte ich ein bis zum Horizont glattes und besonntes Meer, das Meer eines windstillen Tages. Aber schon seine Weite gab mir das Glücksgefühl, einer Gefahr entronnen zu sein, und versetzte mich in einen augenblicklangen Freiheitsrausch.
Als ich die Messe an diesem Morgen betrat, war mein Herz leichter, als es seit Tagen gewesen. Ransome stand am Büfett und war im Begriff, den Tisch für unser erstes Mittagessen auf dieser Fahrt zu decken. Er wandte den Kopf, und etwas in seinen Augen dämpfte meine bescheidene Freude.
Instinktiv fragte ich: „Was ist nun los?" und erwartete nicht im geringsten die Antwort, die ich erhielt. Er erwiderte mit der gefaßten, ruhigen Heiterkeit, die so charakteristisch an ihm war:

„Ich fürchte, wir haben die Krankheit noch nicht ganz überwunden, Kap'tän."
„Nein?! Was gibt's denn?"
Er erzählte mir, daß zwei unserer Leute in der Nacht vom Fieber gepackt worden seien. Der eine glühte jetzt, und der andere fror, aber er meinte, das käme wohl auf eins heraus. Das glaubte ich auch. Ich war von der Nachricht wie erschlagen. „Einer glüht, und der andere friert, sagten Sie? Nein, dann haben wir allerdings die Krankheit noch nicht überwunden. Steht es sehr schlecht mit ihnen?"
„Ja, ziemlich, Kap'tän." Ransome sah mir fest in die Augen. Wir tauschten ein Lächeln, Ransome eine Spur wehmütig wie gewöhnlich, ich zweifellos etwas grimmig, meiner stillen Erbitterung entsprechend.
Ich fragte: „War heute morgen überhaupt Wind?"
„Das nicht gerade, aber wir sind etwas vorwärtsgekommen. Das Land vorn scheint ein wenig nähergerückt zu sein."
Ein wenig näher. Das war es eben. Wenn wir nur eine Spur mehr Wind gehabt hätten, müßten wir jetzt schon Kap Liant dwars haben und uns jede Minute mehr und mehr von dem verpesteten Landstrich entfernen. Es handelte sich hier nicht allein um das Vorwärtskommen. Es schien mir, daß eine stärkere Brise die Infektion, die dem Schiff noch anhaftete, weggefegt haben müßte. Offenbar haftete sie jedoch dem Schiff noch an. Zwei Leute. Einer glühend und der andere vor Kälte schauernd. Ich empfand eine entschiedene Abneigung dagegen, sie mir anzusehen. Was würde es nützen? Gift ist Gift. Tropenfieber ist Tropenfieber. Aber daß es seine Klauen noch auf dem Meere nach uns ausstreckte, schien mir ein unerhörtes und unfaires Vorgehen. Ich konnte mir kaum vorstellen, daß es etwas

Ernsteres sein könnte als ein letzter verzweifelter Übergriff des Bösen, vor dem wir in den reinen Atem des Meeres flüchteten. Wenn nur dieser Atem etwas stärker gewesen wäre! Aber wir hatten ja Chinin gegen das Fieber. Ich ging in die Kajüte, wo der Arzneikasten stand, um zwei Dosen zu holen. Von Glauben erfüllt wie jemand, der einen wundertätigen Schrein öffnet, machte ich ihn auf. Im oberen Fach stand eine Reihe dickbäuchiger Flaschen, die sich alle wie zwei Erbsen glichen. Unter diesen in Reih' und Glied ordentlich aufgestellten Flaschen befanden sich zwei Schubladen, die vollgestopft waren mit Verbandzeug, in Papier gewickelten Päckchen und kleinen, mit Etiketten versehenen Pappschächtelchen. Die unterste Schublade enthielt unseren Chininvorrat.

Es waren fünf Fläschchen davon, alle rund und gleich groß. Das eine war ungefähr ein Drittel voll. Die anderen vier waren noch in Papier eingewickelt und versiegelt. Zu meinem Erstaunen sah ich einen Briefumschlag darauf liegen. Ein viereckiger Umschlag, der dem Schiffsbriefpapier entnommen war.

So wie er lag, konnte ich gleich sehen, daß er nicht zugeklebt war. Als ich ihn in die Hand nahm, bemerkte ich, daß er an mich adressiert war. Den halben Bogen Briefpapier, den er enthielt, öffnete ich mit dem sonderbaren Gefühl, es mit etwas Unheimlichem zu tun zu haben, aber ohne jede Erregung, so wie man im Traum Menschen begegnet und seltsame Dinge erlebt.

„Mein lieber Kapitän", begann der Brief, aber ehe ich ihn weiter las, warf ich einen schnellen Blick auf die Unterschrift. Der Doktor hatte den Brief geschrieben. Er war von jenem Tag datiert, an dem ich von meinem Besuch bei Herrn Burns im Krankenhaus zurückgekehrt war und den guten Doktor

in der Kajüte vorgefunden hatte, wo er auf mich wartete und mir erzählte, daß er die Zeit dazu benützt hätte, den Arzneikasten zu inspizieren. Wie sonderbar! Obgleich er mich jeden Augenblick zurückerwartete, hatte er sich damit zerstreut, mir einen Brief zu schreiben, und als ich dann eintrat, hatte er ihn schnell in die Schublade des Arzneikastens gestopft. Eine recht merkwürdige Handlungsweise. Ich begann jetzt mit Verwunderung das Schreiben zu lesen.

In einer großen, flüchtigen, aber leicht lesbaren Schrift hatte der gute, teilnahmsvolle Mann aus irgendeinem Grund, entweder aus Güte oder eher vielleicht durch den unwiderstehlichen Wunsch getrieben, seine Ansicht zu äußern, die er vorher verschwiegen hatte, um meine Hoffnungen nicht zu dämpfen, mich hier davor gewarnt, allzu großes Vertrauen in die wohltätigen Wirkungen zu setzen, die ich von der Seeluft erhoffte. „Ich wollte Ihre Sorgen nicht noch vermehren und Ihnen Ihre Hoffnungsfreudigkeit nehmen", schrieb er. „Vom Standpunkt des Arztes, fürchte ich, sind die Unannehmlichkeiten noch nicht zu Ende." Kurzum, er vermutete, daß ich mit Rückfällen zu kämpfen haben würde. Glücklicherweise hätte ich einen reichlichen Vorrat an Chinin, ich sollte mein Vertrauen darauf setzen und es regelmäßig verabreichen, dann würde sich der Gesundheitszustand der Mannschaft bestimmt bessern.

Ich zerknüllte den Brief und stopfte ihn in die Tasche. Ransome brachte den Kranken vorne zwei ordentliche Portionen Chinin. Ich jedoch ging noch nicht an Deck. Statt dessen begab ich mich zu Herrn Burns, um ihm auch diese Neuigkeit mitzuteilen.

Es war unmöglich, festzustellen, welchen Eindruck die Nachricht auf ihn machte. Zuerst dachte ich, daß er sprachlos sei. Sein Kopf lag tief in den

Kissen. Er bewegte jedoch die Lippen genügend, um mir zu versichern, daß er viel kräftiger würde, eine Behauptung, die schon allein sein Aussehen Lügen strafte.

Nachmittags übernahm ich die Wache, als verstände es sich von selbst. Eine große, glühende Stille hüllte das Schiff ein und schien es regungslos in einem flammenden Raum zu halten, der aus zwei Tönungen von Blau zusammengesetzt war. Ab und zu wurden die Segel von einem kraftlosen, heißen Lufthauch kaum merklich bewegt. Und doch glitt das Schiff weiter. Es muß so gewesen sein, denn als die Sonne unterging, hatten wir Kap Liant passiert, ein unheildrohender, in dem letzten schwachen Schimmer des Zwielichts immer mehr entschwindender Schatten.

Abends beim grellen Licht der Lampe schien Herr Burns nicht so tief in seinem Bett zu verschwinden. Es war, als ob eine Hand, die ihn bisher niedergedrückt hatte, fortgenommen worden wäre. Auf meine Worte erwiderte er mit einer verhältnismäßig langen zusammenhängenden Rede. Seine Lebenskräfte kehrten allmählich wieder. Wenn er dem Erstickungstod durch diese erdrückende Hitze entrinnen sollte, sagte er, hoffe er bestimmt in einigen Tagen an Deck zu kommen und mir helfen zu können.

Während er sprach, zitterte ich, daß der Aufwand an Energie ihm die letzte Kraft nehmen und ihn leblos vor meinen Augen hinstrecken würde. Aber ich muß gestehen, daß etwas Tröstliches in seinem guten Willen lag. Ich gab ihm eine geeignete Antwort, erklärte ihm aber, daß das einzige, was uns wirklich helfen könnte, Wind wäre – ein günstiger Wind.

Er warf den Kopf ungeduldig in den Kissen hin und her. Es war nicht gerade tröstlich zu hören, wie

er anfing, verrückte Bemerkungen über den verstorbenen Kapitän zu murmeln, über den Alten, der auf 8° 20′ nördlicher Breite gerade mitten auf unserem Kurs lag und am Eingang des Golfes lauerte.

„Sind Ihre Gedanken immer noch bei Ihrem vorigen Kapitän, Herr Burns?“ fragte ich. „Ich glaube kaum, daß die Toten irgendwelche feindseligen Gefühle gegen die Lebenden hegen. Sie sind ihnen vollkommen gleichgültig.“

„Aber diesen kannten Sie nicht“, flüsterte er kraftlos.

„Nein. Ich kannte ihn nicht, und er mich auch nicht. Eben darum kann er unmöglich einen Groll gegen mich haben.“

„Das schon. Aber wir anderen sind noch an Bord“, beharrte er.

Ich merkte, wie der unbezwingliche, starke, gesunde Menschenverstand allmählich heimtückisch untergraben wurde durch diesen schauerlichen Irrwahn. Darum sagte ich:

„Sie dürfen nicht soviel sprechen. Es strengt Sie zu sehr an.“

„Und dann ist das Schiff selbst da“, flüsterte er beharrlich.

„Kein Wort mehr“, sagte ich und trat an sein Bett und legte die Hand auf seine kühle Stirn. Es bewies mir, daß dieser scheußliche Unsinn in dem Manne selbst wurzelte und nicht seiner Krankheit entsprang, die ihm anscheinend jede Kraft, die geistige und körperliche, entzogen hatte, diese eine fixe Idee ausgenommen.

In den folgenden Tagen vermied ich es, mich in eine Unterhaltung mit Herrn Burns einzulassen. Ich warf ihm bloß ein eiliges, ermunterndes Wort im Vorbeigehen zu. Ich glaube, er würde, wenn er die Kraft gehabt hätte, mir mehr als einmal nach-

gerufen haben. Aber er hatte nicht die Kraft. Ransome jedoch bemerkte eines Nachmittags zu mir, daß der Erste Steuermann „sich erstaunlich gut zu erholen scheine".

„Hat er in letzter Zeit Unsinn mit Ihnen geredet?" fragte ich nachlässig.

„Nein, Kap'tän." Ransome war durch die direkte Frage verwirrt, aber nach einer Pause fügte er mit seiner gewöhnlichen Ruhe hinzu: „Heute morgen sagte er mir, es täte ihm leid, daß er unseren verstorbenen Kapitän direkt mitten auf unserem Kurs gewissermaßen am Eingang des Golfes hatte beisetzen müssen."

„Scheint Ihnen das nicht der reinste Blödsinn?" fragte ich und sah vertrauensvoll in das intelligente, ruhige Gesicht, über welches die heimliche Unruhe in seiner Brust einen durchsichtigen Schleier von Sorge geworfen hatte.

Ransome wußte es nicht. Er hatte nicht darüber nachgedacht. Und mit einem flüchtigen Lächeln verließ er mich, um mit seiner üblichen behutsamen Regsamkeit zu seinen nimmer endenden Pflichten zu eilen.

Zwei weitere Tage verstrichen. Wir waren ein wenig vorwärtsgekommen – ganz wenig – aus dem näheren Bereich des Golfs von Siam heraus. Wiewohl ich mit freudiger Begeisterung nach dem ersten Kommando, das mir durch Kapitän Giles Vermittlung in den Schoß gefallen war, gegriffen hatte, wurde ich das unbehagliche Gefühl nicht los, daß vielleicht ein solches Glück auf irgendeine Weise bezahlt werden müsse. Ich hatte meine Aussichten hinsichtlich meines Berufs einer Prüfung unterzogen. Dazu war ich kompetent genug. Ich hielt mich wenigstens dafür. Ich hatte das bestimmte Gefühl, für diesen Beruf geeignet zu sein, ein Gefühl, das nur

derjenige kennen kann, der einen Beruf ausübt, den er liebt. Dieses Gefühl schien mir das natürlichste der Welt, so natürlich wie das Atmen. Ich bildete mir ein, ich hätte ohne dieses nicht leben können.
Ich weiß nicht, was ich eigentlich erwartete. Vielleicht nichts anderes als jene besondere Intensität des Lebens, welche die Quintessenz alles jugendlichen Strebens ist. Was ich auch erwartete, von Orkanen heimgesucht zu werden, erwartete ich nicht. Soviel wußte ich, im Golf von Siam gibt es keine Orkane. Aber so hoffnungslos an Händen und Füßen gefesselt zu sein, wie es sich mir mit jedem Tage mehr zeigte, hatte ich auch nicht erwartet.
Nicht als ob der böse Bann uns immer in vollkommener Regungslosigkeit festgehalten hätte. Das wechselnde Aussehen der Inseln, welche die Ostküste des Golfes von Siam umsäumen, ließ uns erst erkennen, daß geheimnisvolle Strömungen uns mit heimtückischer Macht hierhin und dorthin trieben. Und Brisen hatten wir auch, aber launenhafte, tückische. Sie erweckten Hoffnungen, nur um sie in bitterste Enttäuschung zu kehren, sie verhießen gute Fahrt und bewirkten nur Kursabweichungen — diese Brisen —, die in Seufzer aushauchten, in lautloser Stille dahinstarben, in welcher die Strömungen ihren Willen hatten — ihren feindseligen Willen.
Die Insel Koh-ring, ein großer, schwarzer, wie emporgeschleuderter Felsen, der zwischen den unzähligen kleinen Inselchen wie ein auf dem spiegelglatten Wasser liegender Meeresgott unter Elritzen aussah, schien den Mittelpunkt unseres verhängnisvollen Kreises zu bilden. Wir konnten gar nicht davon loskommen. Tag für Tag hatten wir die Insel vor Augen. Mehr als einmal nahm ich bei günstiger Brise bei dem schnell abnehmenden Abendlicht ihre Peilung in der Hoffnung, daß es das letztemal sein

würde. Vergebliche Hoffnung! Eine Nacht wechselnder Winde beraubte uns wieder des Gewinns, und im Licht der aufgehenden Sonne erhob sich dann die schwarze Silhouette von Koh-ring kahler, ungastlicher, grimmiger als je.

„Es ist wie verhext, auf mein Wort", sagte ich einmal zu Burns, als ich wieder wie gewöhnlich in seiner Tür stand.

Er saß aufrecht in seiner Koje. Er strebte der Welt der Lebenden wieder zu, wenn man auch noch nicht sagen konnte, daß er ihr schon angehörte. Er nickte mir mit seinem schmächtigen, abgezehrten Kopf weise und geheimnisvoll zu.

„Ja, ja, ich weiß schon, was Sie meinen", sagte ich. „Aber Sie können nicht von mir verlangen, daß ich glaube, ein Verstorbener hat die Macht, die Meteorologie dieser Gegend aus den Fugen zu bringen. Sie scheint allerdings ganz und gar in Unordnung geraten zu sein. Die Land- und Seebrisen wehen nur stückweise, wie in Fetzen gerissen. Wir können uns nicht fünf Minuten auf sie verlassen."

„Jetzt dauert es nicht mehr lange, bis ich an Deck kommen kann," murmelte Herr Burns, „und dann werden wir sehen."

Ob diese Äußerung ein Versprechen bedeuten sollte, den Kampf gegen übernatürliche Kräfte aufzunehmen, weiß ich nicht. Jedenfalls war das nicht die Art Hilfe, die ich brauchte. Andererseits hatte ich tatsächlich Tag und Nacht an Deck gelebt, um nur ja keine Gelegenheit zu versäumen, mein Schiff etwas weiter nach Süden zu bringen. Der Erste Steuermann war, wie ich sah, noch immer sehr schwach und auch noch nicht ganz von dem Wahn befreit, der mir ein Symptom seiner Krankheit zu sein schien. Jedenfalls durfte man einem Kranken die Hoffnungsfreudigkeit nicht nehmen. Ich sagte:

„Ich werde mich außerordentlich freuen, Sie dort zu sehen, Herr Burns. Wenn Sie weiter solche Fortschritte machen, werden Sie bald der gesündeste Mann auf dem Schiff sein.“

Darüber freute er sich, aber durch sein furchtbar abgezehrtes Gesicht wurde sein selbstzufriedenes Lächeln eine grauenhafte Grimasse, die seine langen Zähne unter dem roten Schnurrbart sehen ließ.

„Geht es den Leuten noch nicht etwas besser, Kapitän?“ fragte er schon ganz vernünftig und mit einem Ausdruck wirklicher Sorge auf dem Gesicht.

Ich antwortete ihm mit einer ausweichenden Geste und entfernte mich. In Wahrheit spielte dieses Tropenfieber ebenso launenhaft mit uns wie der Wind. Ein Mann nach dem anderen wurde davon ergriffen, den einen packte es leichter, den anderen schwerer, aber immer ließ es seine Spuren zurück; die einen brachte es nur zum Taumeln, die anderen warf es vorübergehend zu Boden, diesen verließ es, um zu einem anderen zurückzukehren, so daß sie jetzt alle einen furchtsamen gehetzten Ausdruck in den Augen hatten, während Ransome und ich, die einzigen, die noch vollkommen unberührt geblieben waren, zwischen ihnen umhergingen und unermüdlich Chinin austeilten. Es war ein doppelter Kampf. Das ungünstige Wetter verhinderte uns, vorwärts zu kommen, und die Krankheit folgte uns auf den Fersen. Ich muß sagen, die Männer waren sehr brav. Die ständige mühsame Arbeit des Umbrassens der Rahen nahmen sie bereitwilligst auf sich. Aber alle Elastizität war aus ihren Gliedern gewichen, so daß ich mich bei ihrem Anblick vom Schanzdeck aus des furchtbaren Gedankens nicht erwehren konnte, daß sie sich in vergifteter Luft bewegten.

Unten in seiner Kammer war Herr Burns schon so weit, daß er sich in seiner Koje nicht nur aufsetzen

konnte, sondern er war sogar imstande, die Beine hochzuziehen. Gleich einem lebenden Skelett hielt er sie mit seinen knochigen Armen umklammert und stieß tiefe, ungeduldige Seufzer aus.

„Die Hauptsache, Kap'tän," pflegte er mir bei jeder Gelegenheit zu sagen, „die Hauptsache ist, das Schiff an 8° 20′ nördlicher Breite vorbeizukriegen. Ist es erst da vorbei, sind wir aus aller Not heraus."

Zuerst pflegte ich ihn nur anzulächeln, obgleich mir weiß Gott nicht sehr zum Lächeln zumute war. Aber schließlich verlor ich die Geduld.

„Ja, ja. 8° 20′ nördlicher Breite. Das ist, wo der verstorbene Kapitän liegt, nicht wahr?" Dann fügte ich streng hinzu: „Finden Sie nicht, daß es hohe Zeit ist, mit diesem Unsinn endlich aufzuhören, Herr Burns?"

Er sah mich aus seinen großen, tiefliegenden Augen mit einem Blick unbezwinglichen Eigensinns an. Aber im übrigen murmelte er nur gerade laut genug, daß ich es hören konnte: „Nicht wundern . . . finden . . . uns doch noch einen gemeinen Streich spielt . . ."

Solche Unterhaltungen stärkten nicht gerade meinen Mut. Der Druck unseres Mißgeschicks begann sich bei mir fühlbar zu machen. Gleichzeitig jedoch empfand ich diese verborgene Seelenschwäche als eine Schmach. Ich sagte mir verächtlich, daß viel mehr dazu gehören müßte, um meine Seelenstärke nur im geringsten zu erschüttern.

Damals ahnte ich nicht, wie bald und auf welche unerwartete Weise diese Seelenstärke angegriffen werden würde.

Am folgenden Tag schon geschah es. Die Sonne war bereits über die Südspitze von Koh-ring gestiegen, über diese Insel, die noch immer wie ein verhängnisvoller Begleiter backbordachteraus emporragte. Ihr

Anblick war mir verhaßt. Die Nacht hindurch hatten wir uns um die ganze Kompaßrose gedreht und die Rahen immer und immer wieder gebraßt, um Lüfte aufzufangen, welche meistenteils, fürchte ich, nur eingebildet waren. Dann ungefähr bei Sonnenaufgang bekamen wir eine Stunde lang eine unerklärliche ständige Brise, die uns gerade entgegenwehte. Es war unverständlich. Denn sie paßte weder zu der Jahreszeit noch zu den jahrhundertlangen Erfahrungen der Seeleute, wie sie die Segelhandbücher berichten, noch zu dem Aussehen des Himmels. Nur absichtliche Bosheit konnte dahinterstecken. Diese Brise trieb uns in ziemlicher Geschwindigkeit weit ab von unserem Kurs. Hätten wir uns nur auf einer Vergnügungsfahrt befunden, wäre es eine entzückende Brise gewesen, bei dem erwachten Glitzern des Meeres, dem Gefühl der Bewegung und der ungewohnten Frische. Dann plötzlich, als ob der Wind es verschmähte, den traurigen Scherz weiterzutreiben, legte er sich und war binnen fünf Minuten ganz weg, so daß das Schiff steuerlos schwabberte und das zur Ruhe gebrachte Meer wie eine polierte Stahlplatte aussah.

Ich ging hinunter, nicht weil ich mich ausruhen wollte, sondern nur, weil ich im Moment es nicht ertragen konnte, das Meer anzusehen. Der unermüdliche Ransome war in der Messe beschäftigt. Es war ihm zur Gewohnheit geworden, mir jeden Morgen über den Gesundheitszustand der Leute zu berichten. Mit seinem gewohnten angenehmen, ruhigen Blick wandte er sich vom Büfett mir zu. Kein Schatten lag auf seiner klugen Stirn.

„Heute morgen geht es vielen von den Leuten ziemlich schlecht, Kap'tän", sagte er mit ruhiger Stimme.

„Was? Sind sie alle zusammengeklappt?"

„Nur zwei liegen fest zur Koje, Kap'tän, aber . . ."
„Diese Nacht hat ihnen wohl den letzten Rest gegeben. Wir haben die ganze Zeit brassen müssen."
„Ja, ich habe es gehört. Ich wollte schon herauskommen und helfen, nur . . ."
„Aber nein, das dürfen Sie nicht . . . Die Leute liegen auch nachts an Deck umher. Es ist nicht gut für sie . . ."
Ransome stimmte mir bei. Man könnte aber nicht auf die Leute wie auf Kinder aufpassen. Außerdem könnte man es ihnen nicht verdenken, wenn sie versuchten, das bißchen Kühle und Luft an Deck zu erhaschen. Er natürlich sei zu vernünftig dazu.
Er war in der Tat sehr vernünftig. Und wiederum konnte man nicht sagen, daß die anderen es nicht waren. Die letzten Tage waren für uns wie ein feuriger Ofen gewesen. Ihre Unvorsichtigkeit war so natürlich und allgemein menschlich, daß man wirklich nicht mit ihnen hadern konnte, weil sie die Augenblicke der Erleichterung wahrnahmen, wenn die Nacht Kühlung vortäuschte und das Sternenlicht durch die schwüle, tauschwere Luft funkelte. Überdies waren die meisten Leute so geschwächt, daß nicht die geringste Änderung der Segel vorgenommen werden konnte, ohne daß alle, die nur zu kriechen vermochten, an die Brassen mußten. Nein, es hatte keinen Zweck, ihnen deswegen Vorstellungen zu machen. Aber ich war fest von der Nützlichkeit des Chinins überzeugt.
Ich glaubte daran. Mein ganzes Vertrauen setzte ich darauf. Seine heilsame Kraft würde die Leute, das Schiff retten, den bösen Bann brechen, die Zeitfrage zu einer Bagatelle, das Wetter zu einer bloß vorübergehenden Unannehmlichkeit machen, und gleich einem Zaubermittel gegen Behexung würde es mein Schiff bei seiner ersten Fahrt vor den bösen

Mächten der Windstillen und Seuchen schützen. Ich hielt es für wertvoller als Gold, nur, im Gegensatz zu Gold, von dem es anscheinend niemals genug gibt, hatte das Schiff einen genügenden Vorrat davon. Ich ging hinein, um das Chinin zu holen mit der Absicht, die Dosen davon abzuwiegen. Ich streckte die Hand danach aus wie einer, der nach einem nie versagenden Universalmittel greift, nahm eine frische Flasche zur Hand, streifte die Verpackung ab, dabei bemerkte ich, daß das Siegel an beiden Enden, sowohl unten wie oben, aufgeplatzt war . . .

Aber wozu alle diese rasch aufeinanderfolgenden Stufen, die zu der grausigen Entdeckung führten, aufzählen? Sie werden schon die Wahrheit erraten haben. Da war die Verpackung, die Flasche und das weiße Pulver darin, irgendein Pulver. Nur nicht Chinin. Ein Blick genügte. Ich erinnere mich noch, daß mich, als ich die Flasche zur Hand nahm und die Verpackung noch nicht entfernt hatte, bereits durch das Gewicht der Flasche in meiner Hand eine leise Vorahnung befiel. Chinin wiegt fast gar nichts; meine Nerven mußten schon in einem außergewöhnlich überreizten Zustand gewesen sein. Ich ließ die Flasche zur Erde fallen, wo sie in Scherben ging. Das Zeug, was es auch sein mochte, knirschte wie Sand unter meinem Fuß. Ich griff hastig nach der nächsten Flasche, und dann nach der nächsten. Ihr Gewicht allein sagte mir schon genug. Eine nach der anderen fiel mir aus den Händen und zerbrach zu meinen Füßen, nicht, daß ich sie in meiner Bestürzung hingeworfen hätte, nein, sie glitten mir einfach durch die Finger, als ginge diese Entdeckung über meine Kraft.

Es ist eine Tatsache, daß gerade die Größe eines Unglücks dem Menschen darüber hinweghilft, indem es eine gewisse vorübergehende Unempfindlichkeit

hervorruft. Als ich die Kajüte verließ, war ich halb betäubt, als ob mir etwas Schweres auf den Kopf gefallen wäre. Am anderen Ende der Messe stand Ransome am Tisch, das Staubtuch in der Hand, und starrte mich mit offenem Munde an. Ich glaube nicht, daß ich verstört aussah. Es ist ganz gut möglich, daß ich einen eiligen Eindruck machte, weil ich instinktiv an Deck eilte. Ein Beispiel dafür, wie aus Gewohnheit Instinkt wird. Mit den Schwierigkeiten, den Gefahren, den Problemen eines Schiffes auf hoher See kann man nur an Deck fertig werden.

Auf dieses Gefühl reagierte ich instinktiv, als wäre es ein Gebot der Natur; ein Beweis, daß ich für den Augenblick der Vernunft ganz beraubt gewesen sein muß.

Ich hatte entschieden mein geistiges Gleichgewicht verloren und war jedem Impuls ausgeliefert, denn am Fuß der Treppe drehte ich mich um und stürzte an Herrn Burns Kammertür. Sein wildes Aussehen brachte mich wieder zu mir. Er saß aufrecht in seiner Koje, sein Oberkörper sah unheimlich lang aus, den Kopf hielt er mit affektierter Selbstzufriedenheit ein wenig zur Seite geneigt. Er schwenkte einen Arm, der nicht dicker als ein fester Spazierstock war, und in der zitternden Hand eine glitzernde Schere, mit welcher er vor meinen Augen gegen seine Kehle zu stoßen versuchte.

Ich war einigermaßen entsetzt, aber es war eher eine Art nebensächlicher Eindruck, nicht stark genug, um mich aufschreien zu lassen, etwa: „Halt! . . . Um Himmels willen! . . . Was machen Sie da?“

In Wirklichkeit machte er nur in Überschätzung seiner wiederkehrenden Kraft einen zitternden Versuch, etwas von dem starken Haarwuchs auf seinem Kinn abzuschneiden. Auf seinen Knien lag ein großes Handtuch ausgebreitet, und ein Regen von borstigen

Haaren, gleich abgerissenen Kupferdrähten, fiel bei jeder Bewegung der Schere auf das Tuch herab. Er wandte mir sein Gesicht zu, das an Groteskheit alle Phantasiegebilde verrückter Träume weit übertraf, die eine Wange ganz buschig wie von einer aufgeblasenen Flamme eingehüllt, die andere entblößt und eingefallen, auf ihr prangte einsam und grimmig der noch unberührte lange Schnurrbart. Während er mich wie vom Donner gerührt anstarrte, die klaffende Schere in der Hand, schrie ich ihm meine Entdeckung in sechs Worten ohne jeglichen Kommentar teuflisch ins Gesicht.

Aus Joseph Conrad: „Die Schattenlinie"

RICHARD DEHMEL

Aus dem Tagebuch

20. Dezember 1883

Religion, dem Wesen nach, ist das allgemein menschliche Bedürfnis, sich zu einer tieferen oder höheren oder weiteren Lebenseinheit hinzufühlen, als das Leben selbst sie auf der Oberfläche oder in der Niederung oder in der Enge unsres Kreises zeigt. Der Erscheinung nach kann sie freilich die flachen oder niedern oder engen Eigentümlichkeiten ihres Werdekreises nicht verleugnen. Ihren Ursprung hat sie ja im Ichgefühl. Das erste Menschentier, dem der Unterschied zwischen Sich und Umwelt zu Bewußtsein kam, das sich also überhaupt zum erstenmal zu einem einheitlichen Selbstgefühl erhob, mußte grade durch dies Einheitsgefühl dazu getrieben werden, sich einen neuen Gefühlszusammenhang des eigenen, willensbewußten und des ihn bestimmenden Lebens herzustellen. Je nach dem Grade unsrer Ein-

sicht in den mechanischen Zusammenhang der Dinge, d. h. unsrer Herrschaft über die Natur, ändert sich also auch unsre Vorstellung des göttlichen Wesens. Daher in Stunden, wo diese Einsicht und Beherrschung schweigt, wo nur die Stimmung unseres Daseins uns erfüllt, die leichte Rückkehr zu dem Gott der Kindheit. Um die Weihnachtszeit, wo solche Stimmungen mich stets erfassen, fühle ich noch immer den lieben Gott mit Segenshand und Rute und den blauen Augen meines Vaters, den mir meine Großmutter auszumalen pflegte. Und ebenso, bei vielen wenigstens, der gleiche religiöse Rückschritt, wenn das Greisenalter naht mit seinen „kindischen" Stimmungen.

23. Dezember

Es ist mir eines der unerquicklichsten Zeitsymptome, unsere ethischen Sektenstifter, Theosophen und sonstige Dilettanten der Weltverbesserung anzusehen, wie sie sich die Hörner an den dogmatischen Mauern der alten Ethik und Religiosität abrennen. Überall kritische Impotenz. Da predigt man die Einkehr in sich selbst nach dem Beispiel der Buddha und Jesus, die Rückkehr zu den „reinen Lehren", zum „wahren Wesen der Überlieferung" u. dgl. m. und meint auf diese Weise, soweit nicht überhaupt nur streberhafter Humbug den Tamtam schlägt, zu neuem sittlichen Gemeinschaftsleben zu gelangen. Als ob der alte Geist, selbst wenn er sich zu seiner ersten Wirkungkraft erwecken ließe, nicht wieder auch die alten Formen des Zusammenschlusses, das alte Dogma in die menschliche Gesellschaft bringen würde. Man weist auf Luther und übersieht, daß aus seinem Lebenswerk nur deshalb ein neues Dogma erwachsen konnte, weil sein Werk tatsächlich keine bloße Reformation der Kirche, sondern eine Revolution des Glaubens war; er eliminierte die von Jesus

selbst gewollte apostolische Vermittelung zwischen Mensch und Gott-Christus, er verlegte – dem Individualitätstrieb folgend, der durch die ganze Renaissance ging – die Sündenvergebung und die Gemeinschaft der Gläubigen ganz und gar in die unmittelbare Begnadung der Einzelnen durch die Wesensäußerung Gott-Christi als Alle umfassenden Heiligen Geistes. Und die Welt braucht wieder einmal einen neuen Heiligen Geist, der auch eine neue Form der Glaubensgemeinschaft erzeugen wird. Die Lehre von der bloßen Einkehr in sich selbst tut hierfür gar nichts; das ist eine Achse ohne Zentrum, deren einen Pol man heute à la Nietzsche, deren andern morgen à la Tolstoi umkreist.

Der bloße Widerwille gegen das Dogma ist höchstens ein Symptom des Bedürfnisses, aber noch lange nicht des Besitzes neuer Seelengüter. Das Seiende wird dem Menschen erst bewußt durch die Erscheinung; für unsre Sinne existiert kein Leben ohne Form[1]. Und die Form für seelisches Leben, das den Menschen zwingt, sich als Glied einer Menschheit zu fühlen, ist eben das Dogma. Die wissenschaftliche Analyse unsres Jahrhunderts hat die alten Menschheitsbegriffe, die alten Gemeingefühle untergraben; es ist vergebliche Mühe, sie aus dem Schutte ihrer zertrümmerten Formen hervorscharren zu wollen, wie es überflüssige Mühe ist, einzelne dogmatische Mauern, die noch stehen, mit Wiedertäufermienen umzurennen. Und nun gar: was soll dem „Volk", das jene Leutchen immer im Munde führen, diese verlorne Liebesmüh?! Das Volk von heute, der „vierte Stand", der hat sich eben unter sich einen neuen, wenn auch beschränkten Menschheitsbegriff

[1] Eben (16. 4. 94) lese ich in Hebbels Tagebuch: „Was unter keiner Form erscheint, hat keine Existenz, wenigstens für uns nicht."

gebildet. Er hat ein Dogma: das sozialistische! das ersetzt ihm vorläufig das idealistische. Aber dies weitere, vergeistigte Gemeingefühl samt seinen neuen ethischen, ästhetischen und religiösen Ausdrucksformen kann sich nur aus jener engeren Tendenz nach einer „besseren Gesellschaftsform" entwickeln.

3. Januar 94

Es ist auch wieder so ein Zwiespalt zwischen Menschenvernunft und Weltzusammenhang, daß unsre Naturwissenschaft die anthropozentrischen Einbildungen zerstört hat und daß trotzdem alle unsre geistige Tätigkeit nur aus diesem anthropozentrischen Gefühl heraus geschieht. Wenn unsre unpersönliche Erkenntnis auch unser persönliches Gefühl beherrschte: wozu dann all die Mühe auf diesem Weltstäubchen „Erde" für dies Mikrobenhäuflein „Menschheit", – und quietistische oder apathische Naturen suchen heutzutage ihre natürliche Faulheit oder Gleichgültigkeit ja in der Tat auf diese Weise als einen prinzipiellen Willensakt auszugeben. Der energische Mensch wird stets sein Ich als Mittelpunkt der Schöpfung fühlen, und deshalb auch die ganze Menschheit, weil es ohne diese überhaupt kein Einzel-Ichbewußtsein gäbe. Nur aus diesem Gefühl heraus sagt ihm auch die Vernunft: das Teilchen (Erde) ist so wichtig wie das Ganze (Welt), denn ohne dieses Teilchen würde jenes Ganze überhaupt nicht existieren ... Nicht zu lange rückwärts schauen! Die „großen Alten" und Gipfel, zu denen man nicht aufsehn, sondern die man besteigen soll, um neue Fernsicht zu gewinnen.

Vorzeit frommt,
suchst du drin, was kommt!

Und vielleicht ist unsre unwillkürliche Bewunderung der Alten nur deshalb so unbedingt, weil unserm

unbewußten Organismus, der ja in der Vergangenheit wurzelt, das seelische Verständnis für die schöpferischen Quintessenzen ihrer Gemütswelt schon mit angeboren ist (vgl. „Venus Mea"), ganz abgesehen von allen Einflüssen anerzogener Bildung und von der unwillkürlichen Anerkennung jeder historischen Autorität. Wohingegen die Fähigkeit des Verständnisses für die Gemütsäußerungen unsrer eignen Zeit fast täglich neu von uns erworben werden muß. Ja sogar: wer kann wissen, ob wir nicht schon mitten in der Entwicklung und Entäußerung neuer starker Gemeingefühle stehen, die erst wieder unsre Enkel als solche erkennen und anerkennen werden?! Ora et labora! Labora!

Aus dem Nachlaßband „Bekenntnisse" von Richard Dehmel

OTTO FLAKE

Eine Berliner Firma

Irene Krüder stand im achtzehnten Jahr. Ihr Vater, der Berliner Importeur, stand im einundfünfzigsten. Die Mutter war im Krieg gestorben. Vater und Tochter bewohnten eine Villa in den Gärten, die zwischen Kurfürsten- und Maaßenstraße liegen. Viele unter denen, die täglich an den Gittern vorübergehn, wissen nichts von ihnen.

Die Firma führte ausgewählte Konsumartikel in höchster Qualität ein, nämlich Kaffee, Tee und Zigarren. Dazu einen Luxusartikel, Kaviar. Ihre Vertreter saßen, um Europa zu nennen, in Hamburg, Königsberg und Rotterdam.

Das Stammhaus lag in Königsberg. Es betrieb ursprünglich nur den Handel mit russischem Karawanentee und Kaviar. Am Beginn des Jahrhunderts verlegte der Vater Irenes das Schwergewicht nach

Berlin. Er begriff trotz seiner Jugend, daß sich, wenigstens in Genußmitteln, mit feinster Qualität nur dann ein großes Geschäft machen ließ, wenn man sie dem Publikum unmittelbar anbot. Kein noch so erstklassiges Hotel wird in Kaffee oder Tee über die gute Mittelsorte gehn.

Von Hause aus kapitalkräftig, eröffnete er also, trotzdem das zunächst ein Abstieg von der Höhe der Überlieferung war, in der Friedrichstadt, dann im Westen, schließlich in Köln, Hamburg und Frankfurt seine Läden. Sie waren klein, die Fenster schmal, aber sehr wirksam in Blei gefaßt. Eine Auslage konnte nicht zurückhaltender sein. Bei ersten Schneidern wird man den gleichen Verzicht finden. „Krüders Erben" stand in verzierter Gotik auf der Scheibe und sagte den Kennern genug.

Um dieses Prinzipes willen unterließ er es, das Filialensystem auf andere Städte im Reich auszudehnen. Dafür belieferte er Schlösser, Güter und reiche Privatleute direkt. Von Zigarren führte er ausschließlich Havanna und Holländer. Seine russischen Verbindungen veranlaßten ihn, noch Wodka vom reinsten Wasser als Spezialität der Spezialitäten hinzuzunehmen, aber sonst keine Spirituosen. Die Herren, die seine Hauptkundschaft bildeten, wußten das. Männer haben einen ausgesprochenen Sinn für Grundsätze.

Sie wurden von sorgfältig gewählten jungen Leuten aus den Hansastädten bedient. Hoher Wuchs und beste Manieren waren Bedingung, um eingestellt zu werden. Auch die Frauen ließen sich gern in diesen Läden beraten. Vorzüglich solche, die Geschenke im Herrengeschmack suchten. Frauen sind bereit, in guten Verkäufern Gentlemen zu erblicken.

Es mag sein, daß Kaffee und Tee weniger angesehen als Panzerplatten sind. Sie rücken in die Nähe

des Krämers. Aber alle Waren sind gleichwertig, wenn sie en gros gehandelt werden. Preußische Beamten gaben das, zur Zeit, als Krüder jung war, noch nicht zu. Sie bequemten sich eben, nicht mehr über den Fabrikanten die Nase zu rümpfen. Den Großkaufmann sahen sie erst später für voll an.

Krüder wäre am liebsten, wenn das Geschäft es zugelassen hätte, in Hamburg ansässig geworden, unter Leuten, die wußten, daß die Welt größer als der Horizont eines Kasernenhofes ist.

Er blieb in Berlin und war sich selbst genug. So wenig ihn der Organisationstaumel bestimmen konnte, in jeder Stadt einen Laden mit der Kaffeekanne zu gründen, so kühl ließ ihn das deutsche Fieber, wie er den gesellschaftlichen Ehrgeiz nannte. Alles kommt von selbst zu dem, der warten kann. Geld ist Macht, und Macht ist das einzige Ding auf Erden, das einem Mann in allen Lebensaltern genügt. Der Krieg zeigte es, Krüder hatte ihn bestens überstanden, Spekulationen in Rotterdam.

Er liebte die Beamten nicht, aber es tat seinem Selbstbewußtsein wohl, einem von ihnen um 1905 die Tochter fortzunehmen. Sie gehörte dem mecklenburgischen Kleinadel an, keine große Sache. Wenn man nach Mecklenburg kam, saß in jedem Bad ein Damendutzend und nährte sich kümmerlich von einer Fremdenpension. Der Rest lebte auf Staatskosten im Stift.

Nach dem Tod der Frau beschränkte sich sein Verkehr mit ihrer Verwandtschaft darauf, an die erwähnten Pensionen Kaffee und Tee zum Freundschaftspreis zu liefern. Kaviar is nischt für sie, meinte er gelegentlich. Der Ausdrucksweise nach war er Berliner geworden. Der Berliner pflegt den jovialen Sarkasmus.

Im Salon hing sein Porträt, von Liebermann gemalt. Es zeigte ein energisches Kinn, schmale, sehr

prägnante Lippen und darüber einen englischen Bartstrich. Über Kunst hatte er keine Meinung, über Künstler eine entschiedene. Er urteilte stets nach der Erfahrung, unvoreingenommen. Aber wenn er eine Erfahrung gemacht hatte, hielt er sich an sie, wie im Geschäft an Personalakten, schwarze Liste und Kreditauskünfte.

In Königsberg war er mit einem Maler befreundet gewesen. Der Maler hatte Himmel und Erde durcheinandergebracht, um die Kusine Krüders zu heiraten. Effekt: Unglück, Zwiespalt zwischen bürgerlichen und künstlerischen Trieben, Wirrwarr. Krüder zog daraus den Schluß, daß Künstler Außenseiter sind und sich selbst nicht kennen, wenn sie es anders behaupten. Ein Mann von Blick hat das in seine Erkenntnisse aufzunehmen. Dieser Klarheit verdankte er seine Erfolge. Er irrte sich fast nie in den jungen Leuten, die er anstellte.

Seit der Einsegnung der Tochter schaute er übrigens unter ihnen nach dem künftigen Schwiegersohn aus. Für einen Mann, der durch eigene Kraft sein Geschäft groß gemacht hat, ist nichts schmerzlicher als der Gedanke, keinen leiblichen Nachfolger zu haben. Die Dynastie Krüder lag ihm ebenso nahe wie ehemals den Hohenzollern die ihre. Bei sich dachte er wahrscheinlich, daß mehr dazu gehört, das ausgeprägte Gesicht eines Geschäftes in die Zukunft zu überführen, als einen Thron zu vererben.

Der Anfang des Romans „Villa U. S. A." von Otto Flake

PETER FLAMM

Ich?

Ein neuer junger Erzähler hohen Ranges gestaltete das Gefühl der Fragwürdigkeit unseres Ichbewußtseins zu einem Roman voll steter Bewegung und abenteuerlicher Spannung.

Kritik und Publikum haben sein Werk auf das wärmste willkommen geheißen. Wir bieten im folgenden den Eintritt des Helden in das Schicksal eines Toten, das er bis zu den äußersten Folgerungen fortsetzt:

Ich kletterte heraus aus dem Unterstand, fiel über Hügel und Löcher, stolperte über Leichen und Stämme, es war eine kalte Nacht, der Mond schien, aus dem Unterstand duselte Musik, in meinem Blut brannte Fieber, ich war müde zum Umsinken, und doch trieb mich Unruhe, trieb und trieb – plötzlich lag etwas vor mir, eine dunkle Masse, fast wäre ich drüber gefallen. Ich wollte vorbeigehn, zurück zum Unterstand, warum ging ich überhaupt hier herum, statt mit den Kameraden zu sein, mit ihnen zu singen, zu feiern, was zog mich hierher mitten in der Nacht, allein zwischen zerbrochenen Wagen und gestürzten Mauern, allein zwischen – Toten? Ja, es war ein Toter, ich wußte es ja, er war gestern Patrouille gegangen, vierundzwanzig Stunden vor dem Ende, der Krieg war aus, und er war einen Tag zuvor gefallen, auch die letzte Kugel traf eine Mutter, hätte man nicht einen Tag früher aufhören können, es ist lächerlich, nun war er tot, lag da, der Herr Doktor, ein „Gebildeter", was hatte er nun davon, war ja doch nur Feldwebel wie ich, Leutnant wenn schon – nun war er tot, und ich – –. Meine Hand griff an seinem Leib herab, ich wollte nicht, es geschah ganz von selbst, ganz von selbst war ich hierher gegangen, hatte ich es gewollt, gewußt? Ganz von selbst. Wie? Meine Hand tastete zitternd über den Körper, über Schmutz, über klebriges Blut, ich drehte meine Taschenlampe an, gespenstisch griff der kleine stumpfe Lichtkreis durch die Schatten; da starrten zwei Augen zu mir hoch, tote, leere Augen, blinzelnd zwischen herabgefallenen Lidern, ich fuhr zurück, meine Hand zitterte, nickte nicht der Kopf,

war nicht ein verschmitztes Lächeln auf den kalten, blauen Lippen? Ich wußte nichts mehr, wieder im Unterstand, griff ich nach meiner Brust, das Herz pochte wie rasend, aber über dem Klopfen fühlte ich in einer seltsam glücklichen Erregung das kleine graue Heft, den Paß, den ich dem Toten abgenommen, seinen Paß, seinen Namen – und sein Schicksal.

Damals wußte ich das nicht. Es fragte einen ja keiner, Revolution hurra, wer fragt nach einem Papier, wer kontrolliert denn das, wer kennt denn einen Namen? Wir sind alle Menschen, wir sind alle Brüder, und der andere war ja tot, das konnte ihm ja gleich sein, verfault im Schlamm, mit blinzelnden Augen, Knochen und Staub, pfui Teufel!

Ich saß in der Bahn, im Schnellzug, erster Klasse natürlich, wie leicht man sich da hineinfindet, wie seltsam auch, daß alle Erregung weg war, ganz selbstverständlich alles. Hatte ich am Ofenloch gestanden früher, mitten in der Nacht heraus müssen aus dem Bett? Und der Teig war aufgegangen und hart, und aus dem Loch stach die Glut mitten ins Gesicht und versengte einem die Haut, und wie der kleine Hennings sich die Schürze verbrannte und die eine Hand und so schrie – Unsinn, Unsinn, das war ich ja nicht, das bin ich ja nicht, ich fuhr ja hier, ein feingebildeter Herr, ein reicher Herr in roten Polstern, erster Klasse, die andern können einem ja leid tun, in der vierten Klasse zusammengepfercht wie Tiere, wie Vieh, nicht mal sitzen können sie und sind doch so müde, und die Knie zittern, aber sie müssen stehn, alle, auch der kleine, schmale Dragoner, das blasse Gesicht unter dem schwarzen Scheitel, der mich vorher immer so angestarrt mit solch schmerzhaften Blicken, bis er umgefallen, plötzlich ganz weiß im Gesicht. Oder habe ich das nur geträumt oder einmal

auf einem Bild gesehen, und das ist Erinnerung von etwas, das ist – oder nicht ist?

„Wenn Sie nach Berlin kommen," sagt die dicke Glatze auf dem Polster gegenüber, „Revolution, wer hätte das gedacht! Sie fahren doch nach Berlin?"

„Geht der Zug nach Berlin? So? Ja. Ich wollte zwar eigentlich – –. Natürlich fahre ich nach Berlin."

Natürlich? Ja, warum bin ich gefahren? Ich wollte ja gar nicht, aber es zog mich hin. Ich glaubte freiwillig, aber wie konnte ich dann vergessen, daß meine Mutter, meine Schwester in Frankfurt, wie? Ein Jahr nicht mehr gesehn, ganz gleich, und nun nach Berlin? Natürlich Berlin. Es war gar nicht schwer, es war gar keine Frage. Ich lächelte, ich mußte immer lächeln, aber trotzdem lag etwas Dunkles auf meiner Seele, ein seltsamer Schatten, wollte nicht weichen, schwer und erstickend.

Draußen auf dem Gang lehnte ein Mann gegen das Fenster und blickte auf die vorbeifliehende Landschaft. Ich konnte sein Gesicht nicht sehen, aber sein schmaler Rücken, die schiefe, links etwas höher als rechts gezogene Schulter, die eigentümlich gespannte Haltung des Halses, all das kam mir bekannt vor, etwas stieg auf in mir, eine seltsame Erregung, ein Haß ohnegleichen, ein fast körperliches Übelsein. Ich konnte den Blick nicht wenden. War ich hypnotisiert? Ich fuhr hier in der ersten Klasse und kannte doch niemanden! Warum sollte ich einen fremden Menschen hassen, einen Hals, einen Rücken, mit solchem Haß, ohne Sinn, ohne Grund? Was ging das mich an?

Jetzt wandte sich der Rücken um, der Hals bekam schräge Falten, nun kam der Kopf ins Profil: ein fremder Mensch. Und doch, ich kannte ihn, doch brach alles Blut hoch in die Stirn, doch war da etwas

Dunkles, das mir Angst machte, es war wie ein Schlag auf den Kopf, meine Gedanken verwirrten sich, ich wollte aufstehn, mich wegwenden: da hatte jener mich bemerkt, mit einem Ruck drehte sich der Körper ganz zu mir, ein paar Augen wurden hart und wild, daß das Weiße herauszutreten schien, die Nasenflügel begannen zu beben, die Hand sich zur Faust zu ballen, einen Augenblick schien es, als wolle die Faust sich heben, hineinschlagen in die schmale, dünne Scheibe, die unser beider Gesicht trennte – dann mit einem Ruck ließ er sie fallen, wandte sich verächtlich und verschwand mit kurzer, zuckender Bewegung.

Ich saß wie betäubt. Was war das? Hatte ich das geträumt? Halluzinierte ich? Der Krieg hatte wohl auf meine Nerven gewirkt, kein Wunder, es würde wohl vorübergehn. Wenn ich erst Ruhe hätte, wieder an der Arbeit wäre –. Mit der Hand wischte ich mir über die Stirn: seltsam, wie weiß meine Hand war, ganz schmal und durchsichtig, schmale blaue Adern wie durch Wachs sich schlängelnd, als wäre es gar nicht die meine, als wäre –

„Seltsam," ging es mir durch den Kopf, „was bin ich für ein Mensch, was bin ich denn, was hier sitzt, und was habe ich für seltsame Hände!"

Der Zug fuhr in die Halle. Ich war noch nie in Berlin gewesen, aber ich wußte, das war Berlin, ich war gar nicht erstaunt. Ich ging den Perron entlang, die Bahnhofstreppe herab, links die Königgrätzer Straße herunter zum Potsdamer Platz. In der Bellevuestraße kam ein Mann auf mich zu, wollte vorbei, erschrak, blieb stehn, grüßte, etwas blitzte auf in seinen Augen, dann packte eine glückliche Hand stürmisch meinen Arm:

„Mensch, du, Doktor, du bist da, du lebst? Was wird Grete sagen? Ein Gerücht, dir sei etwas passiert

– du hast ihr natürlich telegraphiert? Ich war noch gestern bei ihr, deine Mutter war auch gerade da. Sie waren sehr beunruhigt alle. Und dein letzter Brief war so seltsam, Todesahnungen, mein Gott, man soll so etwas nicht schreiben, und dann das Gerücht, nun bist du da, welche Freude, ich begleite dich ein Stück, wenn du willst, natürlich, komm, ein Auto, wie kannst du nur so langsam gehn, und war denn niemand auf der Bahn?"

Ich saß im Auto, ein fremder Mann neben mir fuhr mich zu einem Ziel, das ich nicht wußte. Ich konnte nichts denken, ich war über nichts verwundert, es ging alles von selber, ich glitt auf einem Strom, auf kühler, silberner Fläche, es war Krieg gewesen, und nun ist Frieden, ich bin in der Masse gelaufen, und nun kommt einer und fährt mich im Auto. Ist das nicht natürlich? Es ist alles natürlich. Einmal trifft das Glück jeden, man muß es nur greifen, und das Wunder bleibt nur so lange, bis es Wirklichkeit ist.

Aus dem Roman „Ich?" von Peter Flamm

FRANK HARRIS

Unterwasserarbeit des Knaben

An vielen Ecken standen Schuhputzer. Ich merkte, daß einer von ihnen allein war, während drei Kunden vor ihm wartend standen.

„Kann ich Ihnen helfen?" fragte ich. Der Schuhputzer sah mich an. „Meinetwegen!", und ich ergriff die Bürsten und machte mich an die Arbeit. Ich war mit den beiden gerade fertig, als er den ersten beendete. Er flüsterte mir zu: „Wir teilen!", als der nächste Mann kam, und zeigte mir, wie man den Polierlappen benutzt. Ich zog meine Jacke und Weste

aus und ging an die Arbeit. In den nächsten anderthalb Stunden hatten wir beide alle Hände voll zu tun. Dann begann das Gedränge ein wenig abzuflauen, ich hatte jedoch schon anderthalb Dollar verdient. Ich sprach dann mit Allison, dem Schuhputzer, der mir sagte, er würde mir gern zu denselben Bedingungen Arbeit geben. Ich versicherte ihm, ich würde zur Stelle sein, mir alle Mühe geben, solange ich keine andere Arbeit gefunden hatte. Ich hatte drei Schilling verdient, und da ich gefunden hatte, daß man schon für drei Dollar in der Woche Pension bekam, merkte ich, daß ich in knapp zwei Stunden mir meinen Lebensunterhalt verdienen konnte. Die letzte Angst fiel von mir ab.

Mike hatte einen freien Tag, und so kam er zum Mittagessen nach Hause und brachte gute Nachrichten. Man suchte Arbeitskräfte, um unter Wasser in Eisenkästen an der Brooklyn Bridge zu arbeiten, und man zahlte fünf bis zehn Dollar täglich.

„Fünf Dollar?“ rief Frau Mulligan aus. „Es muß gefährlich oder ungesund oder sonst so etwas sein — du willst doch das Kind nicht in so etwas hineinstecken?“

Mike entschuldigte sich sehr; aber die Gefahr, wenn Gefahr da war, reizte mich fast ebenso wie die hohe Bezahlung. Meine einzige Angst war nur, sie würden mich für zu klein oder zu jung halten. Ich hatte Frau Mulligan gesagt, daß ich sechzehn sei, denn ich wollte nicht wie ein Kind behandelt werden. Ich zeigte ihr nun die achtzig Cents, die ich durch Schuhputzen verdient hatte, und sie riet mir, dabeizubleiben und mich nicht durch die Arbeit unter Wasser verlocken zu lassen. Aber die versprochenen fünf Dollar täglich waren für mich ausschlaggebend.

Am nächsten Morgen nahm mich Mike nach der Brooklyn Bridge kurz nach fünf mit, um mit dem

Aufseher zu sprechen. Mike wollte man sofort anstellen, aber über mich schüttelte der Aufseher den Kopf. „Lassen Sie's mich versuchen," bat ich ihn, „Sie werden sehen, wie gut ich es mache." – „Schön," sagte er nach einer Pause, „vier Schichten sind bereits mit zu wenig Personal unterwegs, versuchen Sie's!"

In dem kahlen Schuppen, in dem wir uns für die Arbeit vorbereiteten, erzählte man mir, daß man nicht lange dabeibleiben könne, ohne „Krämpfe" zu kriegen. Es schien ein konvulsivischer Anfall zu sein, der den Körper zusammenkrümmte und einen manchmal lebenslang zum Invaliden machte. Sie erklärten mir in Kürze die ganze Prozedur. Wir hatten in gewaltigen, glockenförmigen Eisenkästen zu arbeiten, die auf den Grund des Flusses heruntergelassen wurden, vollgepumpt mit komprimierter Luft, um das Hereindringen des Wassers zu verhindern. Oben in einem solchen Kasten befindet sich ein Raum, den man die Materialkammer nennt, in die der herausgeholte Schlamm verstaut wird. Auf der Seite des Caissons ist ein zweiter Raum, Luftsperre genannt, in dem man „komprimiert" wird. Während die komprimierte Luft einströmt, absorbiert das Blut die Luftgase, bis die Spannung der Gase im Blut gleich der Spannung in der Luft wird. Wenn dieses Gleichgewicht erreicht ist, können die Männer in den Caissons stundenlang arbeiten, ohne Schaden zu erleiden, wenn nur genügend frische Luft hereingepumpt wird. Die schlechte Luft schien an allem schuld zu sein. „Wenn sie nur gute, frische Luft reinpumpen würden, wär's ja ganz in Ordnung! Aber das würde etwas Zeit und Mühe kosten, und Menschenleben sind billiger." Ich sah, daß die Männer mich warnen wollten, weil sie mich für zu jung hielten, und ich spielte den Unbekümmerten.

Als wir in die Luftsperre hineinkamen und man einen Lufthahn der komprimierten Luft nach dem anderen aufdrehte, drückten die Männer die Hände an die Ohren, und ich tat bald dasselbe, denn der Schmerz war sehr heftig. Das Trommelfell wird oft dabei eingedrückt und platzt, wenn die komprimierte Luft zu schnell hereinströmt. Ich fand bald heraus, daß die beste Art, dem Druck zu begegnen, darin bestand, Luft zu schlucken und sie ins Mittelohr zu dirigieren, wo sie wie ein Tampon an der Innenseite des Trommelfells wirkte und so den Druck von außen verringerte.

Wir brauchten ungefähr eine halbe Stunde, um komprimiert zu werden, und diese halbe Stunde gab mir manches zu denken. Als die Luft ganz komprimiert war, öffnete sich die Tür der Luftsperre, und wir gingen mit Hacke und Schaufel zur Arbeit auf den Kiesgrund hinaus. Ich bekam heftige Kopfschmerzen. Wir waren unserer sechs, mit entblößtem Oberkörper in der kleinen Eisenkammer arbeitend bei einer Temperatur von mehr als 180° F. In fünf Minuten strömte der Schweiß in Bächen an uns herab, und dabei standen wir in dem eisigen Wasser, das nur durch den furchtbaren Luftdruck am Steigen verhindert wurde. Kein Wunder, daß man glaubte, vor Kopfschmerzen blind zu werden! Die Männer arbeiteten nicht mehr als zehn Minuten hintereinander. Ich bohrte ohne Pause weiter, entschlossen, mich zu bewähren, um dauernde Arbeit zu bekommen. Nur ein Mann, ein Schwede namens Anderson, arbeitete so schwer wie ich. Ich war sehr froh, als ich fand, daß wir beide zusammen mehr arbeiteten als die vier anderen. Die geleistete Arbeit wurde jede Woche von einem Inspektor geschätzt, wie er mir sagte. Anderson war dem Aufseher bekannt und bekam als Führer unserer Arbeitskolonne

die Hälfte des Lohnes als Zuschlag. Er versicherte mir, daß ich so lange bleiben könnte, wie es mir gefiel, er gab mir jedoch den Rat, gegen Ende des Monats aufzuhören, denn es sei zu ungesund. In erster Linie dürfte ich nicht trinken und müßte meine ganze verfügbare Zeit im Freien verbringen. Er war mir gegenüber die Güte selbst wie auch alle andern. Nach einer Arbeit von zwei Stunden gingen wir wieder in die Luftsperre, um langsam dekomprimiert zu werden. Der Luftdruck in unseren Adern mußte allmählich auf den gewöhnlichen Luftdruck gebracht werden. Die Männer begannen sich anzuziehen und reichten eine Flasche Schnaps herum. Aber obwohl ich vor Kälte wie eine nasse Ratte zitterte und mich grenzenlos niedergeschlagen und schwach fühlte, rührte ich den Schnaps nicht an. Im Schuppen oben trank ich mit Anderson eine Tasse heißen Kakao, worauf das Zittern aufhörte und ich bald imstande war, den schweren Nachmittag zu überstehen.

Ich hatte keine Ahnung, daß man sich nach der Dekomprimierung so elend fühlen konnte, aber ich befolgte Andersons Rat und ging ins Freie, sobald es mir gelang, und als ich am Abend zu Hause angekommen war und mich umgekleidet hatte, fühlte ich mich wieder ganz kräftig, aber der Kopfschmerz wollte nicht ganz vergehen, und die Ohrenschmerzen kamen immer wieder, und bis zum heutigen Tage erinnert mich eine leichte Taubheit an diese Arbeitszeit unter Wasser.

Ich ging für eine halbe Stunde in den Central Park. Das erste hübsche Mädchen, dem ich begegnete, erinnerte mich an Jessie. In einer Woche werde ich sie sehen können und ihr sagen, wie ich mich durchschlug. Und ich fühlte, daß sie ihr Versprechen halten würde. Die bloße Hoffnung öffnete

mir alle Tore ins Märchenland. In der Zwischenzeit konnte mir nichts das stolze Bewußtsein nehmen, daß ich mit meinen fünf Dollar den Unterhalt für zwei Wochen an einem Tage verdient hatte. Die Arbeit eines Monats würde mich ein Jahr über Wasser halten.

Als ich zurückkehrte, sagte ich Mulligans, daß ich für meine Unterkunft zahlen wollte: „Ich würde mich wohler fühlen, wenn Sie mich zahlen ließen!", und schließlich gingen sie darauf ein, obwohl Frau Mulligan drei Dollar die Woche für zuviel hielt. Ich war froh, als alles geregelt war und ich früh zu Bett ging, um mich gut auszuschlafen. Drei oder vier Tage lang ging alles ganz gut, aber am fünften oder sechsten Tage sprang uns ein Wasserstrahl entgegen, und wir wurden bis auf die Brust naß, bevor der Luftdruck so erhöht werden konnte, um das steigende Wasser niederzuhalten. Infolgedessen schoß ein furchtbarer Schmerz durch meine beiden Ohren. Ich preßte meine Hände fest heran und saß eine kleine Weile still. Glücklicherweise war die Schicht fast vorbei, und Anderson kam mit mir zum Omnibus. „Es wäre besser, wenn Sie Schluß machen würden. Ich kannte Leute, die dabei taub wurden."

Der Schmerz war furchtbar, aber jetzt nahm er langsam ab, und ich war entschlossen, nicht nachzugeben. „Könnte ich einen Tag aussetzen?" fragte ich Anderson. – „Selbstverständlich," nickte er, „Sie sind der beste von der ganzen Schicht, der beste, den ich je gesehen habe, ein starkes, kleines Pony!"

Frau Mulligan sah sofort, daß etwas nicht in Ordnung war und kurierte mich mit ihrem Hausmittel – einer entzweigeschnittenen Zwiebel, die mit einem Flanellumschlag dicht an beide Ohren herangedrückt wurde. Es wirkte wie ein Zauberstab. In zehn Minuten

war der Schmerz verschwunden, dann goß sie mir noch ein wenig warmes Öl hinein, und in einer Stunde ging ich im Park wie gewöhnlich spazieren. Trotzdem war die Angst vor dem Taubwerden in mir, und ich war sehr stolz, als Anderson mir sagte, er hätte sich bei dem Unternehmer beklagt, und wir sollten tausend Fuß reiner Luft mehr bekommen. „Es wird einen großen Unterschied ausmachen", meinte Anderson, und er hatte recht, aber es war trotzdem nicht genügend.

Eines Tages, als gerade die Dekompression zu Ende ging, fiel ein Italiener namens Manfredi hin, wand sich in Krämpfen und schlug mit dem Gesicht auf den Boden, bis das Blut ihm aus Mund und Nase quoll. Als wir ihn in den Schuppen brachten, waren seine Beine ineinandergeflochten wie ein Haarzopf. Der Arzt mußte ihn ins Spital bringen lassen. In diesem Augenblick beschloß ich, nicht länger als einen Monat bei der Arbeit zu bleiben.

Aus Frank Harris „Mein Leben"

HERMANN HESSE

Abend in Cremona

Wieder einmal fuhr ich von den Bergen her der italienischen Tiefebene entgegen, aus der Schneenähe in den blauschweren Dunst der Maisgegenden, aus der Klarheit überheller Berge und Täler in die stille, warme Unendlichkeit des grünen Po-Landes hinein. Mein Bergamasker Wirt, bei dem ich wieder einige ungewollte Bummeltage hängengeblieben war, hatte mir einen Zug nach Cremona ausfindig gemacht, in weniger als zwei Stunden sollte ich schon dort sein.

Der Zug fuhr ab, von den Hügeln weg in die mächtige, hellgrüne Ebene hinein, unter gewaltigen Gewitterwolken hin. Alles ließ sich gut an, wir waren pünktlich abgefahren und reisten in einem fröhlich flotten Tempo. Nach einer halben Stunde waren wir schon in Treviglio, wo merkwürdig viele Leute ausstiegen. Ich blieb allein im Wagen und sah dem Getriebe mit der behaglichen Überlegenheit des Durchreisenden zu, da rief mich ein Schaffner an, auch ich müsse aussteigen. Und ich erfuhr, daß dieser Zug nicht weitergehe, und wenn ich nach Cremona wolle, so habe ich dreieinhalb Stunden Aufenthalt.

So trug ich denn meinen Koffer hinaus und gab ihn am Bahnhof ab. Ich war mißtrauisch gegen diesen Knotenpunkt, da ich früher einmal mit einer ähnlichen Haltestelle schlimme Erfahrungen gemacht hatte. Damals war ich in Fossato Vico ausgestiegen, in der Nähe von Foligno, im Norden Umbriens, und hatte mir gedacht, an einem so wichtigen Punkte, wo selbst die Schnellzüge halten und warten müssen, liege gewiß irgendeine gute, alte, wohlige Stadt, die nicht im Baedeker steht, und vielleicht gebe es ein kleines Rathaus mit etruskischen Sachen anzusehen. Es war aber kein Rathaus und überhaupt keine Stadt da, und ich mußte einen ganzen Nachmittag auf dem einsamen Bahnhof verbringen. Das fiel mir wieder ein, als ich nachdenklich von der Station weg gegen das Städtchen schlenderte, auf einer staubig sonnigen Straße an kleinen ärmlichen Neubauten hin, die wenig versprachen. Aber es gab wirklich ein Städtchen, und es war hübsch und still und verschlafen und hatte eine hübsche Martinskirche, in deren Vorhalle ein reizender heiliger Martin aus gotischen Zeiten an der Wand ritt, und im Ansichtskartenladen war eine alte Frau, die war in ihrer Jugend einmal ein paar Tage in Zürich

gewesen, sie wußte noch drei schweizerdeutsche Worte und war närrisch vor Vergnügen, als ich sie verstand und beantwortete und über das seitherige Gedeihen von Zürich Auskunft gab.

Die erste Stunde war hingebracht, ich begab mich auf die stille Piazza, ließ mir ein Tischchen an die Sonne herausstellen und einen Kaffee geben und saß und rauchte und sah dem Leben einer winzigen ländlichen Kleinstadt zu. Es wurde jemand beerdigt, und Kinder mit weißen Schärpen trugen die Kerzen, dazu sang vom hohen Turme ein leichtverstimmtes altes Glockenspiel. Dann wurde es wieder still, bis ein durchreisendes Automobil auf der Piazza hielt. Das gab wieder Leben, Kinder drängten sich her und ließen, während der Chauffeur Benzin einfüllte, die dumpfe Huppe spielen. Und als auch das vorüber war, weckte mich ein neuer Kinderschwarm aus dem Halbschlummer, die Schule war aus, und die Jugend kam barfuß dahergestürmt, füllte den Platz mit heftigem Leben und turnte auf den Prellsteinen vor der Kirche. Wieder war eine gute Stunde vergangen, ich verließ das Café und suchte einen Weg nach dem Bahnhof zurück. Auf dem Sims eines Eckfensters standen vier vollblühende Hyazinthenstöcke in Topfscherben, ich sah hinauf und sah die Blumen an, die in der kellerig schattigen Gasse wächsern schimmerten, und hinter den Blumen saßen zwei junge Mädchen und nähten, und die eine war hübsch und tat, als sähe sie mich nicht. Als ich aber nach zehn Schritten wieder umkehrte und nochmals zu ihnen hinaufschaute, fing sie zu lachen an und begann ein drolliges Gespräch mit ihrer Schwester, mit kleinen Seitenblicken nach dem Fremdling und vielem Gelächter. Leider mußte ich gehen. Um ein Fenster voll Blumen und ein Mädchen dahinter, das eine Schwester bei sich hat, kann man nicht in Treviglio bleiben.

An der Station trank ich einen guten Wein und war mit Treviglio zufrieden, als der Zug kam und mit mir durch das von tiefhängenden Wolken verdüsterte Land gegen Süden fuhr. Durch den Räderlärm hindurch hörte man Donnerschläge, und bald brach ein schräger, klatschender Regen herab, dahinter blieb inmitten von Regen und Gewölk eine schmale bleiche Himmelsinsel in schüchternem Blau verheißungsvoll stehen. Als der Regen sich erschöpft hatte und still und leiser floß, drangen aus jenem bleichen Himmelsfenster je und je abendliche Lichter herein und verliefen sich in der unendlichen Ebene, deren rotbraune Ackererde nach Fruchtbarkeit duftete. Es war beinahe Nacht, als ich in Cremona ankam, und es war ein weiter Weg unterm Regenschirm bis ans andere Ende der Stadt, wo mein Gasthof lag. Es war einer von denen, in welchen italienische kleine Geschäftsreisende und Priester vom Lande verkehren, und ich hatte ihn mir in Bergamo empfehlen lassen. Des weiten Weges überdrüssig, wäre ich ihm beinahe untreu geworden; aber naß war ich nun schon, und ich bereue nicht, daß ich aushielt. Der Gasthof bewährte sich, und als ich dort eine Gemüsesuppe und eine Forelle aus dem Gardasee genossen hatte, war ich so voll guter Reisestimmung, daß ich noch in der Nacht und trotz dem Regen ausging, um einen ersten neugierigen Blick in die Stadt zu tun.

Ich war nicht weit gegangen, da nahm mich ein ganz stilles, im Regen plätscherndes Plätzchen mit schönen Arkaden auf, ich schloß den Schirm und ging zufrieden unter den Bögen weiter, übersprang eine schmale Quergasse, erreichte in der Finsternis einige mächtige Steinstufen und kam erregt und voll Spannung in ein gewaltiges Gebäude, unter hohen Gewölben durch in einen Hof und jenseits in ein

neues dunkles Gewölbe; mächtige Pfeiler spiegelten sich nach außen in einem neuen, regennassen Platz. Ich trat ins Freie, blickte verwundert auf und sah mit einem einzigen überraschten Blick den Domplatz vor mir liegen, ein außerordentlich schönes und kühnes architektonisches Bild. Übermächtig über der kleinen Piazza stieg die Fassade des Domes in bleicher Helligkeit empor, wunderbar abgewogen und in sich begnügt, über dem großen Portal undeutliches Skulpturenwerk und eine schöne, riesige Rosette, daneben leicht und elegant zwei edle Reihen kleiner Rundbogen auf lieblich leichten, feinen Säulchen, und oben als Giebellinie zwei ungeheure, leere, kühne Voluten. Das alles trat gleichzeitig vors Auge, voll Musik und köstlicher Abgestimmtheit, und daneben sprang ein phantastisch hoher, unsäglich hoher Turm stolz und beinahe fürchterlich in die Höhe, oben mit kleinen grauen Säulengalerien in die Nacht verlaufend.

Im rinnenden Regen blieb ich stehen und sog den wunderbaren Anblick in mich ein, beglückt und erschüttert von der Größe und fast frechen Kühnheit dieser Bauten. Kein Zweifel, diese Riesenvoluten waren später entstanden als der Unterbau, sie waren in der Zeit der strotzendsten Renaissance mit spielerischer Kühnheit da oben hingesetzt worden, und obwohl sie aus einer anderen Zeit und aus einer völlig anderen Welt stammten als der alte romanische Bau, saßen sie doch mit einer Sicherheit da, als müsse es so sein. Und so war alles auf diesem märchenhaften Platze, alles erschien kühn, riesig und höchst abenteuerlich, und alles war dennoch schön, war voll Sinn und Maß, und der beinahe erschreckende erste Eindruck wurde sanfter und stiller und klang rein und froh in mir weiter, als alle Überrumpelung längst überwunden war. Wie schön

würde es sein, morgen dies alles, und wer weiß wieviel ungesuchte andere Schönheiten dazu, in stiller Muße bei Tageslicht anzuschauen.
Daheim im Gasthofzimmer saß ich lange auf dem Bette, die reine Musik des Domplatzes klang in mir nach, dazwischen zeigten aufsteigende Erinnerungsbilder mir Bauten, Gärten, Menschen aus Bergamo, die weite ebene Landschaft der Bahnfahrt, den sonnigen Steinplatz in Treviglio — was alles, vor Stunden erst gesehen, schon seltsam weit zurückzuliegen schien.

*

Und ich besann mich wieder einmal: was ist das nun eigentlich, was unsereinen auf Reisen treibt und gar auf Kunstreisen? Warum fahren wir Jahr um Jahr so viele hundert Meilen da- und dorthin, stehen dankbar und froh vor den Bauwerken und Bildern reicherer Zeiten, sehen neugierig und zufrieden dem Leben fremder Völker zu, die uns nichts angehen, plaudern in Eisenbahnzügen und auf Schiffen mit fremden Menschen und belauschen einsam das Straßengetriebe fremder Großstädte? Einst war mir das als eine Art von Lernbegier und Bildungsdrang erschienen, damals hatte ich mir Notizhefte voll über Freskenwände alter Kirchen geschrieben und mein am Essen abgespartes Geld für Photographien alter Skulpturen ausgegeben. Dann wieder war ich dessen müde geworden und hatte das Reisen in ärmeren Ländern vorgezogen, wo Landschaft und fremdes Volkstum allein mich interessierten, und da war mir dieser rätselhafte Reisetrieb als eine Art Abenteuerlust erschienen. Es sind jedoch, genau genommen, keine Abenteuer, die man auf Reisen erlebt, es sei denn, daß man fehlgefahrene Koffer, gestohlene

Mäntel, Zimmer mit Schlangen und Betten mit Moskitos schon als Abenteuer ansähe. Nein, das war auch nicht das Richtige. Heute, wo von Bildungsdurst kaum ein verblaßter Rest mehr in mir verblieben ist, wo ich mir nichts daraus mache, ganze Städte und Kirchen und große Museen vorbeibummelnd liegenzulassen, während ich doch, was ich von dergleichen Dingen finde und sehe, intensiver und zarter als jemals genieße – heute, wo auch der Glaube an die Abenteuerlichkeit des Reisens mir verlorengegangen ist, gehe ich dennoch nicht seltener und mit nicht kleinerem Drang und Bedürfnis auf Reisen als vor fünfzehn oder zehn oder fünf Jahren.

Mir scheint, das Unterwegssein auf Reisen ersetzt unsereinem nicht nur im allgemeinen ein Stück Leben, das wir, intellektueller geworden, blasser erleben, es ersetzt uns speziell jene Betätigung des rein ästhetischen Triebes, der unseren Völkern beinahe ganz abhanden gekommen ist, den die Griechen und die Deutschen und die Italiener der großen Zeiten hatten und den man überall noch in Asien findet, etwa in Japan, wo kluge und keineswegs kindische Menschen es verstehen, am Betrachten eines Holzschnitts, eines Baums oder Felsens, eines Gartens, einer einzelnen Blume die Übung, Reife und Kennerschaft eines Sinnes zu genießen, der bei uns selten und schwach ausgebildet erscheint. Das reine Schauen, das von keinem Zwecksuchen und Wollen getrübte Beobachten, die in sich selbst begnügte Übung von Auge, Ohr, Nase, Tastsinn, das ist ein Paradies, nach dem die Feineren unter uns tiefes Heimweh haben, und beim Reisen ist es, wo wir dem am besten und reinsten nachzugehen vermögen. Die Konzentration, die der ästhetisch Geübte jederzeit sollte hervorrufen können, glückt uns Ärmeren

wenigstens in diesen Tagen und Stunden der Losgebundenheit, wo keine Sorge, kein Geschäft aus der Heimat und dem Alltag uns nachlaufen kann. In dieser Reisestimmung vermögen wir, was wir daheim selten vermögen, stille, zwecklose, dankbare Stunden vor ein paar herrlichen Bildern hinzubringen, hingerissen und offen den Wohlklang edler Bauwerke zu vernehmen, innig und genießerisch den Linien einer Landschaft nachzugehen. Da wird uns zum Bilde, was uns sonst nur im trüben Netz unsres Wollens, unsrer Beziehungen, unsrer Wünsche und Sorgen erscheint: das Leben der Gasse und des Marktes, das Spiel der Sonne und der Schatten auf Wasser und Erde, die Form einer Baumkrone, Schrei und Bewegung eines Tieres, Gang und Betragen der Menschen. Und wer auf Reisen geht, ohne im Innern das zu suchen, diese Befreiung vom Zweckleben, der kommt leer zurück und hat höchstens seinen Bildungssack etwas belastet.

Aber hat dieser ästhetische Trieb zum reinen Sehen, zum selbstlosen Aufnehmen nicht doch eine weitere, höhere Beziehung? Ist er nur Sehnsucht nach dunklem Lustgefühl? Ist er nur rächende und mahnende Pein vernachlässigter Kräfte und Bedürfnisse, versteckter Hunger, versteckte Erotik, versteckter Ärger, versteckte Schwäche? Warum gibt mir, trotz allem, dennoch der Anblick eines Mantegna mehr als der einer schönen Eidechse, warum ist mir eine Stunde in einer von Giotto oder Signorelli ausgemalten Kapelle letzten Grundes doch mehr als eine, die ich am Meeresstrande verliege?

Nein, im Grunde ist es doch überall das Menschliche, was wir suchen und wonach uns dürstet. Ich genieße an einem schönen Berge nicht die zufällige Wirklichkeit, ich bestätige mich selbst, ich genieße die Fähigkeit des Sehens, des Linienfühlens, ich

laufe in einer schönen fremden Landschaft keineswegs der Kultur davon, sondern übe und liebe und genieße lauter Kultur, indem ich meine Sinne und Gedanken an der Landschaft erprobe. Darum kehre ich auch immer wieder dankbar und willig zu den Künsten zurück, darum gewährt mir ein kühner Bau, eine schönbemalte Wand, eine gute Musik, eine wertvolle Zeichnung schließlich doch mehr Genuß, mehr Befriedigung dunklen Suchens, als das Beobachten der ungemeisterten Natur. Ich glaube, das, worauf jener ästhetische Trieb hinausgeht, ist gar nicht etwa ein Loskommen von uns selbst, sondern nur ein Loskommen von unseren schlechteren Instinkten und Gewohnheiten und eine Bestätigung des Besten in uns, eine Bestätigung unseres heimlichen Glaubens an den Menschengeist. Denn wie ein wohliges Bad im Meere, ein frohes Ballspiel, eine tapfere Schneewanderung mein leibliches Ich bestätigt, ihm in seinen besten Gelüsten und Ahnungen recht gibt und durch Wohlbefinden auf sein Verlangen antwortet, so antwortet beim reinen Schauen der große Schatz menschlicher Kultur, geistiger Leistung auf unsern fordernden Glauben an die Menschheit überhaupt. Was soll mir die Freude an Tizian, wenn seine Bilder mir nicht Ahnungen wahr machen, Triebe bestätigen, Träume rechtfertigen?

So, scheint mir, reisen wir und schauen und erleben die Fremde im tiefsten Grunde als Sucher nach dem Ideal des Menschentums. Darin bestätigt uns und bestärkt uns eine Figur von Michelangelo, eine Musik von Mozart, ein toskanischer Dom oder griechischer Tempel, und diese Bestärkung und Rechtfertigung unseres Verlangens nach einem Sinn, einer tiefen Einheit, einer Unsterblichkeit der menschlichen Kultur ist es, was wir auf Reisen besonders innig genießen, auch wenn wir nicht daran denken.

Lange saß ich noch und dachte nach, und die Gedanken flossen mit den Erinnerungen an hundert Reisen, seit der frühesten Jugend, zusammen, und es wurde mir klar: wieviel auch die Zeit wegnimmt, wie sehr man altern, ermüden, schwächer werden mag, jenes Erlebnis, das der Sinn unsres Reisedranges ist, wird nie ganz seinen Glanz verlieren, und wenn ich in zehn und zwanzig Jahren mit anderen Ansichten, anderen Erfahrungen, anderem Lebensgefühl als heute durch die Welt reisen werde, so wird es schließlich doch wohl im selben Sinne geschehen wie heute, und es wird mir, über alle Verschiedenheit und reizvolle Gegensätzlichkeit der Länder und Völker hinweg, immer mehr und immer klarer der einheitliche Sinn alles Menschentums entgegentreten.

Aus Hermann Hesse „Bilderbuch"

JULIUS HIRSCH

Bemerkungen zum Weltkohlenproblem

Wenn uns jemand vor drei oder vier Jahren gesagt hätte, daß wir heute in einem solchen Kohlenüberfluß in der Welt leben würden, daß niemand weiß, wohin mit der allzu reichlich zur Verfügung stehenden Kohle, so wäre die Antwort bestenfalls ein ungläubiges Kopfschütteln gewesen. Obwohl wir alle in den letzten Jahren sehr vergeßlich geworden sind, kann doch die furchtbare Zeit der Kohlennot noch nicht aus dem Gedächtnis geschwunden sein, die jeden Einzelnen in Deutschland zur höchsten Sparsamkeit zwang und die die deutsche Reichsregierung mehrfach in die Notwendigkeit versetzte, die Eisenbahn wochenlang stillzulegen, um nur die nötigsten Kohlen zu transportieren (1919 und 1920).

Wir haben damals Arbeiter in großer Zahl neu in die deutschen Kohlenbergwerke gebracht, etwa 200000 Mann, mit Angehörigen wohl 1 Million, das heißt die Bevölkerung einer ganzen Provinz. Sie wurden «neu» hineingebracht und gerufen «in den deutschen Bergbau», und nun erlebten wir es, daß Tag für Tag von diesen neu in den Bergbau Gerufenen Tausende und aber Tausende aus dem Schacht emporsteigen mußten, keine Arbeit mehr fanden und daß sie so das drückend große Heer der Arbeitslosen vermehrten. Und nicht nur in Deutschland. Das älteste Industrieland der Erde, Großbritannien, hat eine Kohlenkrisis, die dem Ausmaße nach entschieden noch schlimmer ist als die deutsche.

Es ist offensichtlich, daß die Frage der Weltkraftstoffe, dieses schwerwiegende Problem des modernen Handels, über den Rahmen des reinen Warenumschlags weit hinausgeht. Es ist ein Weltwirtschaftsproblem ersten Ranges.

Das enorme Anwachsen im Kohlenverbrauch der Welt ist nur das sichtbarste Zeichen des unvergleichlichen Wirtschaftswerdens der letzten drei Generationen, das keine frühere Zeit auch nur geahnt hat. Zur Zeit von Schiller und Goethe hat England im ganzen Jahr 10 Millionen Tonnen Kohle gefördert, und das war das weitaus meiste, was damals überhaupt auf der Erde gefördert worden ist, und augenblicklich werden über 1200 Millionen Tonnen gefördert, also ungefähr das Hundertzwanzigfache dieser Zahl. Wir hatten bis zum Weltkriege hin ein außerordentliches Anwachsen der Förderung und der Nachfrage nach Kohle, und sie bedeutete eine direkte Arbeitsgelegenheit für etwa 6 Millionen Menschen und eine indirekte für noch sehr viel mehr. Sie bedeutete für den Welthandel über die Meere das größte Transportgut überhaupt, und für

Großbritannien bedeutete die englische Kohle vier Fünftel der Mengen, die es überhaupt in die Welt hinaussandte. Was die wenigsten Deutschen beachten: Der Menge nach betrug auch in der deutschen Ausfuhr die Kohle der Vorkriegszeit beinahe die Hälfte, dem Werte nach freilich im ganzen nur 5 Prozent. So hat die Kohlenindustrie der ganzen Welt bis zum Weltkriege hin fast 100 Jahre lang als selbstverständliche Grundlage ihres Arbeitens überhaupt eine große Ausweitung von Jahrzehnt zu Jahrzehnt vorausgesetzt, von 1900–1913 hat sie sich noch einmal fast verdoppelt, sie war geradezu auf diese Ausweitung eingestellt, und nun kommt der Rückschlag. Er kommt mit einer Plötzlichkeit, die niemand erwartet hat.

Der Kohlenbergbau der ganzen Welt steht in einer schweren Krise, und diese ist verursacht «durch die Tatsache», daß der Kohlenverbrauch nicht etwa kleiner geworden ist, sondern nur viel langsamer wächst als einst. Die Ursachen für die Verringerung des Kohlenmehrverbrauchs liegen nicht etwa in einer Verringerung des Zuwachses an Menschen; auch nicht in einer Verringerung ihres Anspruchs an Kraft, sondern sie liegen in viererlei:

1. In dem Vordringen des Petroleums als Kraftstoff,
2. in dem Vordringen der sogenannten weißen Kohle, das heißt der Elektrizitätsgewinnung aus Wasserkraft,
3. und ganz hauptsächlich im Rückgang und Nichtweiterwachsen des Eisenverbrauchs der Welt,
4. in der Sparwirtschaft, die bei der Kohle selbst eingetreten ist.

*

Arthur Holitscher mit chinesischen Arbeitern auf der Fahrt von Hongkong nach Canton

Alexander Lernet Kolemia

Von vielen Seiten her wird also die Kohle eine Weile lang in ihrer Wirksamkeit bedroht, sicher nicht für die Ewigkeit, nicht einmal auf sehr lange Dauer. Denn der Bedarf der Menschheit nach Kraftstoffen wird weiter wachsen, er hat sich nur eine Weile lang mehr an der flüssigen Kohle, mit Petroleum, an der weißen Kohle und an der Braunkohle befriedigt. Aber freilich, für die nächsten Jahre ist das ein geringer Trost. Wir haben eine Arbeitslosigkeit an Bergleuten, die in allen Ländern zusammen sicherlich über eine halbe Million Menschen beträgt, die Einführung der Maschinenarbeit im Bergbau geht ziemlich schnell voran, und das bedeutet dort zunächst auch Menschenersparnis. Von Amerikas Kohle schafft der „mechanische Kohlenhauer", der coal cutter, in Bergmannsdeutsch die Schrämmaschine, schon 70 Prozent, in England 20 Prozent, in Deutschland begann er später, aber dringt ungemein schnell vor. Für England kommen noch einige besondere Unannehmlichkeiten hinzu: Die deutschen Reparationslieferungen an Kohle sind für England, unseren Hauptkonkurrenten auf dem Weltkohlenmarkt, natürlich keine Annehmlichkeit. Für jede Tonne Kohle, die wir in solchen Fällen liefern, in denen sonst England der Lieferant gewesen wäre, muß ein englischer Bergmann arbeitslos feiern, und die englische Regierung muß ihm noch die Arbeitslosenunterstützung dazu bezahlen, und das sind drüben so etwa durchschnittlich wöchentlich 25 Mark für ein Ehepaar.
Auch wir leiden unter der Veränderung des Weltmarktes am Leibe unserer Arbeitslosen in den Kohlenrevieren. Wir haben sie einst aufgefordert, dorthin zu kommen. Nun werden sie arbeitslos. Wir leiden an der verringerten Absatzmöglichkeit am Weltmarkte, und die Reparationskohle, die wir

liefern, ist uns nur sehr teilweise ein Trost. Gewiß, es ist besser, mit der Arbeitskraft solcher Menschen Reparationen zu leisten, die sonst arbeitslos wären; noch besser aber, wenn aus Überschüssen bezahlt werden kann, die ein vollbeschäftigtes Volk aus dem Ertrag seiner vollgenutzten Arbeit zieht.

So sind die Fragen des Weltkohlenproblems auch durchaus und sogar in erster Linie deutsche Fragen. Die Sorgenfrage von einst, ob die Kohlenvorräte dieser Welt sich einmal erschöpfen werden, die brauchen wir uns vorerst nicht zu stellen. Unter der Erde ruht noch ein solcher Vorrat an Kohle, daß wir z. B. schon für England annehmen können, daß er für ungefähr 700 Jahre reicht. In Amerika ist der Vorrat noch unverhältnismäßig viel größer. Beim heutigen Verbrauch würde er noch für mehrere tausend Jahre reichen. Für die Nachkommen in jenen Zeiten brauchen wir uns wirklich keine Sorge zu machen. Denn schon lassen uns Physik und Technik noch ganz andere Möglichkeiten der Kraftgewinnung ahnen. Viel eher wird sich einmal in nicht zu ferner Zeit die Erschöpfung der Erdölvorräte fühlbar machen, und dann tritt das andere Problem, von dem ich schon sprach, in eine andere Beleuchtung: Nämlich die Frage der Erdölgewinnung aus Kohle selbst, der Verflüssigung der Kohle, oder aber die andere, die in der übrigen Welt noch kaum beachtet wird, in der aber Deutschland anscheinend schon bedeutsame Schritte weiter getan hat, der Antrieb der Motoren durch Verstaubung der Kohle.

Je mehr die besten Quellen des Erdöls sich erschöpfen, desto teurer muß es im Verhältnis zur Kohle werden, desto leichter wird jeder Bruchteil eines Pfennigs an Kosten tragbar, der bei der Umwandlung der Kohle in Flüssigkeit entsteht. England hat berechnet, daß die ganze Arbeitslosigkeit seiner

Bergarbeiter in dem Moment schwindet, in dem es das Petroleum, das es jetzt aus aller Welt zu den britischen Inseln fährt, bei sich selber herstellen kann. Es scheint, daß unsere deutsche Industrie hier der englischen etwas voraus ist. Gelingt das, so würde die deutsche chemische Industrie zum zweiten Male eine Großtat vollbracht haben, für die wir ihr zu danken haben. Denn daß wir alle nicht in noch viel größere Not zum bittern Massenhunger gekommen sind, das verdanken wir ja auch der chemischen Industrie, die uns ein wichtiges Erzeugungsmittel für Brot, den künstlichen Stickstoff, geschaffen hat und dadurch die Möglichkeit, mehr Menschen auf der uns verbliebenen deutschen Erde zu ernähren als vorher. Würde eine wirtschaftlich tragbare und nützliche Umwandlung der Kohle in Erdöl bald gelingen, so könnte Deutschland bei dem Kampf der Weltkraftstoffe miteinander aus der passiven Rolle, zu der es jetzt verurteilt ist, wieder in eine viel mehr aktive eintreten, so wie ja Deutschlands Wirtschaftskraft überhaupt sein wichtigstes Aktivum ist, das es gerettet hat und weiter verstärken muß.

Aus Julius Hirsch „Neue Handelsprobleme"

ARTHUR HOLITSCHER

Besuch bei Gandhi

Gandhi ist ein mittelgroßer, schmächtiger Mann mit kleinem Kopf auf dünnem Halse. Der Körper ist jetzt infolge der anstrengenden Fahrt durch das Cutch-Gebiet besonders abgemagert. Gandhi trägt einen kurzen Lendenschurz aus weißer Leinwand, ist im übrigen vollkommen nackt. Der Oberkörper tief braun, der Brustkorb mäßig gewölbt, mit dünnem,

schwarzem Haarwuchs. Hände und Füße sind von etwas hellerer Färbung. Das Gesicht zeigt eine breite, abgeplattete Nase, die den kurzgeschnittenen Schnurrbart über den breiten, dünnen Lippen halb verdeckt. Die Kinnpartie ist klein im Vergleich zur oberen, voll entwickelten Hälfte des Gesichtes. Im Unterkiefer fehlen die mittleren Zähne. Die Stirn ist nicht auffallend, wie überhaupt an der ganzen Gestalt, an dem ganzen Gesicht, das nicht schön genannt werden kann, nichts Auffallendes zu bemerken ist. Die sehr großen, doch normal gebildeten Ohrmuscheln stehen weit vom Schädel ab. Die linke ist oben, nahe beim Rande, durchbohrt. Dort hat Gandhi als Kind den bei den Hindu üblichen Ohrring getragen. Das Haupthaar ist – bis auf die einzige lange Haarsträhne, die jedem gläubigen Hindu vom Hinterhaupt herabhängt – wegrasiert. Die Augen blicken sanft, schwarz in gelblichem Schimmer, fast in jugendlicher Frische, das ist das Charakteristische an der sonst so unauffälligen Erscheinung: ein jugendlich frisches Leuchten über dem Gesicht des Sechsundfünfzigjährigen. Seine Stimme ist angenehm, ohne sonoren Klang. Er spricht in sehr gutem, gewähltem Englisch. Ein gütiges, oft naives Lächeln belebt das Gesicht, wobei die Zahnlücke zum Vorschein kommt. Wenn das Gespräch auf heitere Dinge kommt, ein herzliches, halblautes Lachen. Keine Zurückhaltung, ganz freies, ungezwungenes Wesen, ohne „Würde"; hie und da kleine, wie erläuternde, formende Bewegungen der Hände; Verlangsamen der Worte, sobald ich etwas aufschreibe; freundlich wartender Blick, vorgeneigter Kopf, wenn ich spreche.

Wir sprechen über eine Stunde lang. Mein Begleiter, die beiden Schüler des Mahatma, auf dem Boden derweil ohne Regung, ohne Laut, wie erstarrt.

Die Briefe, Telegramme liegen unbeachtet da. — Nachher bedient sich Gandhi einer Hornbrille zum Lesen; beim Schreiben — mit der linken wie mit der rechten Hand — eines Füllfederhalters. Die ganze Zeitlang sitzt er mit untergeschlagenen Beinen hinter dem niedrigen Schreibpult auf der Matratze, sein Lendenschurz bedeckt den Unterleib vom Nabel bis an die Knie. Die Schüler tragen weiße Jacken, das weiße, um die Beine geschlungene Tuch, die weiße Kappe, die die Anhänger Gandhis in ganz Indien als solche kennzeichnet — es ist die Sträflingskappe, die der Mahatma im Gefängnis trug. —

Ich habe sofort nach seinem Eintreten, sofort nachdem wir uns die Hände gereicht haben, Kontakt mit ihm, obzwar eine ganze Weile vergeht, ehe ich zu sprechen imstande bin.

Dies ist, was ich zu sagen habe: die Völker Europas haben aus dem Kriege keine Lehre gezogen. Den Völkern Europas ist der Glaube abhanden gekommen. Sie glauben an nichts. Gott hat sie verlassen. Die Völker des Ostens, deren Leben durch die Religion bestimmt ist, sind durch den Krieg aufgewacht. Die Freiheitsbewegung von Marokko bis China ist Beweis. Es gibt in Europa wohl eine Bewegung, die eine religiöse Bewegung genannt werden kann: es ist der Kommunismus. Doch sie wird verkannt, mißdeutet, und zwar, was am schmerzlichsten zu beobachten ist, von den Leuten, die sich als die reinen Demokraten ausgeben, die aber an einem leeren, formalen, seelenlosen Begriff der „Demokratie“ festhalten, im Kommunismus nur die Methode, die zu seiner Herbeiführung dienen soll, die Diktatur des Proletariats, zu erkennen behaupten und die, wie bei uns in Deutschland, wohl die Tatsache nicht leugnen, daß es eine von Proletariern geschaffene Revolution war, die die feudale Herrschaft

des Kaisers umgestoßen hat, jetzt aber der Bewegung ein „Halt!“ zurufen, weil sie sich den Genuß der Früchte dieser Revolution nicht gefährden wollen. Verzweiflung an dem Prinzip der Demokratie, an der Haltung des von der bürgerlichen Demokratie infizierten Sozialismus, an dem Pazifismus, der zu feig ist, zu Ende zu denken, das ist es, was den Europäer aus Europa treibt. Was soll man tun? Was soll geschehen?
Der Mahatma hat mir zugehört und sagt: „In Europa wartet jeder mit der Reform seiner eigenen Zustände, bis alle anderen bekehrt sind. Man will gern abrüsten, aber vorher sollen alle anderen abgerüstet haben. Keiner will es sein, der der Katze die Schelle umhängt. Ich glaube: ich selber muß mit Abrüstung beginnen, ehe ich es den anderen zumuten darf, daß sie ein Gleiches tun. Dieser Tage erhielt ich aus Polen den Brief eines Professors, der mir schreibt: meine Lehre (Gandhi sagt konsequent „my preachings“, meine Predigten) könne in Indien vielleicht befolgt werden, für Europa aber, wo jetzt jeder gegen jeden sei, sei sie unmöglich. Ich aber bin der Ansicht: ihre Anwendbarkeit für Europa, für die ganze Welt ist über jeden Zweifel erhaben.“
„Ihre Lehre“, bemerke ich, „setzt wie die Lehre des primitiven Urchristentums günstige Bedingungen der Rasse, des Klimas, der Bedürfnisse voraus. Sie kann schwerlich in großem Maßstabe, von vielen Menschen befolgt werden, wenn diese Vorbedingungen fehlen. Der Hinduglaube, die Milde des Jain, seine Liebe zum Tier, die verminderten Bedürfnisse, durch die Gunst des tropischen Klimas bedingt: Nahrung, Kleidung, Behausung auf ein Minimum reduziert! – unser Norden dagegen fordert warme Kleidung, Fett für den frierenden Körper, ein Dach über dem Kopf – durch Vermehrung der Lebensnotwendigkeiten erhöhten Kampf ums Dasein ...“

„Ich glaube an absolute Einheitlichkeit der menschlichen Natur. Wenn in Europa Schwierigkeiten für die Befolgung der Gewaltlosigkeit bestehen, so sind sie gewiß nicht im Klima begründet: der Hindu ermangelt des Selbstvertrauens, daher das übermächtige Festhalten an seinem Glaubensbesitz; dasselbe kann man vom Europäer nicht sagen: der Europäer hat Selbstbewußtsein und kann daher die Doktrin (der Gewaltlosigkeit) bewußt befolgen. Was Europa fehlt, ist die lebendige Verkörperung der Doktrin – ein Mensch, der sie in jeder kleinsten Einzelheit seines Lebens lebt."

„Einen Menschen gab es," sage ich, „der eine für Europa anwendbare Doktrin auf diese Weise gelebt hat: Lenin. Heute, am 7. November, schwingt in Millionen junger, gläubiger Menschen der ganzen Welt die Begeisterung für seine Lehre und für sein Leben, das ebenfalls das Leben eines Armen, sich Offenbarenden, eines Befreiers war. Ich kenne Ihre Meinung, Mahatma, über den Bolschewismus ..."

„Können Sie mir sagen, was der Bolschewismus Gutes oder Großes geleistet hat?"

„Um nur eines zu nennen: im Südosten Rußlands gab es unter den Zaren die wildesten Religionsfehden zwischen den zersplitterten Völkerscharen – sie haben seit der Novemberrevolution aufgehört. – Die Kasten, die Klassen, die ‚Untouchables' – jede bürgerliche Gesellschaft hat ihre ‚Untouchables' – haben in Rußland aufgehört oder sind doch im Schwinden begriffen. Es ist das Werk Lenins ..."

Nun sagt der Mahatma etwas Seltsames: „Was ich predige, ist revolutionärer Evolutionismus. Die Lehre des Bolschewismus beruht auf Absolutismus. Aus Absolutismus aber führt kein Weg heraus. Das einzige Hindernis zur Erreichung meines Zieles liegt in mir selbst. Wenn es mir gelänge,

das volle Maß von dem zu erreichen, was ich von mir fordere – ich würde nicht verzagen. Aber ich verzage ja auch nicht, obzwar ich das volle Maß nicht erreiche."

„Wie wollen Sie dem Kapitalismus beikommen, dem Grund des Übels, ohne ihn gewaltsam zu zerstören? An ihm geht die Welt zugrunde. Ich sehe keine Methode."

Nun gebraucht der Mahatma ein Gleichnis, das er, so glaube ich, öfter schon gebraucht haben muß, dem man in seinen Schriften begegnet (das vielleicht ein geheiligtes Symbol des Hinduglaubens ist), wenn von irgendeinem Bösen, einem Erbfeind der Menschennatur, dem Zerstörungswillen, der Mordsucht, dem Instinkt der Ausbeutung des Nächsten die Rede ist:

„Mein Glaube verbietet es mir, eine Schlange zu töten. Damit ist aber nicht gesagt, daß es mir verboten ist, zu erschrecken, wenn ich einer Schlange ansichtig werde. Ich werde mit ihr nicht spielen, sie nicht liebkosen, aber ich werde ihr das Vertrauen zu mir beibringen, daß ich ihr nichts zuleide tue, und sie wird mich verschonen. Dadurch, daß ich den Kapitalismus zerstöre, verändere ich nur seine zeitliche Form – sein Wesen aber kann ich zerstören, indem ich ihm keinen Widerstand entgegensetze."

Und nach einigem Nachdenken: „Das Böse nährt sich vom Guten. Aus sich selber hat es kein Leben." Wörtlich übersetzt: Man muß das Gute verfälschen (etwa wie man ein Nährmittel fälscht) – um seinen Nährwert dem Bösen zu entziehen. –

Ich erwähne die Rote Armee, die ein Instrument gegen den Militarismus, gegen den eroberungssüchtigen Imperialismus der kapitalistischen Völker ist. Der Mahatma erwidert: „Ich kann das nicht einsehn. Kanonen vergrößern nur die Zahl der Kanonen. Sicher ist es, daß heute die auf Zerstörung

bedachten Energien der Menschheit größer sind denn je – wenn aber ein Mann seine ganze Seele gegen diese Aktivität stemmt, so wird er diese Zeit zähmen!"

Ich erlaube mir nun eine Bemerkung in bezug auf den Rückzug des Mahatma von der Politik der Non-Cooperation, den ich seiner Sorge um das gefährdete Leben seiner Anhänger zuschreibe. Die traurigen, blutigen Ereignisse des Jahres 1921, erst in Assam, dann in Bardoli bei Bombay, zuletzt in Chauri-Chaura (die man in Rollands Gandhi-Biographie nachlesen mag), hatten ihn ja, wie es historisch feststeht, zur Aufgabe der Parole „Civil Disobedience", Gehorsamsverweigerung gegenüber den Behörden, bestimmt.

„There is no such thing as dying." – „Leiblicher Tod ist kein Argument. Alles ist nur eine Frage der Zeit. Ich nähre den lebendigen Glauben an den endlichen Sieg der Non-Cooperation, obzwar soviele Anhänger dieser Doktrin heute Cooperators geworden sind, aus einem oder dem anderen Grunde. Als ich aus dem Gefängnis kam, sah ich ein, daß die Organisation einiger Landesteile zur Durchführung der Non-Cooperation nicht Stich hielt; sie war erst zu schaffen (Gandhi meint hier moralische Organisation durch vorbildliche Menschen); wenn es aus nationalen Gründen eine Notwendigkeit war, die Non-Cooperation für eine Zeit aufzugeben, so hege ich die sichere Hoffnung, daß ich die Nation eines Tages mit der Idee der Non-Cooperation aufs neue infizieren (wörtlich!) werde."

„Dasselbe hoffen die Bolschewisten, wenn sie erklären, daß sie im geeigneten Augenblick der neuen ökonomischen Politik den Hals umdrehen und den Kapitalismus aus Rußland definitiv verjagen werden."

„Ein Geist, der von der Wahrheit erfüllt ist, darf das Unvermeidliche zugeben und muß sein Handeln auf das Endziel richten. Sie werden sehen," sagt der Mahatma, „wie düster auch die Aussichten heute sind, eines Tages wird Europa von selber zur Ahimsa (Ablehnung der Gewalt) gelangen; es wird dorthin gestoßen, geschwemmt werden, wie es zur Satyagraha, der Ausscheidung des Bösen aus dem öffentlichen Leben der Völker, gestoßen werden wird. Die Völker müssen dahin gelangen, oder sie werden vernichtet werden, untergehn."

Aus Arthur Holitscher „Das unruhige Asien"

JOHANNES V. JENSEN

Jensen führt uns den ewigen Seher und Sänger Norne-Gast vor Augen, der mit seinem erkennenden Blick die materielle Bezwingung der Erde in ihrem Wandel durch die Jahrhunderte begleitet und ihr dadurch erst seelische Existenz und wahre Dauer bereitet. Der Dichter beschließt die Erzählung mit einigen Gesängen, die er Norne-Gast in den Mund legt. Einen davon bringen wir hier zum Abdruck.

Die nordische Frau

Am Morgen der Zeiten,
als Mann und Weib erschaffen wurden,
gab es den Tod nicht in der Welt.
Da wurde aus Torheit der Totschlag geboren.

Vom Wolf lernten Männer Schuld,
und blutig wurde ihr Tod.
Im Käfig aber saßen Frauen
und säugten Kinder.

Duftende Kühe
von Bauerntöchtern gemolken,

schönen, sanften,
mit Milch an den Händen.

In regenkühlen Wäldern
wachsen die Schlanken,
wie Regen die Wange küßt,
und wie wilde Rosen.

Blau ist das Auge
wie blanke Seen,
nie hat Ehrlichkeit
besseren Ausdruck gefunden.

Ja, ich schwur mir,
wenn sie mich ansah,
solch blaue Einfachheit
nie zu verraten.

Lieblich das Haar
wie reiche Lichtquellen;
mit Fleiß verfing ich mich
in deine blonden Zöpfe.

Wiehert das wilde Fohlen
auf Frühlingsweiden,
gedenke ich deines Lachens,
einen froheren Mund gibt es nicht.

Mädchenhaften Frohsinn
empfingst du als Nornengeschenk,
denn das hab' ich erfahren: Schönheit
und Fröhlichkeit gehen vereint.

Wie wachsende Kräuter
Ur-Wunder entfalten,
so funkelst du von Verstand,
woher bekamst du ihn, Weib?

Einen Abgrund von Güte
birgst du im Herzen!
Die gefesselte Wärme der Welt
ruht in dir, Freundin.

Das will ich bekennen:
nie sah ich ein Weib,
ohne daß das Blut mir begehrend
zum Herzen drang.

Das Leben aber war nicht lang genug,
selbst mit seinen Nächten nicht,
um mit der Liebe einer Einzigen nur
zu Ende zu kommen.

Gefangener blieb ich für ewig
in deinen schönen Armen,
so lieblich war dein Wesen,
so unvergänglich deine Schönheit.

In regenkühlen Wäldern
finde ich deine Seele wieder,
die wilde Rose,
dein Ebenbild, Freundin.

Ach, das Haselgebüsch –
wir nippten dort anderes als Nüsse;
trautere Kammer umschloß mich dort
als das Laubdach.

Immer möchte ich wandern
in freundlichen Wäldern.
Berg' ich mich in deinen Armen,
taukühles Dänemark!

Aus Johannes V. Jensen „Norne-Gast"

ALEXANDER LERNET-HOLENIA

Boris Godunow meditiert

BORIS GODUNOW *liegt mit geschlossenen Augen:* Die Könige, die müßte man selten werden lassen. Es sind zu viele Könige in den Köpfen der Leute. Es denkt einer so hin, und es fällt ihm ein: ein König. Die Leute, die lieben sich untereinander, fallen in Ohnmacht, wenn man Hühner schlachtet, werden wahnsinnig, wenn ihnen ein Kind stirbt. Aber die Könige sind ihnen vogelfrei. Sie denken sich Schlachten aus, da findet die Könige keiner, wochenlang nicht. Sie denken: jetzt haben sie schon kein Gesicht mehr. Sie heben sie auf, da, da, da, *im Takt*, da fahren Ratten heraus, die haben in ihrem Bauch genistet. Und der Samt fault ins Fleisch, und es steht Kot in den Kronen. Nur die Zähne sind noch schön; und das ungestohlene Gold der Sporen dauert noch lange. Würfe man alle Könige, die sie in ihren Hirnen erschlagen haben, übereinander, der Haufen täte bis zum Mond reichen. – Meine Gedanken sind abgerissen, es ist ein leerer Raum zwischen meinem Hirn und meinen Gedanken, sie hangen noch im Schädel, wie Haare, nur nach innen. Die Gedanken, die sind ganz weiß. Wenn ich meine Augen dort hätte, ich sähe sie sich winden, oben im Schädel, wie weiße Maden. *Er schlägt seine Augen auf.* Die Leute kommen einem aus der Hand, ich kann sie nicht halten. Sie haben immer den Tod zu nah. Hinter dem Tod ist ihr Himmel. Der Himmel ist riesig. Er ist so groß, daß die Welt wie Staub ist an den Schuhen der Engel.

Aus dem Drama „Demetrius" von Alexander Lernet-Holenia

OSKAR LOERKE

Die Vogelstraßen

Vor vielen tausend Jahren auferbaut,
Ziehn hoch durch Luft die großen Vogelstraßen.
Den Erdball, wie ihn Ferndampf drunten blaut,
Ermaßen Flügel nur mit Himmelmaßen.

Sie sind verboten aller Menschenlast,
Verwehrt dem zwiegespaltnen Huf, der Klaue.
Kein Stäubchen lagert dort, kein Blatt vom Ast,
Und, gibt es Gott, kein Haar von seiner Braue.

Von einer solchen Straße überbrückt
Sahst du ums Haupt dir ihren Schatten stürzen.
Das Licht, das jemals unter ihr gerückt,
Sahst du erscheinen und zum Blitz sich kürzen.

Du hast die magische Figur befragt:
Als Donner schlug sie sich in träge Stücke!
Dein Magisches, dein Vogel-Leichtes jagt
Entlang die unsichtbare lange Brücke.

Des einen Endes Pfeiler steht in Frost,
Wo Moorpech quillt und Sumpfohreulen kreisen
Und Federschwänze klatschen, rot von Rost,
Entrafft der Flut voll aufgelöstem Eisen.

Des andern Endes Pfeiler hüllt Geschmeiß,
Zum Fraß gesellt, im Neide sich Gehilfe –
Doch dort ertönt ein Strom in seinem Fleiß,
Dort senkt die Vogelstraße sich zum Schilfe.

Nicht fern besteigt den klaren Bergvulkan
Ein Elefant, schaut einsam in den Krater.

Darüber sinnt der Himmel, aufgetan,
Sein Alter aus, und er weiß keinen Vater.

Und Bild um Bild erbangt nach einem Sinn
Ob Worten, die wir sonst im Sinne hatten.
Auch dies scheint Donnerrufen her und hin,
Dem Blitz vorweggenommen als sein Schatten.

Zu reisen ist der Vögel Winterschlaf,
Der schwere Frösche, Schlangen oder Bären
Im Schwebetraume nur mitschwebend traf.
O daß wir alle Vogelseelen wären!

Aus Oskar Loerke „Der längste Tag"

THOMAS MANN

bietet uns in diesem Jahre zwei neue Werke. Die Novelle „Unordnung und frühes Leid" ist von der „Neuen Rundschau" in extenso gebracht worden, die „Pariser Rechenschaft" in wesentlichen Auszügen. Wenn wir daher an dieser Stelle auf die Mitteilung einiger Textseiten aus diesen Büchern verzichten dürfen, so sind wir in der Lage, unsere Leser mit einem neuen Beitrag des Dichters (auf S. 141) zu überraschen.
Ferner machen wir darauf aufmerksam, daß soeben die 61. bis 80. Auflage des Romans „Der Zauberberg" in einer einbändigen ungekürzten Dünndruckausgabe erscheint.
Auf die beiden Neuerscheinungen möchten wir an dieser Stelle nur mit den folgenden Zeilen hinweisen:

Unordnung und frühes Leid

Diese Novelle, die nur einen Tag im Familienleben darzustellen scheint, das Fest halbwüchsiger Kinder und die Teilnahme der Eltern und der ganz Kleinen daran, hat die Bedeutung eines historischen Werkes. Zum ersten Male ist es einer Dichtung gelungen, die ungeheuren Einwirkungen des Nachkrieges auf die seelische und damit gesellschaftliche Verfassung unseres Volkes zu zeigen, wie sie wirklich war, ohne tendenziöse Verzerrung durch voreilige Hoffnungen oder Befürchtungen. Gelassen, zwar skeptisch, doch duldsam und überaus aufmerksam trägt der

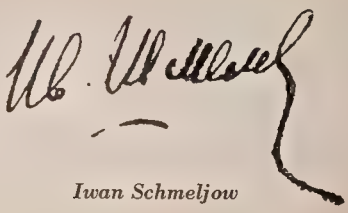
Dichter die Maske des wohlgelaunten sachlichen Zuschauers und Berichterstatters, obwohl er hinter den lästigen Alltagsnöten und ihrer Bekämpfung durch List, Leichtsinn, Fröhlichkeit und gesunden Mut die gewohnte geistige und natürliche Ordnung in Trümmern sieht. Alles das ist ihm vorübergehendes Schauspiel, während er im frühen Liebesleid eines kleinen Kindes ein Stück der ewigen Menschennatur erkennt. Die Novelle löst die schwierige Aufgabe, Realität, die sich durch ihre übergroße Nähe der vorurteilslosen Phantasie noch zu entziehen scheint, in ihrer wahren Gestalt zu entdecken und nachzubilden. Sie gehört zu den vollkommensten Meisterstücken Thomas Manns.
Das Werk bietet sich dem Auge als ein entzückender Band dar, der von Jakob Hegner in einer alten Bessemer-Kursiv sorgfältig gedruckt und von Karl Walser vielfarbig geschmückt wurde.

Pariser Rechenschaft

Thomas Mann schildert hier neun erlebnistiefe Tage, die er als gastfreundschaftlich und ehrenvoll aufgenommener Repräsentant der deutschen, ihrer Verantwortung bewußten Dichtung in Paris zubrachte. Eine dichtgedrängte Schar von Vertretern des französischen Geistes umgibt ihn: Dichter, Kritiker, Journalisten, Politiker, Gelehrte, Studenten, Männer und Frauen der Gesellschaft. Auf beiden Seiten ist man bestrebt, die Gelegenheit zu herzlich aufmerksamer und offener Aussprache zu nutzen, ihr eine so festliche wie freimütige und wesenhafte Form einzuprägen und möglichst viel von der inneren Wirklichkeit der beiden Länder zu bieten und zu empfangen. Wenn Thomas Mann leidenschaftlich den Frieden und die Freundschaft der Völker erhofft, so hat er dabei den Erlös der langen Übung seines Gewissens und seiner Skepsis nicht daheim gelassen, und auch bei seinen Partnern findet er den Willen zu parteiisch nicht gebundener Freiheit und Eigenart, zu einer Gerechtigkeit aus vorurteilsloser Erkenntnis, zu einer reinlichen Wertung des seelischen Ranges und der Selbständigkeit. Man gelangt zu der Übereinkunft, daß einer gewissen Germanisierung des französischen Geistes eine ebenso wahrnehmbar fortschreitende, wenn auch ebenso bedingte Verwestlichung des deutschen Sinnes entspreche. Außer den Franzosen befinden sich auch deutsche Landsleute, Russen, Italiener, Amerikaner, Asiaten unter den Zuhörern und Unterrednern, und so ergibt sich in dieser anmutigen „Pariser Rechenschaft" eine Inspektion des gesamtgeistigen Bestandes der Welt.

Jacob Paludan

Choumoff, Paris



Iwan Schmeljow

SOPHUS MICHAELIS

Das Himmelsschiff

Vielleicht ist der Traum einer Fahrt nach dem Mars noch nie so schön geträumt worden wie von Sophus Michaelis in seinem Roman „Das Himmelsschiff". Er bedenkt alles, und alles zur rechten Zeit: Die physikalischen, die technischen, die seelischen Voraussetzungen. Phantastik sei das Gegenteil von Phantasie, hat Hebbel einmal scharfsinnig festgestellt — hier bleibt die Phantasie eine logische und straffe Führerin bei dem abenteuerlichen Wagnis der Fahrt ins Weltall. Als die Passagiere ihr Ziel erreicht haben, finden sie auf dem fremden Planeten ihre irdischen Ideale verwirklicht: wir sehen, die Sehnsucht nach Völkerfrieden und höher entwickelter Menschheit war die Triebkraft des Himmelsschiffes. — Eine Reflexion von unterwegs:

Wir befinden uns in einem Übergange, wir sind in dem Limbus, wo die Geister in Gewahrsam sind. Wir rechnen nicht mehr mit der Erdzeit. Wir haben uns eine Marsuhr konstruiert, die noch nicht gilt. Wir sind das erstemal mitten in der zeitlosen Ewigkeit. Wir schmecken die vierte Dimension. Wir genießen den Rausch, von dem wir oben auf der Erde nur blitzartig eine Ahnung erhielten. Auch Sie haben ja einen einzigen Augenblick bemerkt, daß die Zeit etwas Irdisches war, eine Einbildung, eine planetarische Halluzination. Wir waren gewohnt, Morgen und Feierabend und Tag- und Nachtgleiche und Mittsommer und Neujahr zu halten und unser Dasein in eine arme Spanne des Sonnenjahres einzuteilen, ohne zu bedenken, daß die Zeit ein subjektiver Irrtum ist, ein ewiges Elastikum, das ein ganzes Leben in einen Augenblick zusammenschrumpfen oder einen Moment in das Unendliche verlängern läßt. Wir konnten uns die Zeit wie eine Hölle der Langenweile vertreiben oder eine Sekunde mit einem Gefühle der Ewigkeit erfüllen. Wir bildeten uns ein, in einer Welt mit gleicher Zeit zu leben und daß es für

das Universum eine Normalzeit, ein gemeinsames Tempo, einen gleichzeitigen Puls gäbe. Und dann ist die Wahrheit die, daß die Zeit nur die tickende Uhr in unserem eigenen Herzen ist. Alle diese Weltkörperuhren gehen verschieden und lassen sich nicht von einem Kaiser Karl dem Fünften regulieren, um gleich zu gehen. Alle Zeit, außerhalb unserer selbst, ist nur der Wellenschlag von Strömen, die uns aus unermeßlichen Tiefen entgegengetragen werden – wir messen die schwindelnden Begriffe, die Lichtjahre, nach unserem eigenen kleinen Sonnenjahr, und selbst unser Gedanke braucht Jahre, um zwischen Sternen zu fliegen.

Aus Sophus Michaelis „Das Himmelsschiff"

GEORGE MOORE

Pariser Geschichten

Der Dichter hat seine Jugend in Paris verbracht und ist zum Troubadour dieser Stadt des Lichtes geworden. Paris – Kunst – Frauen – heißt der Dreiklang der neuen Geschichten, die wir in der einfühlsam das Original nachzeichnenden Übersetzung von Max Meyerfeld unserer wohlfeilen Romanbibliothek eingereiht haben. Seine seelische Einstellung zum Thema Paris kennzeichnet Moore mit folgenden Worten:

Meine Sinne erwachen wieder wie früher zu allen Freuden, meine Seele ist wie nur je hingerissen von dem göttlichen Gefühl zu leben. Schon einmal hat sich meine Jugend durch deine weiße Pracht bewegt, du Stadt des Lichts, meine Träume strecken sich in der Freiheit deiner Felder aus. Jahre kommen und gehn, aber jedes Jahr seh' ich Stadt und Umgebung im seligen Frühlingsrausch. Und da ich vor dem Kuckuck wieder abreise, solange die Blüten noch helle an den Zweigen glänzen, ist es so gekommen, daß für mich Paris und der Mai eins sind.

JACOB PALUDAN

Der Strand bei Sandhagen

In Jacob Paludan lernen wir einen jungen dänischen Dichter kennen, der, wie einer der Kritiker aus seiner Heimat sagt, mehr kann, als sein Selbstporträt malen. In der Tat hat seit Jacobsen keiner so tief in die Geheimnisse der Natur geschaut. Paludan schildert ein ödes Fleckchen Nordseestrand. Eine Muschel, ein Stein, ein Stückchen Tang wird zum Erlebnis. Dazu eine Handlung von Wucht und Spannung.
Wie die Vögel gegen die Leuchtturmlaterne schwirren, um mit gebrochenen Schwingen niederzustürzen, so verlockt die Menschheit das Projekt, aus dem stillen Fischerdorf einen Welthafen zu schaffen, daß auch sie mit zerschmetterten Flügeln liegenbleiben. Aus dem Nichts heraus entsteht — in fast amerikanischem Tempo — die Stadt mit ihrem Hafen, weite Molen drängen das wilde Meer zurück, aber eine einzige Sturmnacht macht schließlich das Menschenwerk zuschanden. Oft steckt ein tiefer Humor in den Schilderungen, ein wenig bitter, man spürt reiche und nicht immer glückliche Erfahrungen, die der Autor trotz seiner Jugend mit seinen Mitmenschen gemacht hat. Und immer wieder zeigt sich, daß hier einer gekommen ist, der etwas zu sagen hat, der uns noch viel geben wird: ein Großer.

Mit den Wiesen kann der Strand nicht wetteifern. Der Sand ist unfruchtbar; blütenlose Armeleutepflanzen sind alles, was sich an ihn klammert und ums tägliche Brot bittet. Doch kann man Glück haben und die Pferdezunge (Stenhammaria) finden, ein kleines Kraut, mit hellblauer Glockenblume, ein Gast aus der Arktis, der sich überhaupt nicht südlicher als bis Sandhagen wagt. Sie ist ganz glatt; eine Botanikerlaune hat sie unter die Rautenblättrigen gereiht. — Aber der Strand hat doch etwas aufzuweisen; nirgends sind die Steine so abwechselnd und schön wie an der Westküste. Sie liegen in Haufen da und locken den Müßiggänger. Einige sind blau

wie gemaltes Porzellan, andere bestehen aus rotlila Feuerstein mit pistaziengrünen Einlagen. Einige wenige sind ziegelrot, einige weißgeädert wie feiner Marmor; andere sind grünlich wie der Tag, durch eine Woge gesehen. Man kann kreisrunde, gelbliche Steine mit schwachen grauen Streifen finden; sie gleichen dem Planeten Jupiter. Andere, rote mit speckweißen Flecken, erinnern prosaisch an Bratwürste. Viele sind geschichtet; durch einen dunkelgrauen Stein kann zart eine schöne weiße Linie laufen – ein weißes Glücksjahr in einem dunklen Feuerstein leben. Nimmt man ihn aber in die Hand, umfaßt man sogleich Jahrtausende. Am reizendsten von allen sind die weißen; der halbreine Quarz, die ärmere Schwester des Bergkristalls, hat ein inneres Spiel wie von gefrorenem Sonnenlicht. Kein Stein ist auch so tadellos in der Form wie dieser; der eine Schnitt ist ein schlankes Oval, der andere ein Kreis. Diese Form erhält kein träger Stein; sie erhält man nur, wenn man sich von den Wogen abschleifen läßt, wenn man sich wie in alpbedrücktem Schlummer von einer Seite auf die andere wirft, unaufhörlich – während Jahrhunderte sterben und Sterne droben rot und alt werden, während Kometen Jahrhunderten Besuche abstatten und zuletzt, der Wiederholungen überdrüssig, zu Sternschnuppen explodieren. In diesen Steinen liegt oft eine Erzader, die man sich als goldhaltig denken darf. Wenn der Regen die Steinhaufen feuchtet, die längst zur Unbeweglichkeit eingegangen sind, erhalten sie wieder einen schönen, jugendlichen Glanz, gerade wie der Tau die Blumen so reizend kleidet; die Tasche voll von ihnen kommt man heim, so unwiderstehlich können sie sein. Wenn sie aber auf dem Schreibtisch liegen und trocken geworden sind, sieht man, daß sie an der Oberfläche matt und verwittert sind, es sind ja nur

kleine Bruchstücke von Ruinen. Ganz oben an der schmalen Tangverbrämung kann es sich lohnen, nach Bernstein zu suchen; Bernstein ist leicht und läuft weit. Er ist das einzige am Strande, das ein bißchen Kaufwert besitzt. Daneben hat es den Wert, daß es das Sargproblem auf eine ethisch ansprechende Weise gelöst zeigt. Man kann zuweilen eine langbeinige Fliege darin eingekapselt liegen sehen und sich vorstellen, daß sie eines Tages, lange ehe der Plan, Babylon zu bauen, gereift war, einem Tropfen sonnengeschmolzenen Harzes zu nahe kam. Ein hübsches Flattern, ein kurzer Todeskampf und ein ewiger Schlaf in Schönheit; das ist die Sonnenstrahlerzählung des Bernsteins.

Gegen diese ehrwürdigen Leichen, die nur mit den versteinerten Seeigeln Erinnerungen an unter der prähistorischen Sonne begangene Leichtfertigkeiten auffrischen könnten, sind die Seesterne nur Jährlinge. Es sind nur Tage vergangen, seit sie ihre knospenbesetzten Arme im Winde wanden und ihn baten, nicht zu stark zu trocknen. Die Qualle ist sogar noch mehr zu bedauern; sie hat der Nachwelt nicht einmal ein Skelett zu übergeben. Ein Schimmer in der Sonne, eine Gespensterglocke im Wasser, mehr ist die Qualle nicht. Sie schwebt an der Grenze des Seins, ihr ganzes fließendes Leben — unkörperlich wie ein Traum, der aus einem Hirn entwichen ist. Da wurzelt die Krabbe mehr im Sachlichen. Sie ist der bittere, unsentimentale Lebenswille selbst, der mit Panzer und Klauen alles Leben aus dem Erdball herausklemmen möchte, wenn Gott sie nur ein wenig größer gemacht hätte. Wenn man ihre gebleichten Reste sieht, die noch lange nach dem Tode einem giftigen Prozeß gleichen, fühlt man sich überzeugt, daß sie keine von denen ist, die sich im letzten Augenblick bekehren lassen.

Der Tang gehört auch zu dem Leben, das dieselbe wohlbegründete Angst vor dem Trockenen hat wie vor dem Nassen. Die Sonne kräuselt den Tang wie Sägespäne, die Schwebeblasen fallen zusammen: Man sieht braune Algenarme sich an einen Stein klammern, auf den sie sich doch so fest verlassen hatten. Hält man gewisse flache Tangblätter, solange sie noch feucht sind, gegen die Sonne, so erscheint sie klein, braungrün und sehr fern – die Tiefseesonne, die man nicht kennt. Andere Tangstücke gleichen Zweigen, fortgerissen aus dem Hochwald der Tiefsee durch lautlose Unterseestürme, die die aufgeschwemmten Reste soviel von den Geheimnissen der dicken Wassermassen ausschwatzen lassen.

Zu dem Zeitpunkt, wo man sich den Touristen den Strand entlang wandern denkt, also immer noch, ehe die große Veränderung kommt, wird er über einem Hange einen Signalmast bemerken, der bei gutem Wetter nichts äußert, als daß hier ein Ladeplatz ist. Zieht aber ein Sturm auf, so zeigt er mit einem hochgehißten Korbe Unruhe an. Zwei Körbe bedeuten: „Kommt zurück!“ Und drei erzählen, daß das Rettungsboot unterwegs ist. Die drei Körbe sind für diesen und jenen das Letzte gewesen, was er an der Küste dieses Lebens sah.

Auf dem Ladeplatz hat man auf mit Zement gefülltem Boden eine Art Buhne gebaut, ein Arrangement, das jedoch nur der reine Spott auf seinen Namen ist. In ihrem Schutze – wenn man von Schutz hinter Nußschalen reden kann – liegen acht bis zehn Kutter und ein paar offene Boote. Die Stelle bringt sich bei Seewind lange vorher in Erinnerung durch einen Duft, der reichlich schlimmer ist als der von verfaultem Tang. Fischkadaver riechen nämlich schlimmer. Je höher man im biologischen System

kommt, desto fauler ist der Leichengeruch, das ist die unheimliche Wahrheit. Gegen ein krepiertes Kalb ist Fischgeruch das reine Veilchenparfüm. Das letzte Glied in der Reihe mag der hinzufügen, der keine Illusionen nötig hat.

Die Boote an Land zu schaffen, ist eine Sklavenarbeit. Die Brandung, deren Abschied von den Booten in Form von zwei oder drei Maulschellen erfolgt, hilft ihnen auf die schwache Böschung des Sandes; man springt heraus, befestigt eine Leine am Bug, zwei kämpfen mit dem Boote, zwei andere drehen die Winde, um die die Leine gewickelt ist. Und mit Schneckenfahrt geht es den Sand hinauf. Zuzeiten, wenn die Netze voll sind wie das des Apostels Petrus, werden die Fische in Kisten verpackt und baldigst in Eiswagen weitergeschickt, was übrig bleibt, wird zu den Salztrögen der Bauern gefahren und gegen Waren eingetauscht. Ein weiterer Überschuß wird hier am Strande zu späterem Gebrauch in große Fässer geworfen. Die Frauen helfen beim Packen. Da gibt es Leben hier, und die Schuppen funkeln. Was verworfen wird, muß allein auskämpfen, bis die Kiemen voller Sand sind. Für die Stummen gibt es keine Gnade. Dem Rochen werden sofort die Eingeweide herausgeschält und in einen Teich geworfen. Sie sind es, die so kräftig riechen. Da liegen kleine Fische und die von den Raubtieren des Meeres, die die Fische hassen. Der Teich ist blau und rot und gärt, wenn die Sonne glüht. Die Ekelhaftigkeit des Erschaffenen schreit zum Himmel. Häute werden gesprengt, Augen rollen heraus, Blutwasser sickert aus einem klaffenden Maul. Dieser Teich gleicht einer gebrauchten Palette, auf der die Farben des Lebens von einem gleichgültigen Pinsel durcheinander gemengt sind. Aus dem Formlosen steigen hie und da die verzerrten Züge des Lebens, aus der Unkenntlichkeit das

qualvoll Kenntliche. Metallblaue Fliegen halten hier ihre Orgien, surren schwer und brennen dicht auf die jappende Masse, fressen . . . und ein Blutbach rinnt leise ins Meer, das alles empfangende, das immer reine.

Aus Jacob Paludan „Vögel ums Feuer"

IWAN SCHMELJOW

Iljas Kindheit

In seinem Roman „Der niegeleerte Kelch" erzählt der große russische Dichter, den wir mit seinem erschütternden Werke „Die Sonne der Toten" eingeführt haben, die erregende und tiefsinnige Geschichte eines leibeigenen Heiligenbildmalers in dem innigen und verklärten Ton der Legende. Der goldene niegeleerte Kelch auf Iljas letztem Muttergottesbilde ist das Symbol unerschöpflicher Erlösung und Freude, deren Erlebnis der arme fromme Künstler als Sinn seines an Schmerzen und Sehnsucht, Liebe und Andacht reichen Wandels erkannt hat.

Ilja war der einzige Sohn eines zum Hofgesinde gehörenden Leibeigenen, des in seinem Handwerk geschickten Malers Terjoschka, und der fronpflichtigen Bäuerin Luscha, Tichaja – die Stille – genannt. Seine Mutter hat er nicht mehr gekannt: sie starb, noch ehe er ein Jahr alt war. Dann nahm ihn seine Tante, die armselige Viehwärterin Agafja, Kossaja – die Schieläugige – genannt, in Pflege, und so lebte er im Viehhof, zusammen mit den Kälbern, ohne jegliche Aufsicht, – doch unter Gottes wachendem Auge. Die Schweine traten ihn, und die Kälber schlugen nach ihm aus. Einmal spießte ihn gar der Stier am Hemde auf und schleuderte ihn in die Brennesseln. Aber Gottes Auge wachte über ihn, und

schon in Kindesjahren begann Ilja seinem Vater zu helfen: er rieb Farben und trug Nußbaummaserung auf Furniere auf. Doch war er ein hübscher Knabe und rotbäckig wie ein Apfel; durch die Zartheit des Gesichtes und die Augen glich er einem Mädchen, und so nahm ihn der alte gnädige Herr wegen seines angenehmen Äußeren zu sich ins Haus, damit er ihm die Pfeifen reiche und anzünde. Als aber eines Tages Ilja in der Hast die Lieblingspfeife des gnädigen Herrn – sie stellte ein nacktes Frauenzimmer dar, dem der gnädige Herr eigenhändig und unter Krächzen den Tabak in die Schenkel zu stopfen pflegte – an einem Tischbein zerschlug, da befahl der Tyrann, ihn im Pferdestall durchzupeitschen, und sagte:

„Wirst du schon spüren, du Hundesohn, wonach die Pfeife schmeckt!"

Da floh Ilja vor Scham und Angst zur Tante in den Viehhof, versteckte sich vor ihr im Viehstall unter dem Stroh und sättigte sich aus dem Schweinetrog. Doch entging er nicht der Bestrafung und wurde wieder als Pfeifenwart angestellt.

Das Gesinde nannte den gnädigen Herrn den „Hengst". Er war von hohem Wuchs, wohlbeleibt und lüstern; alle hübschen Mägde hatte er bereits bei sich im Schlafzimmer gehabt. Schon immer war er so gewesen; als er aber die Töchter verheiratet und den Sohn unter die Soldaten gesteckt hatte, da wurde er ein richtiger türkischer Sultan: das ganze Haus hatte er voller Mädchen. Unter diesen befanden sich sogar noch ganz Halbwüchsige. Ilja konnte nicht vergessen, wie einmal der Tischler Ignaschka sich mit einem Schustermesser auf den gnädigen Herrn stürzte, ihn aber nicht traf und in den Kerker gebracht wurde. Als aber der Herr zu kränkeln und die Kräfte zu verlieren begann, brachte man Mädchen

zu ihm, die man vorher auf besondere Art behandelt hatte: man sperrte sie ins Dampfbad und peitschte sie mit Strohbündeln, so daß sie in rasende Erregung gerieten und dem Tyrannen seine Kräfte wiedergaben.

Ilja wurde es schwer ums Herz, und er schämte sich, solche Dinge mitanzusehen, doch mußte er seiner Pflichten wegen beständig um den Herrn sein. Dieser verlangte von ihm sogar, daß er nackt einhergehe und fröhlich dreinblicke. Er aber bedeckte vor Scham die Augen. Da befahl ihm sein Herr und Tyrann, allerhand Unzucht zu treiben, während er selbst im Lehnstuhl saß, die Beine übereinanderschlug und die Pfeife rauchte.

Ilja war damals erst zwölf Jahre alt.

Einmal, im Sommer, begab sich der gnädige Herr fort, um die Mühle am Flusse Prototschek zu besichtigen, denn eine Überschwemmung hatte das Wehr durchbrochen. Er verließ nur selten das Haus, während Ilja schon immer darüber nachsann, wie er ins Kloster gehen und beten könnte, und nur noch auf eine günstige Gelegenheit gewartet hatte. Und nun lief er, ohne dem Vater und der Beschließerin – der alten Fefelicha – ein Wort gesagt zu haben, in Scham und Trauer nach Wyschata Tjomnoje, in das Wyssoko-Wladytschnij-Kloster: vom Hofgesinde und von vorübergehenden Leuten hatte er gehört, daß man dort Trost finden könne.

Nach dem Mittagsgottesdienst blieb er allein in der Kirche zurück und betete vor einem bändergeschmückten goldenen Heiligenbild. Was für eines es war, das wußte er nicht. Eine alte Nonne trat zu ihm heran und fragte ihn zärtlich:

„Was hast du für einen Kummer, Knabe?“

Da brach Ilja in Tränen aus und erzählte ihr von seinem Kummer. Darauf nahm ihn die Nonne an

der Hand und befahl ihm, folgendermaßen zu beten: „Beschütze und behüte mich, heilige Jungfrau!“ Und sie selbst betete neben ihm.

„Und nun gehe mit Gott. Iß ein Hostienbrot, und du wirst gestärkt werden.“

Sie reichte ihm aus ihrem Beutel ein Hostienbrot, bekreuzigte den Knaben und führte ihn aus dem Gotteshaus hinaus. Da wurde es Ilja leicht ums Herz. Den ganzen Weg – er war fünfzehn Werst lang und führte durch einen Kiefernwald – legte er vergnügt, Heidelbeeren suchend und Lieder singend, zurück; und irgend jemand ging mit ihm durch die Büsche und sang ebenfalls. Es war wohl das Echo. Und er dachte gar nicht daran, daß sein Herr schon von der Mühle zurückgekehrt sein könnte, in die Hände klatschte und ihn rief. Schon näherte er sich dem Steg, der über den Prototschek führte, als plötzlich aus dem Gebüsch Ljulka die Einäugige herausprang, – dieser hatte der gnädige Herr einstmals das Auge ausgestochen, als er sie mit einem Stock unter der Treppe hervorscheuchen wollte, wohin sie sich vor ihm verkrochen hatte. Sie umarmte Ilja und sagte bebend:

„Iljuschetschka, du mein Lieber, Schöner! Unser verfluchter Hengst ist unfreiwillig bei der Mühle ertrunken! Soeben ist ein berittener Bote ins Dorf gejagt und hat es ausgeschrien . . .“

Wie eine Rasende wirbelte sie ihn herum und küßte ihn. Da freute sich Ilja in seinem Herzen, sagte aber niemandem etwas von seinem Gebet.

Gott hatte die Tränen der Geknechteten in die Wagschale seiner Gerechtigkeit gelegt und den Tyrannen mit einem jähen Tode bestraft.

Sein ganzes Leben lang sah Ilja den gealterten gnädigen Herrn im Traume: dickschnauzig, glatzköpfig, mit hervorquellenden Augen, bespienem

Schlafrock, zottiger Bärenbrust und dichtbehaarten Beinen. Und sein ganzes kurzes Leben lang sprach Ilja in schweren Augenblicken das Gebet der alten Nonne.

Aus Iwan Schmeljow „Der niegeleerte Kelch"

ARTHUR SCHNITZLER

Die Maskenleihanstalt

Aus dem von Ahnungen und Nachdenklichkeiten umwitterten Gefühle, daß kein Traum völlig Traum und keine Wirklichkeit die ganze Wirklichkeit sei, wob sich dem Dichter die „Traumnovelle". Fridolin, ein Wiener Arzt, durchläuft darin aus magisch gesteigerter Stimmung nach einem Balle einen weiten Kreis versäumter Liebesmöglichkeiten. Seine Seele gibt sich willig einem Rausch von Abenteuer, Freiheit und Gefahr hin; auf seinen Wegen durch die Stadt stößt er auf einen verbummelten Jugendbekannten Nachtigall, der jetzt als Klavierspieler bei verbotenen nächtlichen Tanzvorführungen aufspielt. Fridolin folgt der Verlockung, die Nachtigall ihm bereitzuhalten scheint.

„Här' zu", sagte Nachtigall nach einigem Zögern. „Wenn ich einem auf der Welt vergennte – aber, wie macht man nur –", und plötzlich: „Hast du Courage?"

„Sonderbare Frage", sagte Fridolin im Ton eines beleidigten Couleurstudenten.

„Ich meine nicht soo."

„Also wie meinst du eigentlich? Wozu braucht man bei dieser Gelegenheit so besondere Courage? Was kann einem denn passieren?" Und er lachte kurz und verächtlich.

„Mir kann nichts passieren, heechstens, daß ich zum letzten Male heite – aber das ist vielleicht auch soo." Er schwieg und blickte wieder durch den Vorhangspalt hinaus.

„Na also?“
„Wie meinst du?“ fragte Nachtigall wie aus einem Traum.
„Erzähl' doch weiter. Wenn du schon einmal angefangen hast . . . Geheime Veranstaltung? Geschlossene Gesellschaft? Geladene Gäste?“
„Ich weiß nicht. Neilich waren dreißig Menschen das erstemal nur sechzehn.“
„Ein Ball?“
„Natürlich ein Ball.“ Er schien jetzt zu bereuen, daß er überhaupt gesprochen hatte.
„Und du machst Musik dazu!“
„Wieso dazu? Ich weiß nicht wozu. Wirklich, ich weiß nicht. Ich spielle, ich spielle – mit verbundene Augen.“
„Nachtigall, Nachtigall, was singst du da für ein Lied!“
Nachtigall seufzte leise. „Aber leider nicht ganz verbunden. Nicht so, daß ich gar nichts sehe. Ich seh' nämlich im Spiegel durch das schwarze Seidentuch über meine Augen . . .“ Und wieder schwieg er.
„Mit einem Wort,“ sagte Fridolin ungeduldig und verächtlich, fühlte sich aber sonderbar erregt . . . „nackte Frauenzimmer.“
„Sag' nicht Frauenzimmer, Fridolin,“ erwiderte Nachtigall wie beleidigt, „solche Weiber hast du nie gesehen.“
Fridolin räusperte sich leicht. „Und wie hoch ist das Entree?“ fragte er beiläufig.
„Billetts meinst du und soo? Ha, was fallt dir ein.“
„Also wie verschafft man sich Eintritt?“ fragte Fridolin mit gepreßten Lippen und trommelte auf die Tischplatte.
„Parolle mußt du kennen, und jedesmal ist eine andere.“

„Und die heutige?“
„Weiß ich noch nicht. Erfahr' ich erst vom Kutscher.“
„Nimm mich mit, Nachtigall.“
„Unmeglich, zu gefährlich.“
„Vor einer Minute hattest du doch selbst die Absicht . . . mir zu ‚vergennen‘. Es wird schon möglich sein.“
Nachtigall betrachtete ihn prüfend. „So wie du bist – kenntest du auf keinen Fall, nämlich alle sind maskiert, Herren und Damen. Hast du eine Maske bei dir und soo? Unmeglich. Vielleicht nächstes Mal. Werde mir was ausspekulieren.“ Er horchte auf und blickte wieder durch den Vorhangspalt auf die Straße, und aufatmend: „Da ist der Wagen. Adieu.“
Fridolin hielt ihn beim Arm fest. „So kommst du mir nicht davon. Du wirst mich mitnehmen.“
„Aber Kollega . . .“
„Überlaß mir alles Weitere. Ich weiß schon, daß es ‚gefährlich‘ ist, – vielleicht lockt mich gerade das.“
„Aber ich sage dir schon – ohne Kostim und Larve –“
„Es gibt Maskenleihanstalten.“
„Um ein Uhr früh –!“
„Hör' einmal zu, Nachtigall. Ecke Wickenburgstraße befindet sich so ein Unternehmen. Täglich gehe ich ein paarmal an der Tafel vorbei.“ Und hastig, in wachsender Erregung: „Du bleibst hier noch eine Viertelstunde, Nachtigall, ich versuch' indessen dort mein Glück. Der Besitzer der Leihanstalt wohnt vermutlich im gleichen Haus. Wenn nicht – dann verzichte ich eben. Das Schicksal soll entscheiden. Im selben Haus ist ein Café, Café Vindobona heißt es, glaube ich. Du sagst dem Kutscher – daß du in dem Café irgend etwas vergessen hast,

gehst hinein, ich warte nah der Tür, du sagst mir rasch die Parole, steigst wieder in deinen Wagen; ich, wenn es mir gelungen ist, ein Kostüm zu bekommen, nehme mir rasch einen andern, fahre dir nach — das Weitere muß sich finden. Dein Risiko, Nachtigall, mein Ehrenwort, trage ich in jedem Falle mit."
Nachtigall hatte einige Male versucht, Fridolin zu unterbrechen, doch vergeblich. Fridolin warf die Zeche auf den Tisch mit einem allzu reichlichen Trinkgeld, wie ihm das in den Stil dieser Nacht zu passen schien, und ging. Draußen stand ein geschlossener Wagen, unbeweglich auf dem Bock saß ein Kutscher, ganz in Schwarz, mit hohem Zylinder; — wie eine Trauerkutsche, dachte Fridolin. Nach wenigen Minuten, im Laufschritt, war er zu dem Eckhaus gelangt, das er suchte, läutete, erkundigte sich beim Hausmeister, ob der Maskenverleiher Gibiser hier im Hause wohnte, und hoffte im stillen, daß es nicht der Fall wäre. Aber Gibiser wohnte tatsächlich hier, im Stockwerk unterhalb der Leihanstalt, der Hausmeister schien nicht einmal sonderlich erstaunt über den späten Besuch, sondern, durch das ansehnliche Trinkgeld Fridolins leutselig gestimmt, bemerkte er, daß während des Faschings gar nicht so selten auch in solcher Nachtstunde Leute kämen, um Kostüme auszuleihen. Er leuchtete von unten aus so lange mit der Kerze, bis Fridolin im ersten Stockwerk geklingelt hatte. Herr Gibiser, als hätte er an der Türe gewartet, öffnete selbst, er war hager, bartlos, kahl, trug einen altmodischen geblümten Schlafrock und eine türkische Mütze mit einer Troddel, so daß er wie ein lächerlicher Alter auf dem Theater aussah. Fridolin brachte sein Begehren vor und erwähnte, daß der Preis keine Rolle spiele, worauf Herr Gibiser beinahe wegwerfend bemerkte: „Ich verlange, was mir zukommt, nicht mehr."

Er führte Fridolin über eine Wendeltreppe ins Magazin hinauf. Es roch nach Seide, Samt, Parfüms, Staub und trockenen Blumen; aus schwimmendem Dunkel blitzte es silbern und rot; und plötzlich glänzten eine Menge kleiner Lämpchen zwischen offenen Schränken eines engen, langgestreckten Gangs, der sich rückwärts in Finsternis verlor. Rechts und links hingen Kostüme aller Art; auf der einen Seite Ritter, Knappen, Bauern, Jäger, Gelehrte, Orientalen, Narren, auf der anderen Hofdamen, Ritterfräulein, Bäuerinnen, Kammerzofen, Königinnen der Nacht. Oberhalb der Kostüme waren die entsprechenden Kopfbedeckungen zu sehen, und es war Fridolin zumute, als wenn er durch eine Allee von Gehängten schritte, die im Begriffe wären, sich gegenseitig zum Tanz aufzufordern. Herr Gibiser ging hinter ihm einher. „Haben der Herr einen besonderen Wunsch? Louis Quatorze? Directoire? Altdeutsch?“

„Ich brauche eine dunkle Mönchskutte und eine schwarze Larve, nichts weiter.“

In diesem Augenblick tönte vom Ende des Gangs her ein gläsernes Geklirr. Fridolin sah dem Maskenverleiher erschrocken ins Gesicht, als sei dieser zu sofortiger Aufklärung verpflichtet. Gibiser selbst aber stand starr, tastete nach einem irgendwo versteckten Schalter – und eine blendende Helle ergoß sich sofort bis zum Ende des Gangs, wo ein kleines gedecktes Tischchen mit Tellern, Gläsern und Flaschen zu sehen war. Von zwei Stühlen rechts und links erhob sich je ein Femrichter in rotem Talar, während ein zierliches Wesen im selben Augenblick verschwand. Gibiser stürzte mit langen Schritten hin, griff über den Tisch und hielt eine weiße Perücke in der Hand, während zugleich unter dem Tisch sich hervorschlängelnd ein anmutiges, ganz junges

Mädchen, fast noch ein Kind, im Pierrettenkostüm mit weißen Seidenstrümpfen durch den Gang bis zu Fridolin gelaufen kam, der sie notgedrungen in seinen Armen auffing. Gibiser hatte die weiße Perücke auf den Tisch fallen lassen und hielt rechts und links die Femrichter an den Falten ihrer Talare fest. Zugleich rief er zu Fridolin hin: „Herr, halten Sie mir das Mädel fest." Die Kleine preßte sich an Fridolin, als müßte er sie schützen. Ihr kleines schmales Gesicht war weiß bestäubt, mit einigen Schönheitspflästerchen bedeckt, von ihren zarten Brüsten stieg ein Duft von Rosen und Puder auf; – aus ihren Augen lächelte Schelmerei und Lust.

„Meine Herren," rief Gibiser, „Sie bleiben hier so lange, bis ich Sie der Polizei übergeben habe."

„Was fällt Ihnen ein?" riefen die beiden. Und wie aus einem Munde: „Wir sind einer Einladung des Fräuleins gefolgt."

Gibiser ließ sie beide los, und Fridolin hörte, wie er zu ihnen sagte: „Hierüber werden Sie nähere Auskunft zu geben haben. Oder sahen Sie nicht sofort, daß Sie es mit einer Wahnsinnigen zu tun hatten?" und zu Fridolin gewendet: „Verzeihen Sie den Zwischenfall, mein Herr."

„Oh, es tut nichts", sagte Fridolin. Am liebsten wäre er dageblieben oder hätte die Kleine gleich mitgenommen, wohin immer – und was immer daraus gefolgt wäre. Sie sah lockend und kindlich zu ihm auf, wie gebannt. Die Femrichter am Ende des Ganges unterhielten sich aufgeregt miteinander, Gibiser wandte sich sachlich an Fridolin mit der Frage: „Sie wünschen eine Kutte, mein Herr, einen Pilgerhut, eine Larve?"

„Nein," sagte die Pierrette mit leuchtenden Augen, „einen Hermelinmantel mußt du diesem Herrn geben und ein rotseidenes Wams."

„Du rührst dich nicht von meiner Seite", sagte Gibiser und wies auf eine dunkle Kutte, die zwischen einem Landsknecht und einem venezianischen Senator hing. „Diese entspricht Ihrer Größe, hier der passende Hut, nehmen Sie, rasch."
Nun meldeten sich von neuem die Femrichter. „Sie werden uns unverzüglich hinauslassen, Herr Chibisier", sie sprachen den Namen Gibiser zu Fridolins Befremden französisch aus.
„Davon kann keine Rede sein," erwiderte der Maskenverleiher höhnisch, „vorläufig werden Sie die Freundlichkeit haben, hier meine Rückkehr abzuwarten."
Indes fuhr Fridolin in die Kutte, band die Enden der herunterhängenden weißen Schnur in einen Knoten, Gibiser reichte ihm, auf einer schmalen Leiter stehend, den schwarzen, breitkrempigen Pilgerhut herunter, und Fridolin setzte ihn auf; doch dies alles tat er wie unter einem Zwang, denn immer stärker empfand er es wie eine Verpflichtung, zu bleiben und der Pierrette in einer drohenden Gefahr beizustehen. Die Larve, die Gibiser ihm nun in die Hand drückte und die er gleich probierte, roch nach einem fremdartigen, etwas widerlichen Parfüm.
„Du gehst mir voran", sagte Gibiser zu der Kleinen und wies gebieterisch zur Treppe. Pierrette wandte sich um, blickte zum Ende des Gangs und winkte einen wehmütig-heiteren Abschiedsgruß hin. Fridolin folgte ihrem Blick; dort standen keine Femrichter mehr, sondern zwei schlanke junge Herren in Frack und weißer Krawatte, doch beide noch mit den roten Larven über den Gesichtern. Pierrette schwebte die Wendeltreppe hinab, Gibiser ging hinter ihr, ihnen folgte Fridolin. Im Vorzimmer unten öffnete Gibiser eine Tür, die nach den inneren Räumen führte, und sagte zu Pierrette: „Du gehst

augenblicklich zu Bette, verworfenes Geschöpf, wir sprechen uns, sobald ich mit den Herren oben abgerechnet habe."

Sie stand in der Türe, weiß und zart, und schüttelte mit einem Blick auf Fridolin traurig den Kopf. Fridolin erblickte in einem großen Wandspiegel rechts einen hageren Pilger, der niemand anderer war als er selbst, und wunderte sich darüber, mit so natürlichen Dingen es eigentlich zuging.

Pierrette war verschwunden, der alte Maskenverleiher sperrte hinter ihr ab. Dann öffnete er die Wohnungstür und drängte Fridolin ins Stiegenhaus.

„Verzeihen Sie," sagte Fridolin, „meine Schuldigkeit . . ."

„Lassen Sie, mein Herr, Bezahlung erfolgt bei Rückstellung, ich traue Ihnen."

Doch Fridolin rührte sich nicht vom Fleck. „Sie schwören mir, daß Sie dem armen Kind nichts Böses tun werden?"

„Was kümmert Sie das, Herr?"

„Ich hörte, wie Sie die Kleine vorher als wahnsinnig bezeichneten, — und jetzt nannten Sie sie ein verworfenes Geschöpf. Ein auffallender Widerspruch, Sie werden es nicht leugnen."

„Nun, mein Herr," entgegnete Gibiser mit einem Ton wie auf dem Theater, „ist der Wahnsinnige nicht verworfen vor Gott?"

Fridolin schüttelte sich angewidert.

„Wie immer," bemerkte er dann, „es wird sich Rat schaffen lassen. Ich bin Arzt. Wir reden morgen weiter über die Sache."

Gibiser lachte höhnisch und lautlos. Im Stiegenhaus flammte plötzlich Licht auf, die Türe zwischen Gibiser und Fridolin schloß sich, und sofort wurde der Riegel vorgelegt. Fridolin entledigte sich, während

er die Treppe hinunterging, des Huts, der Kutte, der Larve, nahm alles unter den Arm, der Hausbesorger öffnete das Tor, die Trauerkutsche stand gegenüber, mit dem unbeweglichen Lenker auf dem Bock.

Aus Arthur Schnitzler „Traumnovelle"

JAKOB WASSERMANN

Die Heimkehr der Mutter

Wassermanns meisterhaft einfache, ergreifende Erzählung „Der Aufruhr um den Junker Ernst" aus der Zeit der Inquisition wirkt wie eine Legende vom Schicksal des phantasiebegabten Menschen in dieser Welt. Junker Ernst, ein Kind noch, steht den zermalmenden Gewalten des Dogmas, der Dumpfheit, des Argwohns, der Furcht, der unduldsamen Selbstgerechtigkeit in Todesgefahr gegenüber, weil die unirdische Macht seiner Phantasie ihn eines Bündnisses mit dem Teufel verdächtig macht. Von den Eltern hat der Knabe ein Geblüt geerbt, das der Bürgerlichkeit nicht bequem und geheuer ist. Der Vater stirbt ihm früh nach liederlichem Leben, die Mutter treibt sich abenteuernd in der Welt herum. Als sie schließlich nach ihrem verfallenen Schlosse Ehrenberg zurückkehrt, entwickeln sich die folgenden Szenen:

Am ersten Tag verließ die Freifrau das Bett nicht und wollte niemand sehen als Lenette. Am Morgen des zweiten erhob sie sich, zog ein schönes dunkles Kleid aus schwerem Stoff an und hüllte sich in einen schweren Mantel mit silberner Stickerei. So ging sie lange auf und ab. Dann horchte sie, als ob sie der tiefen Einsamkeit gewahr würde, ergriff ein Hämmerchen und klopfte damit auf eine erzene Glocke, deren Ton dröhnend bis in die entferntesten Räume des Hauses drang. Nach einer Weile erschien Lenette, mißtrauisch blickend, ziellos es Mißtrauen war eine Folge ihres Gebrechens, und fragte nach dem Begehr der Herrin. Die Freifrau klagte: „Mich friert, Lenette,

was soll ich tun?“ Das überraschte Lenette nicht, die Freifrau fror seit ihren Kinderjahren, im Winter und im Sommer, bei Tag und bei Nacht, im Bett und im Bad, am Kamin und im Sonnenschein. So war es am letzten Tag vor der langen Trennung gewesen, so war's noch heute, also hatte alles seine Richtigkeit und seinen Zusammenhang. Wenn sie sagte: „Mich friert, Lenette“, dann wurde, wie damals, ihr kleines Gesicht noch kleiner, der Mund verzog sich weinerlich, die Fußspitzen kehrten sich rührend gegeneinander. Wie sollte aber Lenette dem Frieren abhelfen? Sie lachte gutmütig, zündete Feuer an trotz der Aprilwärme draußen, schleppte wollene Decken herbei und stopfte Stroh in die Fensterfugen. Als der Bote ohne Geld von Würzburg zurückkam, wußte die Freifrau nicht, was beginnen, der Fuhrmann wurde unverschämt; er saß in der Gesindestube beim Verwalter Wallork und schimpfte über die verlorene Zeit, er sah wohl, was für ein Arme-Leute-Schloß das war, was für eine Arme-Leute-Wirtschaft, das machte ihn frech. Schon faßte Theodata den törichten Plan, selber in die Residenz zu fahren und beim Bischof vorstellig zu werden, da kam Lenette mit strahlender Miene und hielt einen Geldbeutel im erhobenen Arm. Den hatte sie im Reisegepäck der Freifrau gefunden, in einer Schatulle, die Schatulle war in einer schmalen Mahagonikiste gewesen, mitten zwischen allerhand Kram, Wachsbossierungen, Bronzen, astrologischen Karten, einem Zahn von einem Meerfisch, Straußenfedern, zwei indianischen Schuhen, einer Korallenblüte, einem Perspektiv und ähnlichen Dingen, die Theodata in vielen Jahren gesammelt oder geschenkt bekommen hatte. Den Beutel samt dem Geld hatte sie vergessen, und als sie den Inhalt auf den Tisch schüttete und Lenette die Münzen ordnete und

zählte, war es eine stattliche Barschaft: zwölf gemeine Dukaten, neun goldene Rosenobel, vierzehn Silbertaler und dreißig Gulden fränkische Währung. Damit war der Not vorläufig gesteuert.

Lenette wurde beim Anblick des Geldes, eines ihr unbekannten Überflusses, immer nachdenklicher und schien manches auf dem Herzen zu haben, womit sie auch nach und nach herausrückte. Sie stellte der Freifrau vor, da sie doch nun so reich sei, möge sie daran gehen, sich der Schäden und Mißstände anzunehmen, um die sich niemand geschert und keiner scheren würde, bis nicht eines Tags das Schloß in Trümmer falle. Es war alles verhaust, alles brüchig, alles vermorscht. An Regentagen regnete es durch das Dach in die oberen Flure und Gemächer, und so oft Wallork die Ziegel und Schindeln ausbesserte, der nächste Sturm warf doppelt soviel herunter, denn die Sparren waren angefault, in den Balken haftete kein Nagel mehr. Das Tor ging nicht zu, die Schlöte waren eingestürzt, die Türen schlotterten in den Angeln, zerbrochene Fenster waren mit Papier verleimt oder durch Bretter ersetzt, die Schwellen waren wurmstichig, die Dielen zertreten, die Öfen verstopft, in den Mauern saß der Schwamm. Im großen Saal taumelten sich Ratten und Mäuse in vergnügten Herden, im Keller stand das Wasser klafterhoch, der Stall war windschief, und am Ziehbrunnen waren die Randsteine abgebrochen. Sie meine ja nicht, daß das alles gleich in Angriff genommen werden solle, aber fürs Dach und die Schornsteine wenigstens solle man Handwerker aus der Stadt berufen, damit man nicht immer in der Angst schwebe, die ganze Natur wälze sich über einem, wenn man nächtens auf seinem Strohsack liege. Und dann der Saal; der Saal müsse gesäubert und instand gesetzt werden, wohin solle man den Herrn Bischof führen,

wenn er wirklich am Walpurgistag zu Besuch kam, wie er durch den Boten habe vermelden lassen. Die Freifrau wollte von nichts wissen. Sie hörte gar nicht recht zu. Sie ging auf und ab und summte klagend vor sich hin. So oft auch Lenette an diesem und am folgenden Tag wieder anfing, erst zuredend, dann fordernd, dann scheltend, und die Gebresten des Hauses wie solche ihres Körpers bejammerte, die Freifrau hörte nicht zu, ging auf und ab und summte klagend vor sich hin. Da sagte Lenette erbittert: „Und wenn Ihr das alles nicht mögt, Gnaden, so kauft wenigstens dem Junker ein neues Kleid. Seht doch an, was er am Leibe trägt, wie das zerschossen und geflickt ist, seht's Euch doch an." Theodata hielt im Gehen inne und kehrte Lenette das erschrockene Kindergesicht zu. Sie schürzte ein wenig die Lippen, und hinter dem Schrecken dämmerte das Entsetzen von damals, von jener Nacht her, wo der Sechsjährige, aus einem Traum aufgerissen und vielleicht nur den Traum ins Wachen mit hinübernehmend, die Arme um den aufgedunsenen Hals seines unholdischen Vaters geschlungen. Das war wieder da, sobald sie ihn sah, wiederkehrende Wirklichkeit, gegen die sie blind verzweifelt stieß wie der Vogel an die Wände eines Glashauses. Und sie hatte ihn seit ihrer Ankunft nicht öfter als zweimal gesehen, am ersten Tag, als sie schon im Bett gelegen und der Magister Molitor hatte fragen lassen, ob ihr der Junker seine Aufwartung machen dürfte; da war er gekommen, hatte sich fein verbeugt, hatte höflich gesagt: „Grüß Gott, Frau Mutter", hatte sie mit einem Blick angeschaut, als liege sie in einem Busch versteckt, nicht vor ihm im Bett, und war wieder gegangen. Dann gestern am Ziehbrunnen, als sie beim Fenster gestanden war; der Ziehbrunnen, eben der, von dem die Randsteine abgebrochen

waren, lag gerade unterm Fenster, fünfundzwanzig Ellen, mehr waren's nicht bis zur Öffnung mit dem geschmiedeten Bogen, woran der Eimer hing. Er trug das verschossene und geflickte Tuchröcklein und ein altes ledernes Barett auf den kohlschwarzen Haaren, die lockenlos über Ohren und Nacken flossen und sich erst am Ende gleichsam aus Gefälligkeit ein wenig ringelten. Er wußte nicht, daß sie hinunterschaute, und sie gewahrte nichts von seinem Gesicht, das der schwarzen Brunnentiefe zugeneigt war, und wenn er die geringste Bewegung machte, zuckte sie ängstlich zusammen. Es kann einer nicht ewig am Brunnen stehn, und als er genug hatte, ging er weg, durchs Tor durch und trotz der einbrechenden Dämmerung gegen Randersacker zu, das war einer von seinen vielen geheimnisvollen Gängen, oft kehrte er erst in der halben Nacht zurück, um an dem händeringend wartenden Magister arglos vorüberzuschlendern.

Auch jetzt zuckte die Freifrau zusammen, als Lenette von ihm sprach. „Nein, nichts soll er haben, nichts will ich ihm kaufen," sagte sie bestimmt und hart, „da bettelst du vergebens." Lenette näherte sich ihr mit gekrümmtem Rücken, streckte die Hände wie zwei Schalen vor und rief: „Nicht einmal ein Feiertagsgewand, nicht einmal einen Flaus? Und da schämt Ihr Euch nicht, Gnaden, wo Ihr einen Beutel voll Gold habt?" Die Freifrau antwortete: „Nein, auch keinen Flaus soll er haben." Lenette geriet in Zorn. Sie ging zum Tisch, griff in die Lade, in der der Beutel war, nahm ihn heraus und sagte: „So gebt mir wenigstens einen Taler, daß ich ihm ein paar neue Schuhe kaufen kann." Kaum hatte die Freifrau gewahrt, daß sich Lenette des Beutels bemächtigt hatte, so sprang sie hin, entwand ihn ihr und sagte starrsinnig: „Nein, du sollst ihm keine

neuen Schuhe kaufen und sollst mein Geld in Ruh lassen. Und daß du siehst, daß es ums Geld nicht ist, werf ich's in den Brunnen hinunter." Damit riß sie das Fenster auf, und ehe die bekümmert aufschreiende Lenette es hindern konnte, schleuderte sie den Beutel hinab. So gut hatte sie in ihrem irren Eifer gezielt, daß der Beutel geradeswegs in das dunkle Brunnenloch fiel.

„Was habt Ihr da getan, Gnaden?" flüsterte Lenette scheu und bekreuzigte sich.

„Geh nur", sagte die Freifrau und winkte.

Als Lenette traurig hinausgeschlichen war, ließ sich Theodata auf einem Schemel nieder, legte das Gesicht in beide Hände und begann zu weinen. Die Tränen wollten überhaupt nicht aufhören zu fließen, eine Stunde verging, und sie weinte immer noch, als ob ihr der liebste Mensch gestorben wäre, hätte sie einen liebsten Menschen nur gehabt. O das Wirkliche, das Nahe, das Jetzt! wie war doch alles so wirklich und so jetzig um sie; kein Gestern, kein Morgen, nicht einmal ein Heute, nur ein Jetzt, und kaum war das da, wieder ein Jetzt. Lauter Löcher, in die man hineinfiel, eins nach dem andern, und jedes so tief wie der Ziehbrunnen.

Während sie noch weinte, öffnete sich die Tür, und der Junker Ernst kam herein, langsam, mit einer Art von Vorsicht. Er war durch den Flur geschritten, da gewahrte er im Halbdunkel Lenette. Diese kniete vor der Schwelle, schon seit geraumer Zeit. Sie hörte es nicht, aber sie ahnte, daß die Freifrau in der Stube saß und weinte. Es mußte so sein, nun mußte sie drinnen weinen, wenn nicht die ganze Welt verdreht war. Indem sie ihr Ohr gierig an die Tür drückte, fühlte sie sich an der Schulter angerührt, und als sie emporblickend den Junker gewahrte, erhob sie sich, zog ihn zur Stiege und berichtete ihm, der Frau

Mutter sei ein Beutel mit Gold in den Brunnen gefallen, brachte es so vor, als sei es aus Unbedacht geschehen, und deshalb sitze sie in der Stube drin und gräme sich. Denn Lenette wünschte, daß der Junker zu seiner Mutter hineinging und mit ihr redete, damit die unheimliche Erstarrung von ihr genommen würde, in der Lenette ein pures Teufelswerk sah. So geschah es auch; Ernst befolgte die Weisung der alten Magd. Leise ging er zu dem Schemel hin, auf dem die Freifrau hockte, sah eine Weile nachdenklich auf sie herab, berührte sie dann mit derselben Bewegung an der Schulter, wie er es draußen bei der tauben Lenette getan, und sagte mit seiner schmeichelnd-tiefen Knabenstimme: „Getröstet Euch, Frau Mutter, Ihr müßt Euch nicht kränken um den Beutel mit Geld. Es ist nur dann schade drum, wenn Ihr drum weint. Hört auf, zu weinen." Indem er ihr so zusprach, kauerte er sich neben ihr auf den Boden nieder, blickte mit seinen Augen, die so braun und so groß wie Kastanien waren, ruhig zu ihr empor und wiederholte: „Hört auf zu weinen. Das macht alt und häßlich, und Ihr seid jung und schön. Wenn Ihr nicht mehr weint, will ich Euch eine Geschichte erzählen . . . Merkt nur auf, ich will Euch eine Geschichte erzählen . . ."

Aus Jakob Wassermann „Der Aufruhr um den Junker Ernst"

DIE AUTOREN DER VIERZIG JAHRE

1886/88. Karl Bleibtreu / Lars Dilling / F. M. Dostojewski / Henrik Ibsen / Maurus Jokai / W. Korolenko / Max Kretzer / Julius Stettenheim / Leo Tolstoi / Emile Zola

1889. Edvard Brandes / Edmond und Jules de Goncourt / J. P. Jacobsen / Alex. L. Kjelland / Elise Orzesko / Rudolf Schmidt

1890. Herm. Bahr / Arne Garborg / Otto Erich Hartleben / Gerhart Hauptmann / Ernst von Wolzogen

1891. Knut Hamsun / Ola Hansson / Felix Hollaender / Johannes Schlaf

1892. G. v. Beaulieu / Gustav Falke / Max Halbe John Henry Mackay

1893. Julius Hart / Maurice Maeterlinck / Julius Meier-Gräfe / Ernst Rosmer / Irma v. Troll-Borostyani / Gustav Wolff

1894. Oscar Bie / Max Dreyer / Gabriel Finne / Georg Hirschfeld / Hans Land / Peter Nansen / Stanislav Przybyszewski / Arthur Schnitzler / Bruno Wille

1895. Leopold Andrian / Carry Brachvogel / Juliane Déry / Cäsar Flaischlen / O. Gayer / Adine Gemberg Fannie Groeger / Heinrich Lux / Elsbeth Meyer-Foerster / Alfred Plötz / Gabriele Reuter / Mathieu Schwann / Felix Weingartner / J. L. Windholz

1896. Peter Altenberg / Gabriele d'Annunzio / Hedwig Dohm / George Egerton / Henri Gartelmann Moritz Heimann / Maria Janitschek / Sonja Kowalewska / Oskar Panizza / Victor von Reisner Eduard Stucken / Hildegard Thildner

1897. Herman Bang / Josef Diner-Dénes / Franz Giesebrecht / Carl Hauptmann / Sophie Hoechstetter / Signe Rink / Benno Rüttenauer / Paul Schlenther / M. Schlesinger / Franz Servaes

1898. Otto Behrend / Max Bernstein / Hermann Faber / Karl Gjellerup / Ernst Hardt / Franz Ferdinand Heitmueller / Leo Hirschfeld / Eberhard König / Sven Leopold / Thomas Mann / Birger Mörner / Hermann Stehr / Emil Strauß / Richard Wagner / Hugo Wolf

1899. Hugo von Hofmannsthal / Hans v. Kahlenberg Ellen Key / E. v. Keyserling / Franz Kranewitter Rosa Mayreder / Ludwig Rohmann

1900. Richard Beer-Hofmann / Otto Eckmann Christian Morgenstern / Adelheid von Schorn Jakob Wassermann

1901. Efraim Frisch / Herman Heijermans / Richard Muther / Siegfried Trebitsch / Gustav Wied

1902. Gustaf af Geijerstam / Friedrich Huch / Ludwig Landshoff / Mathilde Malling

1903. A. E. Butti / P. Kipper / Luigi Rasi / Felix Salten Toni Schwabe / Stijn Streuvels / Karl Vollmöller

1904. Elizabeth Barrett-Barrett / Carl Albr. Bernoulli / Robert Browning / Arthur Eloesser Hermann Hesse / Arthur Holitscher / Alfred Kerr Philipp Langmann / George Meredith / Alexander Ruths / Bernard Shaw

1905. Max Burckhard / Franz Hessel / Otto Helmut Hopfen / Jakob Schaffner / Alex. Ular / Oscar Wilde

1906. Walter Calé / Richard Dehmel / Karl Federn Rudolf Kaßner / Bernhard Kellermann / Charlotte Knoeckel / Gustav Leutelt / Gustav Naumann John Paulsen / Otto Rung / J. M. Synge

1907. Schalom Asch / Julius Bab / Henning Berger Grazia Deledda / Emmy von Egidy / Wilhelm Hegeler / Johannes V. Jensen / Oskar Loerke Robert Michel / Johannes Raff / Karl Schönherr Albert Steffen / U. C. Woerner

1908. Martin Beradt / Theodor Fontane / Nils Kjaer Jonas Lie / Emil Lucka / Matilde Serao

1909. Karl Bittermann / Bj. Björnson / Victor Catalá Anny Demling / Norbert Jacques / Else Jerusalem Hans Kyser / Vernon Lee / Aage Madelung / Emil Reich / Karl Scheffler / Josef Zytlaun

1910. Paul Barchan / Gustav Biberich / Johan Bojer Laurids Bruun / Selma Hartleben / Ernst Reinmann / Carl Ludwig Schleich / Maria Seelhorst Ruth Waldstetter

1911. G. A. Crüwell / Irene Forbes-Mosse / Sigurd Ibsen / Kristofer Janson / Georg Kaiser / Annette Kolb / Herman Kroepelin / Emil Ludwig / Hans Reisiger / Emil Scholl / Adolph Wittmaack

1912. Otto Alscher / Egon Friedell / Einar Hjörleifsson / Josef Kainz / Eduard Kehlmann / Siegfried Krebs / Alfred Lichtwark / Karin Michaelis Paul Mongré / Otto Pniower / Walther Rathenau Henry Handel Richardson / Carl Rößler / Elisabeth Siewert / Reinhard Sorge / Cäcilie von Tormay

1913. Raoul Auernheimer / Theophile von Bodisco Frederik van Eeden / Otto Flake / Willi Handl Bernd Isemann / Hertha Koenig / Angela Langer Egmont Seyerlen / Christian Staun / Ernst Weiß

1914. L. Andro / Richard A. Bermann / Marie von Bunsen / Emil Faktor / Grete Gulbransson / Max Herrmann / Selma Lagerlöf / Wilhelm Lentrodt Robert Musil / Friedrich Neubauer / Ernst Schweninger / Alfred Wolfenstein

1915. Alice Berend / Franz Theodor Csokor / Lucia Dora Frost / Ernst Kamnitzer / Karl Leuthner Julius Levin / Franz Oppenheimer / Rud. Requadt Dr. Solf / Alfred Weber / Leopold Ziegler

1916. Franz Blei / Rudolf Borchardt / Alfred Döblin Franz Eulenburg / Franz Karl Ginzkey / Paul

Kornfeld / Kaspar Ludwig Merkl / Franz Molnar Robert Müller / Gustavus Myers / Karl Fr. Nowak Alexander Solomonica / Ernst Troeltsch / Hans Vorst / Josef Baron Weyssenhoff / Leopold von Wiese / Paul Zifferer

1917. Hermann von Boetticher / Albert Ehrenstein Reinhard Goering / Emmy Gruhner / Wilhelm Lehmann / Paul Lensch / Emil Alphons Rheinhardt / Gustav Sack / Max Schippel / Hans Schreyer / Otto Soyka / Nadja Strasser / Ferdinand Tönnies

1918. Franz Ferdinand Baumgarten / Siegfried Giedion / Richard Guttmann / Elias Hurwicz / Werner Schendell / Hermann Wendel

1919. Julius Maria Becker / Ludwig Beil / Gisela von Berger / Karel Capek / Ed. P. Danszky Heinrich Dominik / Iwan Goll / Hans Henny Jahnn / Waldemar Jollos / Marta Karlweis Adolf Koelsch / Otto Lecher / Adrien Turel Walt Whitman / Friderike Maria Winternitz

1920. Robert von Ehrhart

1921. Arnolt Bronnen / Claire Goll / Josef Ponten

1922. Iwan Bunin / Justus Schmidel / Richard Specht

1923. Frank Harris / Eugene G. O'Neill

1924. Alexei Remisow

1925. Julius Hirsch / Laurence Housman / Richard Lewinsohn / George Moore / Iwan Schmeljow Lytton Strachey

1926. M. J. Bonn / Joseph Conrad / Peter Flamm Archibald Henderson / Gerhard Jacob / Alexander Lernet-Holenia / Wilhelm Leyhausen / Sophus Michaelis / Jacob Paludan

VERZEICHNIS
DER NEUERSCHEINUNGEN 1926
UND DER LIEFERBAREN
WERKE

Abgeschlossen November 1926

*

Preise in Reichsmark

*

Preisänderungen vorbehalten

*

Die Werke sind durch jede gute Buchhandlung zu beziehen

*

Sonderprospekte stehen zur Verfügung

NEUERSCHEINUNGEN 1926

Das vierzigste Jahr S. Fischer Verlag

13. Aufl. Einband nach einem Gemälde von E. R. Weiß in achtfarbigem Offset. Gebunden 2 RM

Unser diesjähriger Almanach bringt aus Anlaß des vierzigjährigen Verlagsbestehens besonders interessante, bislang unveröffentlichte Beiträge von Alfred Döblin, Arthur Eloesser, Gerhart Hauptmann, Alfred Kerr, Oskar Loerke, Thomas Mann, Bernard Shaw u. a. m. Texte aus allen unseren Neuerscheinungen lassen ihn als ein willkommenes Lesebuch erscheinen. Dem umfangreichen Bande sind eine Reihe von neuen Bildnissen und ein Verzeichnis der lieferbaren Werke beigefügt.

Die Romane von Herman Bang

NEUAUSGABEN IN BESTER AUSSTATTUNG

Die Bände sind einheitlich ausgestattet, einzeln käuflich und nicht numeriert

Seitdem der Dichter Herman Bang in Deutschland Heimatrecht gefunden hat, ist seine Gemeinde und die Eindringlichkeit seiner Wirkung stetig gewachsen. Mehr und mehr — und nicht zuletzt in der modernen Jugend — setzt sich die Erkenntnis durch, daß seine Kunst europäische Bedeutung hat, und daß sein Werk, weit über den Rahmen eines bloßen Impressionismus hinaus, zu einer freieren, reineren Menschlichkeit gelangt ist. Die Umwertung und Höherwertung Herman Bangs veranlaßt uns, seine Werke in sorgfältiger Textrevision nach der endgültigen dänischen Originalausgabe in einer neuen, ebenso schönen wie wohlfeilen Ausgabe herauszugeben.

Das weiße Haus. Das graue Haus (in einem Band)

Am Wege / Ludwigshöhe / Michael

Preis jedes Bandes in Ganzleinen 5 RM

Weitere Bände befinden sich in Vorbereitung

Alice Berend / *Das verbrannte Bett*

Roman. 8. Aufl. Geheftet 3 RM, in Ganzleinen 4,50 RM

Alice Berend hat einen Humor, der so echt aus ihrer Natur kommt, aus Verstandes- und Gefühlselementen so gut gemischt ist, daß ihre Darstellungen aus der kleinbürgerlichen Welt eine große und dankbare Gemeinde finden. Zu ihren Charakterbildern aus dem Berliner Volksleben fügt sie in ihrem neuen Roman „Das verbrannte Bett" den Typ des Philisters von ewig Wienerischer Observanz. Wieder erweist sie sich als scharfe und liebevolle Malerin des kleinen Zuständlichen; sie wäre es nicht ohne ein sicheres warmes Gefühl der größeren Welt.

Oscar Bie / *Das deutsche Lied*

Mit 8 Vollbildern, einer Titelvignette und einer mehrfarbigen Einbandzeichnung von Prof. Hans Meid

1. bis 5. Aufl. Geheftet 7,50 RM, in Ganzleinen 10 RM

Oscar Bie nimmt in seinem neuesten Werke „Das deutsche Lied" auch dieses Thema nicht von der philologischen und gelehrten Seite, sondern bei aller Sachlichkeit als Erlebnis eines modernen Menschen, der das schönste Erbe der deutschen Romantik bewußt genießt. Er vertieft sich in das Wesen dieser wundervollen Kunstgattung, zeigt ihre reichen Beziehungen zum Leben auf und gruppiert die gewaltige, immer wieder anders ausstrahlende Materie nach den vier Großmeistern Schubert, Schumann, Brahms, Wolf bis in die neueste Zeit.

M. J. Bonn

Das Schicksal des deutschen Kapitalismus

Geheftet 2,50 RM

Die Funktionen des Kapitalismus in der Vorkriegszeit, der Inflationsepoche und im Zeichen der Stabilisierung und der Deflation werden geschildert und die Wege zur Gesundung des kapitalistischen Wirtschaftskörpers dargestellt.

Die Werke von Joseph Conrad

stellen dem deutschen Publikum einen Dichter vor, der in den letzten zehn Jahren zu Weltruhm gelangt ist. Als moderner Schilderer der Meere, der er nach einem langen, abenteuerlichen Seefahrerleben wurde, hat er nicht seinesgleichen. Darüber hinaus lehrt er uns in allem, was er mit seiner Kunst ergreift, auf eine starke neue Weise sehen und hören.

Joseph Conrad / *Der Geheimagent*

Roman. Deutsch von Ernst W. Freißler. 1. bis 5. Auflage

Mit einer Einleitung von Thomas Mann.

Geheftet 5 RM, in Ganzleinen 7 RM

Wenn wir dem Geschick dieses Polizeispitzels folgen, so ist es nicht die atemraubende Spannung allein, die uns immer wieder mitreißt, sondern auch die tiefe Kenntnis des Lebens selbst, die Conrad hier verrät, seine großartige Gestaltungskraft von menschlichen Charakteren, Szenen, Katastrophen.

Joseph Conrad / *Die Schattenlinie*

Roman. Deutsch von E. Mc Calman. 1. bis 5. Auflage
Mit einer Einleitung von Jakob Wassermann.
Geheftet 3 RM, in Ganzleinen 4,50 RM

In dem Erlebnis einer Meeresstille, die ein vom Fieber heimgesuchtes Segelschiff in den tropischen Gewässern lähmt, vollzieht sich die entscheidende Wandlung eines jungen Menschen zum Manne – dies alles auf eine Weise gestaltet, die Herz und Geist bis ins letzte fesselt.

Joseph Conrad / *Spiel des Zufalls*

Roman. Deutsch von Ernst W. Freißler
1. bis 5. Aufl. Geheftet 5 RM, in Ganzleinen 7 RM

Eine Mädchengestalt von eigenartigem Zauber steht im Mittelpunkt dieses Romans, der Conrads große Popularität begründet hat. Vom Schicksal an die Seite eines romantischen Kapitäns geworfen, lebt sie als einzige Frau auf dessen Schiff. Aus allen sich ergebenden Konflikten bringt ein seltsames Spiel des Zufalls die Lösung.

Joseph Conrad / *Jugend*

Drei Erzählungen. Deutsch von Ernst W. Freißler.
1. bis 5. Aufl. Geheftet 4 RM, in Ganzleinen 6 RM

In drei größeren Erzählungen stellt Joseph Conrad junge Menschen dar inmitten von Abenteuern des Lebens und der Natur. Das Leben auf den Meeren ist mit gleicher Meisterschaft und Spannung dargestellt wie die Charaktere der jungen Menschen.

Weitere Bände befinden sich in Vorbereitung.

Richard Dehmel / *Bekenntnisse*

1. u. 2. Aufl. Geh. 6 RM, gebunden 7,50 RM, in Ganzleinen 8 RM

Das ursprünglich nur für die Mitglieder der Dehmel-Gesellschaft bestimmte Tagebuch des Zweiunddreißigjährigen, das erst nach dem Tode des Dichters herausgegeben werden durfte, wird hier, zusammen mit anderen sehr wesentlichen Persönlichkeitsdokumenten, zum ersten Male der breiten Öffentlichkeit übergeben.

Otto Flake / *Villa U. S. A.*

Roman. 1. bis 5. Aufl. Geheftet 5 RM, in Ganzleinen 7 RM

Der neue Roman von Otto Flake setzt seine Bemühungen fort, einen deutschen Zeitroman auf europäischer Grundlage zu gestalten. Träger der Handlung ist ein Auslandsdeutscher, der in Köln, Hamburg, Berlin die alte Heimat studiert. Sein weiblicher Partner ist der ultramoderne, moralisch emanzipierte Typus der heutigen bürgerlichen Jugend. Beide machen eine Probe-Hochzeitsreise —, und der Reiz des Romans, der nicht ohne einen neuen Ton von Humor ist, besteht darin, wie allmählich das radikalistische Experiment zu einer vernünftigen ehelichen Kameradschaft führt.

Frank Harris / *Mein Leben*

Selbstbiographie. Deutsch v. Antonina Vallentin. 1. bis 5. Aufl. Mit einem Bildnis. Geheftet 9 RM, in Ganzleinen 12 RM

Eine der interessantesten Autobiographien, die wohl überhaupt jemals geschrieben worden sind. Harris ist eine naturhaft hinreißende, merkwürdige und geschlossene Persönlichkeit. Die Fülle und Farbigkeit seiner Erlebnisse ist so groß, daß sie beinahe ein Kompendium der modernen Welt sind. Er lernte fast alle Kulturländer der Erde gründlich kennen und kam mit ihren bedeutendsten Persönlichkeiten in Berührung. Sein Leben hatte trotz der herkulischen Arbeit viel Raum für die Liebe und den Genuß der Welt. Er ist durch seinen gesunden und rasanten Vorstoß in das Leben eine prachtvolle Verkörperung des modernen Geistes.

Gerhart Hauptmann

Dorothea Angermann

Schauspiel. 1. bis 5. Aufl. Geheftet 4 RM, gebunden 5 RM

Die Tragödie der Frau, die sich in übergroßer Nähe der Schicksalsgewalten spürt und ihnen daher unentrinnbar anheimgegeben ist. Das schmerzlich hellsichtige Gefühl des Verhängnisses vollzieht dieses Verhängnis in der Wirklichkeit. Aus der ungeheuren Leidfähigkeit und frommen Ergebenheit der Heldin in das Walten der überpersönlichen Fügung erwächst ihr ein Charakter von antikischer Wucht und Eindeutigkeit.

Moritz Heimann / *Nachgelassene Schriften*

1. bis 3. Aufl. Zugleich der Prosaischen Schriften 5. Band Geheftet 5,50 RM, gebunden 7 RM

Das hochbedeutsame Werk, aus dem Nachlaß durch Oskar Loerke besorgt, enthält die Essays aus den letzten Lebensjahren des Dichters. Es ist ein Buch der Lebensweisheit und der Lebensanmut. Heimanns Blick erstreckt sich über den ganzen Umkreis des menschlichen Daseins: vom Persönlichen, soweit es welthaltig ist, über das Künstlerische bis in die Grundfragen der Politik. Der Ernst, die Güte und der intuitive, scharfe Blick Heimanns strahlen hier in einem besonderen Lichte, weil das Buch in seinem warmen, freimütigen Klange mehr noch als seine übrigen Schriften der mündlichen Rede angenähert ist, in der Heimann ein unübertrefflicher Meister war.

Archibald Henderson

Tischgespräche mit Bernard Shaw

1. bis 4. Aufl. Mit einem Bildnis. Geh. 3 RM, geb. 4 RM

Diese Gespräche bieten ein entzückend frisches Selbstbildnis des großen irischen Dichters. Henderson veranlaßt Shaw, sich über Politik und Krieg, über England und Amerika, über Kunst, Theater und Film zu äußern.

Hermann Hesse / *Bilderbuch*

1. bis 10. Aufl. Geheftet 5 RM, in Ganzleinen 7 RM

Eine Insel in der Hast des Lebens, beglückend, ruhevoll, tiefinnerlich erleuchtet: Die Schweizer Heimat, der Bodensee, die glühenden Farben des Tessins, ein schöner farbiger Abglanz von Hesses Indienreise . . . ein wahres Bilderbuch, in dem die Schönheit dieser Welt sich spiegelt, aber auch der traumdunkle Sinn, der uns mit See und Berg, Wolken und Wind verbindet. *(Hamburger Nachrichten.)*

Arthur Holitscher / *Das unruhige Asien*

Reise durch Indien — China — Japan

1. bis 5. Aufl. Mit 64 Photographien

Geheftet 7,50 RM, in Ganzleinen 10 RM

Der Verfasser hat im letzten Jahr den Orient von Kairo bis Tokyo bereist. Palästina, Ceylon, der indische Kontinent, China, die Mandschurei, Japan und Sibirien waren Etappen seiner Fahrt. Aus drei Elementen der Anschauung baut sich dieses Asien-Buch auf: der Hingabe an den unnennbaren Zauber der Landschaft und des Menschen Asiens – dem Miterleben der erschütternd geheimnisvollen, wilden und zarten Religionen und Bräuche der uralten Rassen – und dem Erstaunen über die Vitalität, die Heutigkeit des sozialen Befreiungskampfes, den diese uralten Völker des Ostens eben zu führen begonnen haben. Paradiesesgärten Ceylons, Schneewipfel des Himalaja, stürmische Wildheit chinesischer Städte, Entrücktheit magischer Tempelbezirke, zauberhafte Anmut der japanischen Kunst und die legendäre Figur Mahatma Gandhis – gleichwertige, erhabene Monumente unserer Zeit und der Ewigkeit.

Johannes V. Jensen / *Norne-Gast*

Roman. Deutsch von Julia Koppel

1. bis 5. Aufl. Geheftet 3 RM, in Ganzleinen 5 RM

„Norne-Gast" heißt der neueste Roman in dem Zyklus, in dem Jensen die Ur-Entdeckungen der Menschheit von ihrer Konzeption im genialen Schöpfer bis zu ihrer Aufnahme im Allgemeingut der Völker als einen gewaltigen neuen Mythos gestaltet. — Diesmal führt er uns den ewigen Seher und Sänger vor Augen, der mit seinem erkennenden Blick die materielle Bezwingung der Erde in ihrem Wandel durch die Jahrhunderte begleitet und ihr dadurch erst seelische Existenz und wahre Dauer bereitet.

Alexander Lernet-Holenia / *Demetrius*

Haupt- und Staatsaktion. Geheftet 3,50 RM

Hermann Bahr schrieb unter dem Eindruck der ersten Lektüre des Manuskripts im „Tagebuch": „Hier springt aus einem unserer reinsten lyrischen Dichter, aus dem unvergleichlichen Wortgoldschmied des Kanzonairs, nun auf einmal mit einem Löwensatz ein vollendeter Tragiker hervor, hier rauscht zum erstenmal seit der Schlegel-Tieck-Übersetzung Shakespeares und Grillparzers Alterswerken wieder der Orgelklang der dramatischen Rede hohen Stils."

Oskar Loerke / *Der längste Tag*

Gedichte. Druckleitung und Einband von E. R. Weiß.
1. und 2. Aufl. Geheftet 4 RM, in Ganzleinen 5,50 RM

Jedes wahre Gedicht ist eine Spiegelung der ganzen Welt. Daß in einer Zeit, die äußerlich und innerlich so zerrissen und zerspalten ist, wie unsere Gegenwart, noch – nach Hölderlins und Stefan Georges Erscheinung – Gedichte so hohen Ranges und zukunfttragenden Wertes entstehen, wie sie Oskar Loerke in seinem neuen Band vereinigt, zeugt von der Unausschöpflichkeit der Dichtung und der Unausschöpflichkeit der Natur. Die bildhafte Anschauung wird zum Erlebnis des Geistes – die geistige Erkenntnis zum Bekenntnis des Weltbildes. Eines Weltbildes, das uns mit Blut und Nerv vertraut ist. Jener tiefe Widerspruch zwischen dem Einzel-Ich und der Welt findet so seine Rechtfertigung, Besinnung, Beruhigung. Die wachsende Gemeinde des Dichters Oskar Loerke ist in diesen Gedichten mit seinem Besten beschenkt.

Thomas Mann / *Unordnung und frühes Leid*

Novelle. 21. bis 40. Aufl. Einband, Vorsatz und Titelvignette in mehreren Farben nach Entwürfen von Karl Walser. In mehrfarbigem Schutzkarton. Geheftet 3 RM, gebunden 4,50 RM

Die Novelle, die nur einen Tag aus dem Leben einer Familie darstellt, hat die Bedeutung eines historischen Werkes. Sie löst die schwierige Aufgabe, die Realität des Nachkriegs, die sich durch ihre übergroße Nähe der vorurteilslosen Phantasie noch zu entziehen scheint, in ihrer wahren Gestalt zu entdecken und nachzubilden. Sie gehört zu den vollkommensten Meisterstücken Thomas Manns.

Thomas Mann / *Pariser Rechenschaft*

1. bis 5. Aufl. Geheftet 2,50 RM, gebunden 3,50 RM

Neun Tage aus dem Leben des Dichters. Die geistige Verbindung Deutschlands und Frankreichs als Zukunftsgedanke für das Gedeihen Europas!

Thomas Mann / *Der Zauberberg*

Ungekürzte Dünndruckausgabe in einem Bande
61. bis 80. Aufl. Druckleitung und Einband von E. R. Weiß.
In Ganzleinen 12 RM, in Ganzleder 18 RM

Vor zwei Jahren erschienen, ist dieser Roman zu einem feststehenden Begriff innerhalb der modernen Literatur geworden. Rund sechzigtausend Exemplare der zweibändigen, in Fraktur gesetzten Ausgabe wurden seither verbreitet. Wenn wir uns nun neben der zweibändigen Ausgabe zu einer ungekürzten, in schöner und leserlicher Antiqua gesetzten Dünndruckausgabe in einem Band entschließen, so glauben wir durch diese wohlfeile Neuausgabe weitesten Kreisen der Lesergemeinde des Dichters Rechnung zu tragen.

Jacob Paludan / *Vögel ums Feuer*

Roman. Deutsch von Erwin Magnus. 1. bis 5. Aufl.
Geheftet 5 RM, in Ganzleinen 7 RM

„Endlich ein Dichter, der mehr kann als sein Selbstporträt malen!" Mit diesen Worten schließt eine der vielen begeisterten Lobpreisungen, deren Gegenstand dieses Buch in Dänemark gewesen ist. Und wie in seiner Heimat, so wird Paludan auch in Deutschland bald das lesende Publikum um sich scharen. Eine Handlung von Wucht und Spannung: wie die Vögel gegen die Leuchtturmlaterne schwirren, um mit gebrochenen Schwingen niederzustürzen, so verlockt die Menschen das Projekt, aus dem stillen Fischerdorf einen Welthafen zu schaffen, daß auch sie mit zerschmetterten Flügeln liegenbleiben.

Arthur Schnitzler / *Traumnovelle*

1. bis 25. Auflage. Mit einer Zeichnung von Prof. Hans Meid.
Geh. 3,50 RM, in Ganzleinen 5,50 RM, in Halbleder 7,50 RM

Nach einem Balle erlebt ein Wiener Arzt den ganzen Kreis seiner versäumten Liebesmöglichkeiten in magischer Steigerung. Damen und Dirnen locken ihn mit dem Rausch von Abenteuer, Freiheit und Gefahr, so daß er seine eigene Frau einer von ihr geträumten Untreue wegen fast preisgibt. Aber die zauberhafte Phantastik der Verführungen weicht vor der nüchterneren und schöneren Wirklichkeit. Alles war ein Spiel der Ahnung, daß kein Traum völlig Traum und keine Wirklichkeit die ganze Wirklichkeit sei.

Arthur Schnitzler / *Der Gang zum Weiher*

Dramatische Dichtung in 5 Akten. 1. bis 5. Auflage.
Geheftet 4 RM, gebunden 5 RM

Es ist ein Schauspiel der Zeit- und Seelenwende, das Arthur Schnitzler in Begebnissen des 18. Jahrhunderts gestaltet. Jugend und Alter stehen gegeneinander, zu ihrer vollen Selbstgeltung aufgerufen durch die Vorzeichen eines hereinbrechenden Krieges, der alle Kräfte der Lebensbehauptung wachruft.

Jakob Wassermann

Der Aufruhr um den Junker Ernst

Erzählung. Mit einer Zeichnung von Rolf von Hoerschelmann.
25. Aufl. Geheftet 3 RM, in Ganzleinen 5 RM

Wassermanns meisterhaft einfache, ergreifende Erzählung aus der Zeit der Inquisition wirkt wie eine Legende vom Schicksal des phantasiebegabten Menschen in dieser Welt. Junker Ernst, ein Kind noch, steht den zermalmenden Gewalten des Dogmas, der Dumpfheit, des Argwohns, der Furcht, der unduldsamen Selbstgerechtigkeit in Lebensgefahr gegenüber, weil die unirdische Macht seiner Phantasie ihn eines Bündnisses mit dem Teufel verdächtigt. Nur die Kinder verstehen, bewundern und lieben den Junker Ernst, die Erwachsenen werden durch ihn befremdet und verwirrt, und sein Oheim, der bischöfliche Inquisitor, wirft ihn ins Ketzergefängnis. In Scharen sammeln sich die Kinder, Junker Ernsts Zuhörer, dringen in den Kerker und befreien ihren Dichter.

FISCHERS ROMANBIBLIOTHEK

In neuer bester Ausstattung auf holzfreiem Papier

Jeder Band geh. 1.50, in Ganzleinen 2.50

Laurids Bruun / *Van Zantens Abenteuer*

1. bis 10. Auflage

Bruun erzählt uns fünfzehn neue Erlebnisse van Zantens auf seiner zauberischen Südseeinsel. Heiterkeit und Schwermut, Glück und Schmerz ruhen in urtümlicher Menschenart.

Peter Flamm / *Ich?*

1. bis 6. Auflage

Ein Stoff von unheimlicher Kraft der Erfindung, meisterhaft gesteigert. Das erste epische Werk, das den wehenden Rhythmus des Films übernommen hat.

Das Tagebuch, Berlin

Sophus Michaelis / *Das Himmelsschiff*

1. bis 8. Auflage

Vielleicht ist der Traum einer Fahrt nach dem Mars noch nie so schön geträumt worden, wie in diesem Roman. Die Sehnsucht nach höher entwickelter Menschheit ist die Triebkraft des Himmelsschiffes, und wir sehen hier unsere irdischen Ideale auf dem fremden Planeten erfüllt.

George Moore / *Pariser Geschichten*

1. bis 6. Auflage

Das ist Moore, derselbe Moore, der die „Liebesleute in Orelay" schrieb, kultiviert, ein wenig selbstgefällig in erotischer Konfession, einer der Besten unter den Vergänglichen aus den Pariser Tagen des Verlaine.

Vossische Zeitung, Berlin

Gabriele Reuter / *Das Tränenhaus*

1. bis 6. neubearbeitete Auflage

Der innigste, kühnste und freieste Roman, der Gabriele Reuter bisher gelungen ist. Ein Kampfbuch, eine Herzenserleichterung wie ihr Erstling „Aus guter Familie".

Berliner Tageblatt

Iwan Schmelsow / *Der niegeleerte Kelch*

1. bis 5. Auflage

Der goldene, niegeleerte Kelch auf Iljas letztem Muttergottesbilde ist das Symbol unerschöpflicher Erlösung und Freude, deren Erleben der arme fomme Künstler als Sinn seines an Schmerzen und Sehnsucht, Liebe und Andacht reichen Wandels erkannt hat.

Alle übrigen Bände dieser Sammlung s. S. 77/78.

OTTO ALSCHER

GOGAN UND DAS TIER. Roman. 1912. Geh. 3.—, geb. 4.—

PETER ALTENBERG

WIE ICH ES SEHE. 1896. 18. Aufl. 1922. Geh. 4.50, Halbleinen 6.—

WAS DER TAG MIR ZUTRÄGT. Studien. 1900. 13. Aufl. 1924. Geh. 4.50, Halbleinen 6.—

PRODROMOS. 1906. 6. Aufl. 1919. Geh. 4.—, Halbleinen 5.50

MÄRCHEN DES LEBENS. 1907. 8. Aufl. 1924. Geh. 4.—, Halbleinen 5.50

„SEMMERING 1912." 1913. 7. Aufl. 1919. Mit dem Bild des Dichters. Geh. 4.—, Halbleinen 5.50

FECHSUNG. 1915. 9. Aufl. 1921. Mit dem Bild des Dichters. Geh. 4.—, Halbleinen 5.50

NACHFECHSUNG. 1916. 7. Aufl. 1925. Mit dem Bild des Dichters. Geh. 5.—, Halbleinen 7.—

VITA IPSA. 1918. 12. Aufl. 1924. Mit dem Bild des Dichters. Geh. 4.—, Halbleinen 5.50

MEIN LEBENSABEND. 1919. 12. Aufl. Mit dem Bild des Dichters. Halbleinen 6.—

DER NACHLASS. 1925. 1.–4. Aufl. Geh. 3.50, Halbleinen 5.—

LEOPOLD ANDRIAN

DAS FEST DER JUGEND. Des Gartens der Erkenntnis erster Teil und die Jugendgedichte. 1919. 5. veränderte Aufl. Geh. 2.—, geb. 3.—

L. ANDRO

DIE LIEBENDE. Novellen. 1914. 1.–2. Aufl. Geh. 3.—, geb. 4.—

GABRIELE D'ANNUNZIO

DER UNSCHULDIGE. Roman. 1896. 13. Aufl. 1919. Geb.

LUST. Roman. 1897. 34. Aufl. 1919. Geb.

DIE GIOCONDA. Tragödie. 1899. 10. Aufl. 1908. Geh. 2.50

DIE GLORIA. Tragödie. 1900. Geh. 2.50

TRAUM EINES FRÜHLINGSMORGENS. Dramatisches Gedicht. 1900. 1.–2. Aufl. Geh. 1.—, geb. 1.50

DIE TOTE STADT. Tragödie. 1900. 5. Aufl. 1913. Geh. 2.50

EPISCOPO & CO. Novellen. 1901. 1.–2. Aufl. Geh. 3.50

DIE JUNGFRAUEN VOM FELSEN. Roman. 1902. 3. Aufl. 1911. Geb. 4.—

TRAUM EINES HERBSTABENDS. Tragisches Gedicht. 1903. Geh. 1.—, geb. 1.50

FEUER. Roman. Zwei Bände. 1913. (Fischers Romanbibliothek in alter Ausstattung.) Jeder Band steif geheftet —.80

SCHALOM ASCH

SABBATAI ZEWI. Tragödie. 1908. Geh. 2.—

DIE FAMILIE GROSSGLÜCK. Komödie. 1909. Geh. 2.—

DER BUND DER SCHWACHEN. Drama. 1913. Geh. 2.—

RAOUL AUERNHEIMER

DAS PAAR NACH DER MODE. Lustspiel. 1913. Geh. 2.—, geb. 3.—

DIE VERBÜNDETEN MÄCHTE. Lustspiel aus der Wiener Kongreßzeit. 1915. Geh. 2.—

DER GEHEIMNISKRÄMER. Novelle. 1919. 1.–4. Aufl. Geh. 2.50, geb. 3.50

LAURENZ HALLERS PRATERFAHRT. Erzählung aus dem vergangenen Wien. 1913. 8. Aufl. 1926. (Fischers Romanbibliothek, Seite 77/78.) Geh. 1.50, Ganzleinen 2.50

JULIUS BAB

DER ANDERE. Tragische Komödie. 1907. Geh. 2.—

DAS BLUT. Drama. 1908. Geh. 2.—, Ganzleinen 3.50

BERNARD SHAW. Biographie. Mit einem Bildnis Shaws. 1910. Wesentlich veränderte und erweiterte Ausgabe. 4. Aufl. 1926. Geh. 6.—, Ganzleinen 8.—

LYRISCHE PORTRÄTE. 1912. Geh. 2.—

HERMANN BAHR

DER STAR. Ein Wiener Stück. 1898. 2. Aufl. 1907. Geh. 2.50

JOSEPHINE. Schauspiel. 1899. 2. Aufl. 1912. Geh. 2.50

WIENER THEATER (1892—1898). 1899. Geh. 4.—

REZENSIONEN (Wiener Theater 1901—1903). 1903. Geh. 5.—

DIALOG VOM TRAGISCHEN. Essays. 1903. Geb. 3.—

SANNA. Schauspiel. 1905. Geh. 2.—

DIE ANDERE. Schauspiel. 1906. Geh. 2.—

RINGELSPIEL. Komödie. 1906. Geh. 2.—

GLOSSEN (Zum Wiener Theater 1903—1906). 1907. Geh. 5.—, geb. 6.50

O MENSCH! Roman. 1910. 12. Aufl. 1923. Geh. 4.50, Halbleinen 6.—

DIE KINDER. Komödie. 1911. 1.–3. Aufl. Geh. 2.—, Halbpergament 3.50

AUSTRIACA. Essays. 1911. 1.–3. Aufl. Geh. 3.—, Halbleinen 4.50

DAS TÄNZCHEN. Lustspiel. 1912. 1.–3. Aufl. Geh. 2.—, Halbpergament 3.50

DAS PRINZIP. Lustspiel. 1912. 1.–2. Aufl. Geh. 2.50

DAS PHANTOM. Komödie. 1913. 1.–2. Aufl. Mit drei farbigen Dekorationsskizzen von Koloman Moser. Geh. 2.50, Halbleinen 3.50

ERINNERUNG AN BURCKHARD. 1913. Mit drei Porträten. Geh. 3.—

DER QUERULANT. Komödie. 1914. Geh. 2.50, Halbleinen 3.50

DER MUNTERE SEIFENSIEDER. Ein Schwank aus der deutschen Mobilmachung. 1915. Geh. 2.50

HIMMELFAHRT. Roman. 1916. 16. Aufl. 1918. Geb. 5.—

DIE STIMME. Schauspiel. 1916. 1.–2. Aufl. Geh. 2.50, Halbleinen 3.50

DIE ROTTE KORAHS. Roman. 1919. 10. Aufl. Geh. 4.—, geb. 5.—

SCHWARZGELB. Betrachtungen. Geb. 1.—

SELBSTBILDNIS. 1923. 1.–4. Aufl. Mit einem Porträt des Dichters. Geh. u. Halbleinen

THEATER. Ein Wiener Roman. 1911. (Fischers Romanbibliothek in alter Ausstattung.) Steif geh. —.80

DAS HERMANN-BAHR-BUCH

1913. 10. Tausend. Mit 21 Abbildungen. Geh. 4.—

HERMAN BANG

In einheitlicher neuer Ausstattung erschienen bisher:

AM WEGE. Roman. 1898. 75. Aufl. 1926. Ganzleinen 5.—

DAS WEISSE HAUS. 1901. 14. Aufl. 1926. DAS GRAUE HAUS. 1909. 7. Aufl. 1926. Romane. In einem Ganzleinenband 5.—

MICHAEL. Roman. 1905. 20. Aufl. 1926. Ganzleinen 5.—

LUDWIGSHÖHE. Roman einer Krankenpflegerin. 1908. 15. Aufl. 1926. Ganzleinen 5.—

In der bisherigen Ausstattung sind lieferbar:

DAS WEISSE HAUS. Roman. 1901. 10. Taus. 1919. Geh. 2.50, geb. 3.50

TINE. Roman. 1901. 9. Tausend. 1921. Geb.

EXZENTRISCHE NOVELLEN. 1904. Neue Ausgabe mit 16 Illustrationen von Franz Christophe. 11. Tausend. 1921. Geh. 4.50, geb. 5.50, Ganzleinen 6.50

LUDWIGSHÖHE. Roman einer Krankenpflegerin. 1908. 11. Tausend. 1919. Geb.

AUS DER MAPPE. Novellen. 1908. 2. Aufl. 1914. Geh. 3.—, Ganzleinen 5.—

DIE VATERLANDSLOSEN. Roman. 1912. Mit einem Vorwort von Emil Ludwig. 26. Tausend. 1919. Geb.

DIE VIER TEUFEL. Novelle. 1897. 1.–5. Aufl. Mit 17 Illustrationen von George G. Kobbe. 1926. (Fischers Illustrierte Bücher, Seite 80.) Geh. 2.–, gebunden 3.–

Ferner in der Sammlung Der Wohlfeile Gute Roman (S.78/79):

DIE VIER TEUFEL und andere Novellen. 1897. 66. Aufl. 1923. Geb. 1.50

AM WEGE. Roman. 1898. 71. Aufl. 1921. Geh. —.80, geb. 1.50

JULIUS MARIA BECKER

DAS LETZTE GERICHT. Eine Passion in 14 Stationen. 1919. 1.–2. Aufl. Geh. 1.—, geb. 1.80

RICHARD BEER-HOFMANN

DER GRAF VON CHAROLAIS. Trauerspiel. 1904. 11. Aufl. 1923. Geh. 3.50, geb. 5.—

GEDENKREDE AUF WOLFGANG AMADE MOZART. 1906. 3. Aufl. 1921. Geh. —.50

JAÁKOBS TRAUM. Drama. 1918. 24. Aufl. 1925. Geh. 3.50, geb. 5.—

SCHLAFLIED FÜR MIRJAM. 1919. Neue Auflage in Vorbereitung

OTTO BEHREND

ROMAN EINER LIEBE. 1898. Geh. 2.50

LUDWIG BEIL

MARTIN. Roman. 1919. 1.–4. Aufl. Geh. 3.—, geb. 4.50

MARTIN BERADT

DAS KIND. Roman. 1911. 1.–3. Aufl. Geh. 3.50, geb. 4.50

ERDARBEITER. Aufzeichnungen eines Schanzsoldaten. 1919. 1.—3. Aufl. Geh. 3.50, geb. 4.50

GO. Roman. 1908. Neubearbeitete Ausgabe. (Fischers Romanbibliothek in alter Ausstattung.) Steif geh. —.80

ALICE BEREND

DIE BRÄUTIGAME DER BABETTE BOMBERLING. Roman. 1915. 11. Aufl. Mit 54 Bildern im Text und 8 farbigen Tafeln von Karl Arnold. 1922. Geh. 6.—, Ganzleinen 8.50, Halbleder 10.—

SPREEMANN & CO. Roman. 1916. 45. Aufl. 1925. Geh. 4.50, Ganzleinen 6.50

DER SCHLANGENMENSCH. Roman. 1925. 1.–10. Aufl. Geh. 4.50, Ganzleinen 6.50

DAS VERBRANNTE BETT. Roman. 1926. 8. Aufl. Geh. 3. –, Ganzleinen 4,50

Ferner in der Sammlung Fischers Romanbibliothek (Seite 77/78):

DIE REISE DES HERRN SEBASTIAN WENZEL. Roman. 1912. 129. Aufl. 1926. Geh. 1.50, Ganzleinen 2.50

FRAU HEMPELS TOCHTER. Roman. 1913. 136. Tausend. 1926. Geh. 1.50, Ganzleinen 2.50

GISELA VON BERGER

DIE TÖRICHTE GESCHICHTE DER TERPSICHORE LIEBENREICH. Roman. 1919. 1.–15. Aufl. (Der Wohlfeile Gute Roman, Seite 78/79.) Geh. —.80, geb. 1.50

HENNING BERGER

AUS DEM TAGEBUCH EINES EINSAMEN. Roman. 1909. 1.–2. Tausend. Geh. 3.—, geb. 4.—

BENDEL & CO. Ein Chikago-Roman. 1914. 1.–3. Tausend. Geh. 3.—

DIE ANDRE SEITE. Roman. 1919. (Fischers Romanbibliothek in alter Ausstattung.) Steif geh. —.80

RICHARD A. BERMANN

DAS SEIL. Eine Ehegeschichte. 1914. 1.–2. Aufl. Geh. 3.–, geb. 4.—

CARL ALBRECHT BERNOULLI

DER SONDERBÜNDLER. Roman. 1904. Geh. 4.—, geb. 5.–

ULRICH ZWINGLI. Schauspiel. 1905. Geh. 2.—

MAX BERNSTEIN

KLEINE GESCHICHTEN. 1898. 1.–2. Aufl. Geh. 1.50, Ganzleinen 3.—

MÄDCHENTRAUM. Lustspiel. 1898. Geh. 2.—

D'MALI. Schauspiel. 1903. Geh. 2.—, geb. 3.—

NARRISCHE LEUT'. Novellen. 1904. Geh. 2.—, geb. 3.–

DER GOLDENE SCHLÜSSEL. Kleine Dramen. 1907. Geh. 2.–

OSCAR BIE

ZWISCHEN DEN KÜNSTEN. Beiträge zur modernen Ästhetik. 1895. Geh. 2.—

DIE OPER. 1913. 10. Aufl. 1923. Mit 137 Abbildungen und 11 handkolorierten Tafeln. Halbleinen 25.—, Halbleder 35.—

DAS DEUTSCHE LIED. 1926. 1.—5. Aufl. Mit 8 Vollbildern, einer Titelvignette und einer mehrfarbigen Einbandzeichnung von Professor Hans Meid. Geh. 7.50, Ganzleinen 10.—

BJÖRNSTJERNE BJÖRNSON

GESAMMELTE WERKE in fünf Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von Julius Elias. Mit dem Bild des Dichters. In Ganzleinen 40.—

1. Band: Gedichte und Erzählungen. Thrond. Die gefährliche Freite. Synnöve Solbakken. Arne. Ein fröhlicher Bursch. Der Vater. Das Fischermädel.
2. Band: Erzählungen und Romane. Der Falbe. Ein Lebensrätsel. Staub. Ein schauriges Erlebnis. Mutters Hände. Es flaggen Stadt und Hafen.
3. Band: Romane. Auf Gottes Wegen. Mary.
4. Band: Dramen. Zwischen den Schlachten. Sigurd der Schlimme. Die Neuvermählten. Ein Bankrott. Der König. Leonarda.
5. Band: Dramen und Briefe. Über die Kraft, erster Teil. Über die Kraft, zweiter Teil. Geographie und Liebe. Paul Lange und Tora Parsberg. Laboremus. Wenn der neue Wein blüht. Briefe Björnsons an seine Tochter Bergliot. Nachwort.

WENN DER NEUE WEIN BLÜHT. Lustspiel. 1909. 8. Aufl. 1925. Geh. 2.—, geb. 3.—

BRIEFE AUS AULESTAD AN SEINE TOCHTER BERGLIOT IBSEN. 1911. 1.—4. Tausend. Geh. 3.—, geb. 4.50

BRIEFE. Lehr- und Wanderjahre. 1912. Herausgegeben von Halvdan Koht unter Mitwirkung von Julius Elias für die deutsche Ausgabe. 1.—2. Tausend. Geh. 4.—, Ganzleinen 6.—

MARY. Roman. 1910. 79. Aufl. 1926. (Fischers Romanbibliothek, Seite 77/78) Geh. 1.50, Ganzleinen 2.50

FRANZ BLEI

LOGIK DES HERZENS. Lustspiel. 1916. Geh. 1.50, geb. 2.50

HERMANN VON BOETTICHER

FRIEDRICH DER GROSSE. Schauspiel in zwei Teilen. 1917. 5. Aufl. 1922. Geh. 2.50, geb. 3.50

ERLEBNISSE AUS FREIHEIT UND GEFANGENSCHAFT. 1919. 1.–2. Aufl. Geh. 2.50, geb. 3.50

DIE LIEBE GOTTES. Ein ernstes Spiel. 1919. 1.–2. Aufl. Geh. 2.–, geb. 3.–

JEPHTA. Tragödie. 1919. Geh. 2.–, geb. 3.–

DAS BILD. Novelle. 1923. 1.–3. Aufl. Geh. 2.–, geb. 3.–

JOHAN BOJER

LEBEN. Roman. 1913. Geh. 3.50, geb. 4.50

EIN MANN DES VOLKES. Roman. 1915. Geh. 2.50, geb. 3.50

UNSER REICH. Roman. 1910. (Fischers Romanbibliothek in alter Ausstattung.) Ganzleinen 1.–

M. J. BONN

DAS SCHICKSAL DES DEUTSCHEN KAPITALISMUS. 1926. 1.–2. Aufl. Geh. 2.50

ROBERT BROWNING UND ELIZABETH BARRETT-BARRETT

BRIEFE. 1907. 10. Tausend. 1923. Mit zwei Bildnissen. Geh. 4.–, Halbleinen 6.–

LAURIDS BRUUN

VOM BOSPORUS BIS ZU VAN ZANTENS INSEL. Reisebuch. 1914. 11. Tausend. 1924. Geh. 4.–, Halbleinen 5.50

VAN ZANTENS GLÜCKLICHE ZEIT und INSEL DER VERHEISSUNG. Festausgabe. 1924. Zwei Bände in gemeinsamer Kassette. Die Einbände beider Romane mit mehrfarbigen Reproduktionen nach Bildern von Max Pechstein. Geb. 6.50, Ganzleinen 8.50

Ferner in der Sammlung Fischers Romanbibliothek (Seite 77/78):

VAN ZANTENS GLÜCKLICHE ZEIT. 1910. Roman. 193. Aufl. 1926. Geh. 1.50, Ganzleinen 2.50

VAN ZANTENS INSEL DER VERHEISSUNG. Roman. 1911. 145. Aufl. 1926. Geh. 1.50, Ganzleinen 2.50

DIE FREUDLOSE WITWE. Roman. 1915. 96. Tausend 1925. Geh. 1.50, Ganzleinen 2.50

HEIMWÄRTS. Novellen. 1916. 65. Aufl. 1925. Geh. 1.50, Ganzleinen 2.50

VAN ZANTENS ABENTEUER. Novellen. 1926. 1.–10. Aufl. Geh. 1.50, Ganzleinen 2.50

IWAN BUNIN

DER HERR AUS SAN FRANCISCO. Novellen. 1922. 1. bis 4. Aufl. Einzig berechtigte deutsche Übersetzung von Käthe Rosenberg. Geh. 3.—, geb. 4.—

MITJAS LIEBE. Erzählung. 1925. 1.–6. Aufl. (Fischers Romanbibliothek, Seite 77/78) Geh. 1.50, Ganzleinen 2.50

MARIE VON BUNSEN

IM RUDERBOOT DURCH DEUTSCHLAND. 1914. 6. Aufl. 1921. Mit 16 Abbildungen. Geh. 4.—, geb. 5.—, Ganzleinen 6.—

WALTER CALÉ

NACHGELASSENE SCHRIFTEN. 1906. 6. Aufl. 1920. Mit einem Vorwort von Fritz Mauthner. Herausgegeben und eingeleitet von Arthur Brückmann. Mit dem Bild des Dichters. Geh. 3.50, Halbleinen 5.—

KAREL ČAPEK

GOTTESMARTER. Novellen. 1918. 1.–3. Aufl. Geh. 1.—, geb. 1.80

JOSEPH CONRAD

DER GEHEIMAGENT. Roman. 1926. Deutsch von Ernst W. Freißler. 1.–5. Aufl. Mit einer Einleitung von Thomas Mann. Geh. 5.—, Ganzleinen 7.—

DIE SCHATTENLINIE. Roman. 1926. Deutsch von E. Mc Calman. 1.–5. Aufl. Mit einer Einleitung von Jakob Wassermann. Geh. 3.—, Ganzleinen 4.50

SPIEL DES ZUFALLS. Roman. 1926. Deutsch von Ernst W. Freißler. 1.–5. Aufl. Geh. 5.—, Ganzleinen 7.—

JUGEND. Drei Erzählungen. 1926. Deutsch von Ernst W. Freißler. 1.–5. Aufl. Geh. 4.—, Ganzleinen 6.—

G. A. CRÜWELL

SCHÖNWIESEN. Schauspiel. 1911. Geh. 2.—, Halbpergament 3.50

FRANZ THEODOR CSOKOR

DER GROSSE KAMPF. Ein Mysterienspiel in acht Bildern. 1915. Geh. 2.—, Halbpergament 3.50

ED. P. DANSZKY

DIE NEUE JUDITH. Roman. 1919. 1.–3. Aufl. Geh. 3.50, geb. 5.—

RICHARD DEHMEL

GESAMMELTE WERKE IN DREI BÄNDEN. Halbleinen 21.—, Ganzleinen 24.—

1. Band: Erlösungen. Aber die Liebe. Die Verwandlungen der Venus.
2. Band: Weib und Welt. Zwei Menschen. Der Kindergarten.
3. Band: Lebensblätter. Betrachtungen. Die Menschenfreunde. Michel Michael.

ZWEI MENSCHEN. Roman in Romanzen. 1906. 79. Aufl. 1925. Geh. 4.50, geb. 5.50, Ganzleinen 6.50, Halbleder 9.—

FITZEBUTZE. Traumspiel in fünf Aufzügen. 1907. 1. bis 5. Tausend. Geh. —.50

HUNDERT AUSGEWÄHLTE GEDICHTE. 1908. 43. Aufl. 1924. Mit dem Bild des Dichters in Lichtdruck. Geh. 4.50, Ganzleinen 6.50

ERLÖSUNGEN. Gedichte und Sprüche. 1909. 31. Tausend. 1923. Geh. 4.50, geb. 5.50, Ganzleinen 6.50

ABER DIE LIEBE. Zwei Folgen Gedichte. 1909. 28. Tausend. 1921. Geh. 4.50, geb. 5.50, Ganzleinen 6.50, Halbleder 9.—

WEIB UND WELT. Ein Buch Gedichte. 1909. 23. Tausend. 1922. Geh. 4.50, geb. 5.50, Ganzleinen 6.50, Halbleder 9.—

DIE VERWANDLUNGEN DER VENUS. Erotische Rhapsodie mit einer moralischen Ouvertüre. 1909. 27. Aufl. 1922. Geh. 4.50, geb. 5.50, Ganzleinen 6.50

LEBENSBLÄTTER. Novellen in Prosa. 1909. 21. Tausend. 1923. Geh. 4.50, geb. 5.50, Ganzleinen 6.50

DER MITMENSCH. Tragikomödie in fünf Akten. Nebst einer Abhandlung über Tragik und Drama. 1909. 15. Tausend. Geh. 3.50, geb. 4.50, Ganzleinen 5.50

BETRACHTUNGEN. 1909. Neu geordnet und revidiert. 29. Aufl. 1926. Geh. 6.—, geb. 7.50, Ganzleinen 8.—

MICHEL MICHAEL. Komödie. 1911. 1.–2. Tausend. Geh. 3.—, geb. 4.—, Ganzleinen 6.—

SCHÖNE WILDE WELT. Neue Gedichte. 1913. 12. Aufl. 1922. Geh. 4.50, geb. 5.50, Ganzleinen 6.50, Halbleder 9.—

DIE MENSCHENFREUNDE. Drama. 1917. 6. Aufl. 1920. Geh. 3.—, geb. 4.—

ZWISCHEN VOLK UND MENSCHHEIT. Ein Kriegstagebuch. 1919. 6. Aufl. Geh. 4.—, Halbleinen 5.50

DIE GÖTTERFAMILIE. Kosmopolitische Komödie. 1921. 1.–2. Aufl Geh. 3.—, geb. 4.—

AUSGEWÄHLTE BRIEFE AUS DEN JAHREN 1883—1902. 1922. 6. Aufl. 1923. Herausgegeben von Ida Dehmel. Mit 6 Bildern. Geh. 6.—, Halbleinen 8.50

AUSGEWÄHLTE BRIEFE AUS DEN JAHREN 1902—1920. 1923. 1.–4. Aufl. Herausgegeben von Ida Dehmel. Mit 6 Bildbeigaben und einem Brief-Faksimile. Geh. 7.—, Halbleinen 9.50

Beide Briefbände in gemeinsamem Karton in Halbleinen 17.50

DEHMEL-LIEDER. Eine Auswahl. 1923. 6. Aufl. 1925. Geb. 1.50

BEKENNTNISSE. 1926. 1.–2. Aufl. Geh. 6.—, geb. 7.50, Ganzleinen 8.—

ANNY DEMLING

ORIOL HEINRICHS FRAU. Roman. 1909. (Fischers Romanbibliothek in alter Ausstattung.) Ganzleinen 1.—

ALFRED DÖBLIN

DIE ERMORDUNG EINER BUTTERBLUME und andere Erzählungen. 1913. 1.–2. Aufl. Geh. 3.—, geb. 4.—

DIE DREI SPRÜNGE DES WANG-LUN. Chinesischer Roman. 1915. 12. Aufl. 1922. Geh. 6.50, Halbleinen 8.50

DIE LOBENSTEINER REISEN NACH BÖHMEN. 12 Novellen und Geschichten. 1917. Geh. 3.—, geb. 4.—

WADZEKS KAMPF MIT DER DAMPFTURBINE. Roman. 1918. 1.–4. Aufl. Geh. 4.50, Halbleinen 6.50

DER SCHWARZE VORHANG. Roman von den Worten und Zufällen. 1919. 1.–3. Aufl. Geh. 1.25, geb. 2.—

WALLENSTEIN. Roman. 1920. 8. Aufl. 1922. Zwei Bände. Geh. 10.—, Halbleinen 13.—

LINKE-POOT, DER DEUTSCHE MASKENBALL. Zeitglossen. 1921. 1.–4. Aufl. Geh. 1.50, geb. 2.50

DIE NONNEN VON KEMNADE. Schauspiel. 1923. 1.–2. Aufl. Geh. 1.50, geb. 2.50

BERGE MEERE UND GIGANTEN. Roman. 1924. 9. Aufl. Geh. 7.—, Ganzleinen 9.50

REISE IN POLEN. 1925. 1.–3. Aufl. Geh. 6.50, Ganzleinen 8.50

HEINRICH DOMINIK

ZWEI KOMÖDIEN. 1918. 1.–2. Aufl. Geh. 1.—, geb. 1.80

DIE ATTACKE! Tragische Komödie. 1919. 1.–2. Aufl. Geh. 1.—, geb. 1.80

EMMY VON EGIDY

LIEBE, DIE ENDEN KONNTE. Roman. 1907. 1.–2. Aufl. Geh. 4.—, geb. 5.—

IM MODERSCHLÖSSCHEN. Roman. 1909. 1.–2. Aufl. Geh. 4.—, geb. 5.—

DIE PRINZESSIN VOM MONDE. Novellen. 1911. Geh. 3.—, geb. 4.—

MATTHIAS WERNER. Roman. 1913. Geh. 3.—, Ganzleinen 4.50

ALBERT EHRENSTEIN

DIE ROTE ZEIT. Gedichte. 1917. Geh. 1.50, geb. 2.50

ZAUBERMÄRCHEN. 1919. 1.–4. Aufl. Geh. 1.—, geb. 1.80

ROBERT VON EHRHART

DER FREISCHÜTZ UND DIE FLEDERMAUS. Roman. 1920. (Fischers Romanbibliothek in alter Ausstattung.) Steif geh. —.80

ARTHUR ELOESSER

LITERARISCHE PORTRÄTS AUS DEM MODERNEN FRANKREICH. 1904. Geh. 4.—

THOMAS MANN. Sein Leben und sein Werk. 1925. 1.–4. Aufl. Mit 21 Bildern aus dem Familienbesitz. Geh. 5.—, Ganzleinen 7.—

DIE ERHEBUNG

Jahrbuch für neue Dichtung und Wertung.

I. Buch. Herausgegeben von Alfred Wolfenstein. 1919. 1.–7. Aufl. Geh. 3.—, geb. 4.50

II. Buch. 1920. 1.–4. Aufl. Mit 15 Abbild. Geh. 3.—, geb. 4.50

FRANZ EULENBURG

WELTWIRTSCHAFTLICHE MÖGLICHKEITEN. Geb. 1.—

EMIL FAKTOR

DIE TEMPERIERTEN. Auseinandersetzungen in drei Akten. 1914. Geh. 2.—, Halbpergament 3.50

OTTO FLAKE

SCHRITT FÜR SCHRITT. Roman. 1912. 12. Aufl. 1922. Geh. 4.—, geb. 5.50

FREITAGSKIND. Roman. 1913. 7. Aufl. 1919. Geh. und geb.

HORNS RING. Roman. 1916. 30. Aufl. 1920. Geh. 3.—, geb. 4.—

DAS LOGBUCH. Aufzeichnungen. 1917. 27. Aufl. 1923. Geh. 3.—, Halbleinen 4.50

ABENTEURERIN. — IM DRITTEN JAHR. Zwei Stücke. 1918. Geh. 2.—, geb. 3.—

DAS ENDE DER REVOLUTION. Aufzeichnungen. 1920. 1.–3. Aufl. Geh. 1.—

RULAND. Roman. 1922. 1.–5. Aufl. Geh. 5.—, Halbleinen 6.50, Ganzleinen 7.—

DER GUTE WEG. Roman. 1924. 8. Aufl. 1925. Geh. 5.—, Ganzleinen 7.—

ZUM GUTEN EUROPÄER. Zwölf Chroniken Werrenwags. 1924. Geh. 2.—, geb. 3.—, Ganzleinen 3.50

VILLA U. S. A. Roman. 1926. 1.–5. Aufl. Geh. 5.—, Ganzleinen 7.—

Ferner in der Sammlung Der Wohlfeile Gute Roman (Seite 78/79):

DAS KLEINE LOGBUCH. Aufzeichnungen. 1921. 1.–10. Aufl. Geh. —.80, geb. 1.50

DIE SIMONA. Roman. 1922. 1.–8. Aufl. Geh. —.80, geb. 1.50

PETER FLAMM

ICH? Roman. 1926. 1.–6. Aufl. (Fischers Romanbibliothek, Seite 77/78) Geh. 1.50, Ganzleinen 2.50

THEODOR FONTANE

GESAMTAUSGABE DER ERZÄHLENDEN SCHRIFTEN in neun Bänden.

Erste Reihe in 5 Bänden. Mit dem Bild des Dichters und einer Einleitung von Paul Schlenther. In Ganzleinen 45.—

1. Band: Einleitung. Sämtliche Gedichte. Vor dem Sturm I.
2. Band: Vor dem Sturm II. Grete Minde.
3. Band: Ellernklipp. Schach von Wuthenow. Unterm Birnbaum. Graf Petöfy.
4. Band: L'Adultera. Cecile. Unwiederbringlich.
5. Band: Stine. Irrungen Wirrungen. Frau Jenny Treibel.

Zweite Reihe in 4 Bänden. Mit einem Schlußwort von Ernst Heilborn: Fontanes Persönlichkeit. In Ganzleinen 36.—

1. Band: Quitt. Meine Kinderjahre. Von vor und nach der Reise.
2. Band: Die Poggenpuhls. Effi Briest. Mathilde Möhring.
3. Band: Der Stechlin.
4. Band: Von Zwanzig bis Dreißig. Schlußwort.

GRAF PETÖFY. Roman. 1884. 18. Aufl. 1925. Geh. 4.—, Ganzleinen 6.—

IRRUNGEN WIRRUNGEN. Roman. 1888. 149. Aufl. 1926. Geh. 3.50, Ganzleinen 5.50

FRAU JENNY TREIBEL. Roman. 1892. 92. Aufl. 1921. Halbleinen 4.50. 138. Aufl. 1926. Geh. 3.50, Ganzleinen 5.50

MEINE KINDERJAHRE. Autobiographischer Roman. 1893. Mit 70 Abbildungen. 12. Aufl. 1919. Geh. 4.—. 21. Aufl. in großem Format. 1925. Ganzleinen 8.—

VON VOR UND NACH DER REISE. Plaudereien und kleine Geschichten. 1894. 3. Aufl. 1908. Geh. 1.50, geb. 2.50

EFFI BRIEST. Roman. 1896. 96. Tausend. 1925. Geh. 5.—, Ganzleinen 7.—

DER STECHLIN. Roman. 1898. 75. Tausend. 1925. Geh. 6.—, Halbleinen 8.—, Ganzleinen 8.50, Halbleder 10.—

VON ZWANZIG BIS DREISSIG. 1898. Mit der Wiedergabe einer Zeichnung von Adolf Menzel. 19. Aufl. 1925. Geh. 6.—, Ganzleinen 8.—

AUS DEM NACHLASS. Herausgegeben von Josef Ettlinger. 1907. 6. Aufl. Geh. 3.50, Halbleinen 5.—

BRIEFE AN SEINE FAMILIE. 1904. 10. Aufl. 1924. Zwei Bände in einem Band. Geh. 7.—, Ganzleinen 9.50

BRIEFE, ZWEITE SAMMLUNG. (An seine Freunde) 1910. Zwei Bände. Herausgegeben von Otto Pniower und Paul Schlenther. Geh. 8.—, geb. 10.—

GESAMMELTE BRIEFE. Drei Ganzleinenbände in gemeinsamem Karton 23.—

KRIEGSGEFANGEN. Erlebtes 1870. 1910. (Hochschulausgabe.) 29. Tausend. Geh. 1.—, geb. 1.80

KRIEGSGEFANGEN. 1914. (Populär-historische Ausgabe.) Mit Briefen und Dokumenten. 26. Tausend. Geh. 1.—

AUS DEN TAGEN DER OKKUPATION. Eine Osterreise durch Nordfrankreich und Elsaß-Lothringen. 1914. Gekürzte Ausgabe. Geh. 3.50, Ganzleinen 5.—

L'ADULTERA — CECILE. Romane. Halbleinen 5.—

DAS LITERARISCHE BERLIN VON 1840—1860. Autobiographisches aus Von Zwanzig bis Dreißig. Chr. Friedrich Scherenberg. Mit dem Bildnis des Dichters. Geb. 5.—

In der Sammlung Fischers Romanbibliothek (Seite 77/78):

L'ADULTERA. Roman. 1882. 85. Aufl. 1925. Geh. 1.50, Ganzleinen 2.50

CECILE. Roman. 1887. 76. Aufl. 1925. Geh. 1.50, Ganzleinen 2.50

Ferner in der Sammlung Der Wohlfeile Gute Roman (Seite 78/79):

SCHACH VON WUTHENOW. Roman. 1883. 41. Aufl. 1924. Geh. —.80, geb. 1.50

STINE. Roman. 1890. 53. Tausend. 1921. Geh. —.80, geb. 1.50
DIE POGGENPUHLS. Roman. 1897. 47. Aufl. 1922. Geh. —.80, geb. 1.50
MATHILDE MÖHRING. Roman. 1907. 64. Aufl. 1923. Geb. 1.50

DAS FONTANEBUCH

1919. 9. Aufl. 1921. Mit drei Bildnissen. Geh. 2.—, geb. 3.—

IRENE FORBES-MOSSE

DIE LEUCHTER DER KÖNIGIN. Phantasien. 1913. 1. bis 2. Aufl. Geh. 3.—, Ganzleinen 5.—
BERBERITZCHEN. Erzählungen. 1911. 7. Aufl. 1924. (Der Wohlfeile Gute Roman Seite 78/79.) Geh. —.80, geb. 1.50

EGON FRIEDELL

ECCE POETA. (Über Peter Altenberg.) 1912. Geh. 3.50

LUCIA DORA FROST

PREUSSISCHE PRÄGUNG. Geb. 1.—

ARNE GARBORG

BEI MAMA. Roman. 1896. 3. Aufl. 1903. Geh. 4.—, geb. 5.—
MÜDE SEELEN. Roman. 1896. 4. Aufl. 1912. Geb. 4.50
DER VERLORENE VATER. Roman. 1901. Geh. 3.—, geb. 4.—
BAUERNSTUDENTEN. Roman. 1901. Geh. 4.—, geb. 5.—

GUSTAF AF GEIJERSTAM

DAS HAUPT DER MEDUSA. Roman. 1901. 6. Tausend. 1908. Geh. 3.50
DIE KOMÖDIE DER EHE. Roman. 1902. 13. Aufl. 1925. Geh. 3.50, Ganzleinen 5.50
DAS BUCH VOM BRÜDERCHEN. Roman einer Ehe. 1902. 53. Tausend. 1925. Geh. 4.—, Ganzleinen 6.—
WALD UND SEE. Novellen. 1905. 1.–4. Tausend. Geh. 3.50

FRAUENMACHT. Roman. 1903. 57. Aufl. 1925. (Fischers Romanbibliothek Seite 77/78) Geh. 1.50, Ganzleinen 2.50

Ferner in der Sammlung Der Wohlfeile Gute Roman (Seite 78/79):

DIE BRÜDER MÖRK. Roman. 1908. 38. Aufl. 1924. Geb. 1.50

THORA. Roman. 1911. 69. Aufl. 1924. Geb. 1.50

SIGFRIED GIEDION

ARBEIT. Drei Akte. 1917. Geh. 2.—, geb. 3.—

FRANZ KARL GINZKEY

DIE FRONT IN TIROL. Mit 8 Abbildungen. Geb. 1.—

REINHARD GOERING

JUNG SCHUK. Roman. 1913. 1.–2. Aufl. Geh. 3,—, geb. 4.50

SEESCHLACHT. Tragödie. 1917. 13. Aufl. 1926. Geh. 2.—, geb. 3.—

DER ERSTE. Schauspiel. 1918. 1.–2. Aufl. Geh. 1.50, Halbleinen 2.50

DER ZWEITE. Tragödie. 1919. Geh. 1.50, geb. 2.50

DIE RETTER. Tragisches Spiel. 1919. 1.–2. Aufl. Geh. 1.50, geb. 2.50

SCAPA FLOW. Drama. 1919. 1.–3. Aufl. Geh. 1.50, geb. 2.50

IWAN GOLL

DIE UNTERWELT. Gedichte. 1919. Geh. 2.—, geb. 3.—

EMMY GRUHNER

FAMILIE. Roman. 1917. (Fischers Romanbibliothek in alter Ausstattung.) Steif geh. —.80

RICHARD GUTTMANN

DER ANFÄNGER. Acht Bilder. 1918. 1.–2. Aufl. Geh. 1.—, Halbleinen 1.80

KNUT HAMSUN

PAN. Roman. 1917. 68. Aufl. 1925. (Fischers Romanbibliothek, Seite 77/78) Geh. 1.50, Ganzleinen 2.50

REDAKTEUR LYNGE. Roman. 1911. 40. Aufl. 1924. (Der Wohlfeile Gute Roman, Seite 78 79) Geb. 1.50

WILLI HANDL

HERMANN BAHR. 1913. Mit dem Bildnis Hermann Bahrs. Geh. 2.—

FRANK HARRIS

OSCAR WILDE. Eine Lebensbeichte. 1923. 13. Aufl. 1925. Deutsche Übertragung von Toni Noah. Mit einem Schlußkapitel von Bernard Shaw und 3 Abbildungen. Geh. 6.—, Halbleinen 8.—

MEIN LEBEN. Selbstbiographie. 1926. Deutsch von Antonina Vallentin. 1.–5. Aufl. Mit einem Bildnis. Geh. 9.—, Ganzleinen 12.—

OTTO ERICH HARTLEBEN

ANGELE. Komödie. 1890. 3. Aufl. 1910. Geh. 1.50, geb. 2.50

DER FROSCH. Familiendrama nach Henrik Ipse. 1891. 3. Aufl. 1900. Geh. 1.—

HANNA JAGERT. Komödie. 1893. 2. Aufl. 1901. Geh. 2.—, geb. 3.—

DIE GESCHICHTE VOM ABGERISSENEN KNOPFE. Zwei Novellen. 1893. 36. Aufl. 1922. Geh. 2.—, geb. 3.—

EIN EHRENWORT. Schauspiel. 1894. 3. Aufl. 1910. Geh. 2.—, Ganzleinen 3.—

MEINE VERSE. 1895. Gesamtausgabe (einschließlich der Gedichtsammlung „Von reifen Früchten"). Mit dem Bild des Dichters. 4. Aufl. 1914. Ganzleinen 7.—

VOM GASTFREIEN PASTOR. Zwei Novellen. 1895. 55. Aufl. 1924. Geh. 2.—, geb. 3.—

DIE BEFREITEN. Einakterzyklus. 1898. 5. Aufl. 1918. (Inhalt: Die Lore. Die sittliche Forderung. Abschied vom Regiment. Der Fremde.) Geb. 3.—

EIN WAHRHAFT GUTER MENSCH. Komödie. 1899. 2. Aufl. 1904. Geh. 2.—, geb. 3.—

ROSENMONTAG. Offizierstragödie. 1900. 30. Aufl. 1925. Geh. 2.50, geb. 3.50

DIOGENES. Fünf Szenen einer Komödie in Versen. 1905. Geh. 2.—, geb. 3.—

BRIEFE AN FREUNDE. 1912. 1.–2. Aufl. Herausgegeben und eingeleitet von Franz Ferdinand Heitmüller. Mit 9 Abbildungen und 5 Faksimilen. Geh. 3.50, Ganzleinen 5.—

DIE SERENYI. Novellen. 1896. 61. Aufl. 1924. (Der Wohlfeile Gute Roman, Seite 78/79.) Geh. —.80, geb. 1.50

SELMA HARTLEBEN

„MEI ERICH." Aus Otto Erichs Leben. 1910. 1.–5. Aufl. Geh. 2.—, geb. 3.—

GERHART HAUPTMANN

GESAMMELTE WERKE. Jubiläumsausgabe in 8 Bänden. Mit dem Bild des Dichters. Ganzleinen 60.—

1. Band: Vor Sonnenaufgang. Das Friedensfest. Einsame Menschen. Die Weber. Kollege Crampton. Der Biberpelz.
2. Band: Hanneles Himmelfahrt. Florian Geyer. Elga. Die versunkene Glocke. Fuhrmann Henschel.
3. Band: Schluck und Jau. Michael Kramer. Der rote Hahn. Der arme Heinrich. Rose Bernd.
4. Band: Die Jungfern vom Bischofsberg. Und Pippa tanzt. Gabriel Schillings Flucht. Kaiser Karls Geisel. Griselda. Die Ratten.
5. Band: Bahnwärter Thiel. Der Apostel. Der Narr in Christo Emanuel Quint.
6. Band: Griechischer Frühling. Atlantis.
7. Band: Peter Brauer. Festspiel in deutschen Reimen. Der Bogen des Odysseus. Winterballade. Der Ketzer von Soana.
8. Band: Der weiße Heiland. Indipohdi. Anna.

AUSGEWÄHLTE WERKE in 6 Bänden. Mit einem Bild des Dichters. In Ganzleinen 33.—

1. Band: Vor Sonnenaufgang. Das Friedensfest. Einsame Menschen. Die Weber. Kollege Crampton. Der Biberpelz.

2. Band: Hanneles Himmelfahrt. Florian Geyer. Elga. Die versunkene Glocke. Fuhrmann Henschel.

3. Band: Schluck und Jau. Michael Kramer. Der rote Hahn. Der arme Heinrich. Rose Bernd.

4. Band: Die Jungfern vom Bischofsberg. Und Pippa tanzt. Gabriel Schillings Flucht. Kaiser Karls Geisel. Griselda. Die Ratten.

5. Band: Der Narr in Christo Emanuel Quint. Der Ketzer von Soana.

6. Band: Anna. Atlantis.

VOR SONNENAUFGANG. Soziales Drama. 1889. 20. Aufl. 1922. Geh. 2.—, geb. 3.—; Festausgabe geh. 3.50, geb. 4.50

DAS FRIEDENSFEST. Bühnendichtung. 1890. 13. Aufl. 1922. Geh. 2.—, geb. 3.—; Festausgabe geh. 3.50, geb. 4.50

EINSAME MENSCHEN. Drama. 1891. 46. Aufl. 1925. Festausgabe geh. 3.50, geb. 4.50

DIE WEBER. Schauspiel aus den vierziger Jahren. (Übertragung.) 1892. 100. Aufl. 1926. Festausgabe geh. 3.50, geb. 4.50

— Schulausgabe: 1926. 88. 97. Aufl. (1./10. Aufl. der Schulausgabe.) Kartoniert 1.80

KOLLEGE CRAMPTON. Komödie. 1892. 16. Aufl. 1922. Geh. 2.—, geb. 3.—; Festausgabe geh. 3.50, geb. 4.50

BAHNWÄRTER THIEL. — DER APOSTEL. Novellistische Studien. 1892. 50. Aufl. 1922. Geb. 3.50

DER BIBERPELZ. Eine Diebskomödie. 1893. 34. Aufl. 1925. Festausgabe geh. 3.50, geb. 4.50

HANNELES HIMMELFAHRT. Eine Traumdichtung. 1895. 53. Aufl. 1925. Ganzleinen 4.—; Festausgabe geh. 3.50, geb. 4.50

FLORIAN GEYER. Die Tragödie des Bauernkriegs. 1896. 33. Aufl. 1922. Geb. 3.50; Festausgabe geb. 4.50

DIE VERSUNKENE GLOCKE. Ein deutsches Märchendrama. 1896. 127. Aufl. 1925. Festausgabe geh. 3.50, geb. 4.50

— Schulausgabe: 1926. 128./137. Aufl. (1./10. Aufl. der Schulausgabe.) Kartoniert 1.80

FUHRMANN HENSCHEL. Schauspiel. 1898. 30. Aufl. 1925. Festausgabe geh. 3.50, geb. 4.50

FUHRMANN HENSCHEL. Dialektausgabe. 1898. 16. Aufl. 1899. Geh. 1.50

SCHLUCK UND JAU. Spiel zu Scherz und Schimpf. 1900. 11. Aufl. 1922. Geh. 2.50, geb. 3.50; Festausgabe geb. 4.50

MICHAEL KRAMER. Drama. 1900. 19. Aufl. 1922. Geh. 2.—, geb. 3.—; Festausgabe geh. 3.50, geb. 4.50

DER ROTE HAHN. Tragikomödie. 1901. 9. Aufl. 1923. Geh. 2.—, geb. 3.—

DER ARME HEINRICH. Eine deutsche Sage. 1902. 28. Aufl. 1926. Festausgabe geh. 3.50, geb. 4.50

ROSE BERND. Schauspiel. 1903. 33. Aufl. 1925. Geb. 3.—, Festausgabe geh. 3.50, geb. 4.50

ELGA. 1905. 14. Aufl. 1922. Festausgabe geb. 4.50

UND PIPPA TANZT! Ein Glashüttenmärchen. 1906. 22. Aufl. 1922. Geb. 3.—; Festausgabe geb. 4.50

DIE JUNGFERN VOM BISCHOFSBERG. Lustspiel. 1907. 7. Aufl. 1921. Festausgabe geh. 3.50, geb. 4.50

KAISER KARLS GEISEL. Ein Legendenspiel. 1908. 9. Aufl. 1922. Geh. 2.—, geb. 3.—; Festausgabe geh. 3.50, geb. 4.50

GRIECHISCHER FRÜHLING. 1908. 15. Aufl. 1922. Mit einer Heliogravüre „Der Wagenlenker aus Delphi". Geh. 4.50, Halbleinen 6.—, Halbleder 8.50

GRISELDA. 1909. 7. Aufl. 1922. Festausgabe geb. 4.50

DER NARR IN CHRISTO EMANUEL QUINT. Roman. 1910. 68. Aufl. 1924. Geh. 7.—, Ganzleinen 9.50, Halbleder 11.—

DIE RATTEN. Berliner Tragikomödie. 1911. 12. Aufl. 1922. Geb. 3.—

GABRIEL SCHILLINGS FLUCHT. Drama. 1912. 13. Aufl. 1922. Festausgabe geb. 4.50

ATLANTIS. Roman. 1912. 53. Aufl. 1925. Geh. 5.50, Ganzleinen 7.50, Halbleder 10.—

FESTSPIEL in deutschen Reimen. 1913. 32. Aufl. 1913. Geh. 2.—, geb. 3.—

DER BOGEN DES ODYSSEUS. Drama. 1914. 9. Aufl. 1923. Geh. 2.50, geb. 3.50

WINTERBALLADE. Dramatische Dichtung. 1917. 11. Aufl. 1923. Geh. 2.50, geb. 3.50

DER KETZER VON SOANA. Erzählung. 1918. 141. Aufl. 1925. Geh. 3.50, Ganzleinen 5.50. 131. Aufl. 1924. In Halbleder 8.50; Liebhaber-Ausgabe in Großquartformat 1.–2. Aufl. 1923. Edelpappband 12.—, Halbpergament 15.—. (Siehe auch Luxusausgaben Seite 82/84)

DER WEISSE HEILAND. Dramatische Phantasie. 1920. 17. Aufl. 1924. Geh. 3.—, geb. 4.50

INDIPOHDI. Dramatisches Gedicht. 1920. 1.–10. Aufl. Geh. 2.—, geb. 3.—, Halbpergament 4.—. (Siehe auch Luxusausgaben, Seite 82/84)

PETER BRAUER. Tragikomödie. 1921. 1.–6. Aufl. Festausgabe geh. 3.50, geb. 4.50

ANNA. Ein ländliches Liebesgedicht. 1921. 1.–20. Aufl. Geh. 4.—, geb. 5.50, Halbleder 8.—; Liebhaberausgabe in Großquartformat 1922. In Halbpergament 12.—

PHANTOM. Aufzeichnungen eines ehemaligen Sträflings. 1923. 1.–20. Aufl. Geh. 2.50, geb. 3.50, Ganzleinen 4.50, Halbleder 8.—

AUSBLICKE. (Aufzeichnungen, Gedichte, Fragmente.) 1924. 1.–5. Aufl. Geh. 5.50, Halbleinen 7.50

DIE INSEL DER GROSSEN MUTTER oder DAS WUNDER VON ÎLE DES DAMES. Eine Geschichte aus dem utopischen Archipelagus. 1924. 75. Aufl. 1925. Geh. 4.50, geb. 6.—, Ganzleinen 6.50

VELAND. Tragödie. 1925. 1.–5. Aufl. Geh. 4.—, geb. 5.—

DOROTHEA ANGERMANN. Schauspiel. 1926. 1.–5. Aufl. Geh. 4.—, geb. 5.—

FASCHING. Eine Studie. 1925. 1.–10. Aufl. Mit 12 Illustrationen und handkoloriertem Umschlag von Alfred Kubin. (Fischers Illustrierte Bücher, Seite 80) Geh. 1.50, geb. 2.50. (Siehe auch Luxusausgaben, Seite 82/84)

WILHELM HEGELER

DAS ÄRGERNIS. Roman. 1907. 1.–4. Aufl. Geh. 4.—, geb. 5.—

MORITZ HEIMANN

PROSAISCHE SCHRIFTEN in drei Bänden. Geb. 16.50

WINTERGESPINST. Zehn Novellen. Zugleich der Prosaischen Schriften 4. Band. 1921. 1.–3. Aufl. Geh. 3.50, geb. 4.50

NACHGELASSENE SCHRIFTEN. Zugleich der Prosaischen Schriften 5. Band. 1926. 1.–3. Aufl. Geh. 5.50, geb. 7.—

DIE LIEBESSCHULE. Eine dramatische Dichtung. 1904. Geh. 2.50

JOACHIM VON BRANDT. Eine Komödie. 1908. Geh. 2.50

DER FEIND UND DER BRUDER. Tragödie. 1912. Geh. 2.50

ARMAND CARREL. Drama. 1920. 1.–2. Aufl. Geh. 1.50, geb. 2.50

DAS WEIB DES AKIBA. Drama. 1922. 1.–3. Aufl. Geh. 3.—, geb. 4.— (Siehe auch Luxusausgaben, Seite 82 84)

FRANZ FERDINAND HEITMÜLLER

TAMPETE. Novellen. 1898. Geh. 2.—, geb. 3.—

DER SCHATZ IM HIMMEL. Novellen. 1900. Geh. 3.—, geb. 4.—

ARCHIBALD HENDERSON

TISCHGESPRÄCHE MIT BERNARD SHAW. 1926. 1. bis 4. Aufl. Mit einem Bildnis. Geh. 3.—, geb. 4.—

MAX HERRMANN

SIE UND DIE STADT. Gedichte. 1914. Geh. 2.—

VERBANNUNG. Ein Buch Gedichte. 1919. Geh. 2.—, geb. 3.—

HERMANN HESSE

In der Reihe „Gesammelte Werke in Einzelausgaben“ erschienen bisher:

PETER CAMENZIND. Roman. 1903. 115. Aufl. 1925. Geh. 4.50, Ganzleinen 6.50

ROSSHALDE. Roman. 1914. 52. Aufl. 1925. Geh. 4.50, Ganzleinen 6.50

KNULP. Drei Geschichten aus dem Leben Knulps. 1915. 120. Aufl. 1926. Geh. 2.50, Ganzleinen 4.50. (Siehe auch Luxusausgaben, Seite 82/84)

MÄRCHEN. 1919. 28. Aufl. 1925. Geh. 4.—, Ganzleinen 6.—

DEMIAN. Die Geschichte von Emil Sinclairs Jugend. 1919. 70. Aufl. 1925. Geh. 4.50, Ganzleinen 6.50

SIDDHARTHA. Eine indische Dichtung. 1922. 23. Aufl. 1925. Geh. 4.50, Ganzleinen 6.50

KURGAST. Aufzeichnungen von einer Badener Kur. 1925. 14. Aufl. Geh. 3.50, Ganzleinen 5.50

BILDERBUCH. Schilderungen. 1926. 1.–10. Aufl. Geh. 5.—, Ganzleinen 7.—

Neben der Reihe „Gesammelte Werke in Einzelausgaben" sind in der bisherigen Ausstattung lieferbar:

PETER CAMENZIND. Roman. 1903. 110. Aufl. 1923. Halbleder 8.—

DIESSEITS. Erzählungen. 1907. 28. Aufl. 1920. Geh. 4.—, geb. 5.—, Ganzleinen 6.—

NACHBARN. Erzählungen. 1908. 16. Aufl. 1921. Ganzleinen 6.—

UNTERM RAD. Roman. 1909. 122. Aufl. 1924. Geh. 4.—, Ganzleinen 6.—

UMWEGE. Erzählungen. 1912. 18. Aufl. 1920. Geh. 4.—, geb. 5.—, Ganzleinen 6.—

AUS INDIEN. Aufzeichnungen von einer indischen Reise. 1913. 12. Aufl. 1923. Geh. 3.50, Ganzleinen 5.50

ROSSHALDE. Roman. 1914. 47. Aufl. 1922. Halbleinen 4.50

DEMIAN. Die Geschichte von Emil Sinclairs Jugend. 1919. 65. Aufl. 1924. Geh. 4.—, Halbleder 8.—

ZARATHUSTRAS WIEDERKEHR. Ein Wort an die deutsche Jugend. 1920. 21. Aufl. 1924. Geh. 1.—

KLINGSORS LETZTER SOMMER. Erzählungen. 1920. 19. Aufl. 1924. Geh. 3.50, Halbleinen 5.—

WANDERUNG. Aufzeichnungen. Mit farbigen Bildern vom Verfasser. 1920. 10. Aufl. 1922. Halbpergament 13.—

GEDICHTE DES MALERS. Zehn Gedichte mit farbigen Zeichnungen des Verfassers. Einmalige numerierte Auflage. 1920. Geb. 8.—

AUSGEWÄHLTE GEDICHTE. 1921. 8. Aufl. 1924. Geh. 2.—, Ganzleinen 3.—

SIDDHARTHA. Eine indische Dichtung. 1922. 18. Aufl. 1924. Geh. 4.50, Halbpergament 8.50

BLICK INS CHAOS. Drei Aufsätze. 1922. 7. Aufl. Geh. 1.—, geb. 1.50

IN DER ALTEN SONNE. Erzählung. 1914. 27. Aufl. 1924. Mit 16 Illustrationen und handkoloriertem Umschlag von Wilhelm Schulz. (Fischers Illustrierte Bücher, Seite 80). Geh. 1.—, geb. 2.—

SCHÖN IST DIE JUGEND. Zwei Erzählungen. 1916. 88. Aufl. 1925. (Fischers Romanbibliothek Seite 77/78) Geh. 1.50, Ganzleinen 2.50

„Merkwürdige Geschichten und Menschen“ (siehe Seite 81)

JULIUS HIRSCH

DAS AMERIKANISCHE WIRTSCHAFTSWUNDER. 1925. 10. Aufl. 1926. Geh. 4.50, Ganzleinen 6.50

GEORG HIRSCHFELD

DÄMON KLEIST. Novellen. 1895. Geh. 2.—, geb. 3.—

DER BERGSEE. Novelle. 1896. Geh. 2.—

ZU HAUSE. Ein Akt. 1896. Geh. 1.—

AGNES JORDAN. Schauspiel. 1898. 1.–2. Aufl. Geh. 2.50

PAULINE. Berliner Komödie. 1899. Geh. 2.—

DER JUNGE GOLDNER. Komödie. 1901. Geh. 2.50

DER WEG ZUM LICHT. Märchendrama. 1902. Geh. 2.—, geb. 3.—

FREUNDSCHAFT. Novelle. 1902. 2. Aufl. 1907. Geh. 2.—, geb. 3.—

NEBENEINANDER. Schauspiel. 1904. Geh. 2.—, Ganzleinen 3.—

DAS GRÜNE BAND. Roman. 1906. 1.–2. Aufl. Geh. 4.50, geb. 5.50

AUF DER SCHAUKEL. Novellen. 1909. 1.–2. Aufl. Geh. 3.50, geb. 4.50

HANS AUS EINER ANDERN WELT. Roman. 1909. 1.–2. Aufl. Geh. 5.—, geb. 6.—

DAS MADCHEN VON LILLE. Roman. 1906. Neubearbeitete, resp. gekürzte Ausgabe. (Fischers Romanbibliothek in alter Ausstattung.) Steif geh. —.80

HUGO VON HOFMANNSTHAL

GESAMMELTE WERKE. Erste Reihe in drei Bänden. Pappe 20.—, Halbpergament 30.—

1. Band: GEDICHTE. LYRISCHE DRAMEN. Der Tod des Tizian. Das kleine Welttheater. Gestern. Der Tor und der Tod. Der weiße Fächer. Der Kaiser und die Hexe. Die Frau im Fenster. Das Bergwerk zu Falun. Ariadne auf Naxos.

2. Band: ERZÄHLUNGEN. Die Frau ohne Schatten. Das Märchen der 672. Nacht. Lucidor. Das Erlebnis des Marschalls v. Bassompierre. – ERFUNDENE GESPRÄCHE UND BRIEFE. Der Brief des Lord Chandos. Über Charaktere im Roman und im Drama. Die Farben. Gespräch über Gedichte. Unterhaltungen über ein neues Buch. Unterhaltung über den „Tasso" von Goethe. Unterhaltung über die Schriften von Gottfried Keller. Das Gespräch der Tänzerinnen.

3. Band: REDEN UND AUFSÄTZE.

GESAMMELTE WERKE. Zweite Reihe in drei Bänden. Pappe 25.—, Halbpergament 35.—

4. Band: LUSTSPIELE. Cristinas Heimreise. Der Rosenkavalier. Der Schwierige.

5. Band: DRAMEN I. Der Abenteurer und die Sängerin. Elektra. Jedermann. Das Salzburger Große Welttheater.

6. Band: DRAMEN II. Die Hochzeit der Sobeïde. Ödipus und die Sphinx. Alkestis. Das gerettete Venedig.

(Siehe auch Luxusausgaben, Seite 82/84)

GESTERN. Dramatische Studie. 1898. 4. Aufl. 1924. Geh. 1.—, geb. 1.75

DIE FRAU IM FENSTER. Ein Gedicht in einem Akt. 1899. 7. Aufl. 1924. Geh. 1.—, geb. 1.75

DIE HOCHZEIT DER SOBEÏDE. Dramatisches Gedicht. 1899. 9. Aufl. 1922. Geh. 1.50, geb. 2.50

DER ABENTEURER UND DIE SÄNGERIN. Ein Gedicht in 2 Aufzügen. 1899. 7. Aufl. 1924. Geh. 2.50, geb. 3.50

ELEKTRA. Tragödie. 1903. 17. Aufl. 1924. Geh. 1.50, geb. 2.50

DAS GERETTETE VENEDIG. Trauerspiel. 1905. 4. Aufl. 1924. Geh. 2.50, Halbleinen 3.50

ÖDIPUS UND DIE SPHINX. Tragödie. 1906. 6. Aufl. Geh. 2.—, geb. 3.—

KÖNIG ÖDIPUS. Tragödie von Sophokles. 1909. Übersetzt und für die neuere Bühne eingerichtet. 37. Aufl. 1920. Geh. 2.—, geb. 3.—

CRISTINAS HEIMREISE. Komödie. 1910. 2. Aufl. Geh. 2.—, geb. 3.—

DER ROSENKAVALIER. Komödie für Musik. 1911. 6. Aufl. 1924. Geb. 4.—

JEDERMANN. Das Spiel vom Sterben des reichen Mannes. 1911. 51. Aufl. 1925. Geh. 1.50, geb. 2.50

DIE FRAU OHNE SCHATTEN. Erzählung. 1919. 12. Aufl. 1920. Geh. 2.50, geb. 3.50

DAME KOBOLD. Lustspiel von Calderon. 1920. 1.–2. Aufl. Geh. 2.—, geb. 3.—

DER SCHWIERIGE. Lustspiel. 1921. 5. Aufl. 1922. Geh. 2.—, geb. 3.—

ARTHUR HOLITSCHER

AN DIE SCHÖNHEIT. Trauerspiel. 1897. Geh. 2.—

DER VERGIFTETE BRUNNEN. Roman. 1900. Geh. 4.—

DAS SENTIMENTALE ABENTEUER. Novelle. 1904. Geh. 2.50, geb. 3.50

DER GOLEM. Ghettolegende. 1908. Geh. 2.—

WORAUF WARTEST DU? Roman. 1910. Geh. 3.—

AMERIKA HEUTE UND MORGEN. Reiseerlebnisse. 1912. 14. Aufl. 1923. Mit 63 Abbildungen. Halbleinen 8.—

GESCHICHTEN AUS ZWEI WELTEN. 1914. 1.–2. Aufl. Geh. 3.—, geb. 4.—

BRUDER WURM. Erzählung. 1.–6. Aufl. 1918. Geh. 1.–, geb. 1.80

ADELA BOURKES BEGEGNUNG. Roman. 1920. 1.–5. Aufl. Geh. 4.–, geb. 5.50

DREI MONATE IN SOWJET-RUSSLAND. 1921. 1.–15. Aufl. Geh. 2.–, geb. 3.–

REISE DURCH DAS JÜDISCHE PALÄSTINA. 1922. 1. bis 10. Aufl. Mit 15 Abbildungen und einer Karte. Geh. 2.–, geb. 3.–

LEBENSGESCHICHTE EINES REBELLEN. Meine Erinnerungen. 1924. Mit einem Bildnis des Verfassers. 1.–5. Aufl. Geh. 4.50, Halbleinen 6.–

DER NARRENBAEDEKER. Aufzeichnungen aus Paris und London. 1925. Mit 15 Holzschnitten von Frans Masereel. 1.–4. Aufl. Geh. 4.–, Ganzleinen 6.–. (Siehe auch Luxusausgaben, Seite 82/84)

DAS UNRUHIGE ASIEN. Reise durch Indien, China, Japan. 1926. 1.–5. Aufl. Mit 64 Photographien. Geh. 7.50, Ganzleinen 10.–

SCHLAFWANDLER. Erzählung. 1919. 1.–20. Aufl. Steif geh. –.80, geb. 1.50. (Der Wohlfeile Gute Roman, S. 78/79)

IN ENGLAND — OSTPREUSSEN — SÜDÖSTERREICH. 1.–5. Aufl. Geb. 1.–

DAS AMERIKANISCHE GESICHT. 1.–8. Aufl. Geb. 1.–

FELIX HOLLAENDER

DER TÄNZER. Roman. 1918. 30. Aufl. 1924. Geh. 4.–, Ganzleinen 6.–

FRAU ELLIN RÖTE. Ein Eheroman. 1896. 37. Aufl. 1924. Geh. –.80, geb. 1.50 (Der Wohlfeile Gute Roman, Seite 78/79)

DAS LETZTE GLÜCK. Roman. 1899. 69. Aufl. 1924. Geh. –.80, geb. 1.50 (Der Wohlfeile Gute Roman, Seite 78/79)

HOLLAENDER-SCHMIDT

ACKERMANN. Tragikomödie. 1902. Geh. 2.–

OTTO HELMUT HOPFEN

DANIEL ABRAHAM DAVEL. Erzählung. 1905. Geh. 4.–, geb. 5.–

LAURENCE HOUSMAN

GESPRÄCHE MIT OSCAR WILDE. 1925. Ein Zusammentreffen in Paris. Deutsch von Herman George Scheffauer. 1.–3. Aufl. Geh. 2.50, Ganzleinen 3.50

FRIEDRICH HUCH

In der Sammlung Der Wohlfeile Gute Roman (Seite 78/79):

WANDLUNGEN. Roman. 1904. 44. Aufl. 1924. Geb. 1.50

MAO. Roman. 1911. 48. Aufl. 1924. Geb. 1.50

GESCHWISTER. 1912. Roman. 70. Aufl. 1921. Geb. 1.50

ELIAS HURWICZ

RUSSLANDS POLITISCHE SEELE. Russische Bekenntnisse. 1.–4. Aufl. Geb. 1.—

HENRIK IBSEN

WERKE IN FÜNF BÄNDEN. Herausgegeben und eingeleitet von Julius Elias und Paul Schlenther. Mit dem Bild des Dichters. Ganzleinen 35.—, Halbleder 50.—

1. Band: Lebensabriß und Einleitung. Gedichte. Catilina. Frau Inger auf Östrot. Das Fest auf Solhaug. Die Helden auf Helgeland (Nordische Heerfahrt).
2. Band: Komödie der Liebe. Die Kronprätendenten. Brand. Peer Gynt.
3. Band: Der Bund der Jugend. Kaiser und Galiläer. Die Stützen der Gesellschaft.
4. Band: Ein Puppenheim. Gespenster. Ein Volksfeind. Die Wildente. Rosmersholm.
5. Band: Die Frau vom Meere. Hedda Gabler. Baumeister Solneß. Klein Eyolf. John Gabriel Borkman. Wenn wir Toten erwachen.

NACHGELASSENE SCHRIFTEN in vier Bänden. Zweite Reihe von „Henrik Ibsens sämtlichen Werken". Herausgegeben und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Julius Elias und Halvdan Koht. Geh. 15.—, Halbleinen 20.—

1. Band: Gedichte. Prosaschriften. Reden. Dramen der Frühzeit: Catilina (1849). Das Schneehuhn in Justedalen (1850). Die Johannisnacht (1852).

2. Band: Dramen der Frühzeit: Das Schneehuhn, Romantische Oper (1859). Svanhild (1860). Der epische Brandentwurf (1864—65): Einleitung. Der epische Brand. Dramatische Entwürfe: Brand (1865). Peer Gynt (1867). Der Bund der Jugend (1868—69). Kaiser und Galiläer (1870—73).

3. Band: Dramatische Entwürfe: Die Stützen der Gesellschaft (1875—77). Ein Puppenheim (1879). Gespenster (1881). Die Wildente (1884). Rosmersholm (1886).

4. Band: Dramatische Entwürfe: Die Frau vom Meere (1888). Hedda Gabler (1890). Baumeister Solneß (1892). Klein Eyolf (1894). John Gabriel Borkman (1896). Wenn wir Toten erwachen (1899). Nachtrag. Anmerkungen.

EINZELAUSGABEN.

GEDICHTE. CATILINA. FRAU INGER AUF ÖSTROT. DAS FEST AUF SOLHAUG. DIE HELDEN AUF HELGELAND. KOMÖDIE DER LIEBE. DIE KRONPRÄTENDENTEN. DER BUND DER JUGEND. DIE STÜTZEN DER GESELLSCHAFT. EIN PUPPENHEIM. GESPENSTER. EIN VOLKSFEIND. DIE WILDENTE. ROSMERSHOLM. DIE FRAU VOM MEERE. HEDDA GABLER. BAUMEISTER SOLNESS. KLEIN EYOLF. JOHN GABRIEL BORKMAN. WENN WIR TOTEN ERWACHEN.

Jeder Band, mit Einleitung, geh. 1.50, geb. 2.50

KAISER UND GALILÄER. Ein weltgeschichtliches Schauspiel in zwei Teilen. 1897. I. Teil: Cäsars Abfall. Schauspiel in 5 Akten. II. Teil: Kaiser Julian. Schauspiel in 5 Akten. Mit Einleitung. Geh. 2.—, geb. 3.—

BRAND. Ein dramatisches Gedicht. Mit Einleitung. 1909. 9. Aufl. 1926. Geh. 2.—, geb. 3.—

PEER GYNT. Ein dramatisches Gedicht. Mit Einleitung. 1909. 23. Aufl. 1926. Geh. 2.—, geb. 3.—

SIGURD IBSEN

MENSCHLICHE QUINTESSENZ. Essays. 1911. Geh. 3.50, geb. 4.50

ROBERT FRANK. Drama in drei Akten. 1914. Geh. 2.—, geb. 3.—

TEMPEL DER ERINNERUNG. Ein Akt. 1919. Geh. 2.—, geb. 3.—

BERND ISEMANN

LOTHRINGER NOVELLEN. 1913. Geh. 3.50, geb. 4.50

GERHARD JACOB

DAS WERK THOMAS MANNS. Bibliographie. 1926. Geh. 3.50

NORBERT JACQUES

LONDON UND PARIS IM KRIEG. Erlebnisse auf Reisen durch England und Frankreich in Kriegszeit. 1915. 17. Aufl. Geh. 2.—, geb. 3.—

IN DER SCHWARMLINIE DES ÖSTERREICHISCH-UNGARISCHEN BUNDESGENOSSEN. 1916. 1.–3. Aufl. Geh. 2.—, geb. 3.—

AUF DEM CHINESISCHEN FLUSS. Reisebuch. 1921. Mit 24 Bildern nach Aufnahmen des Verfassers. 9. Aufl. 1922. Geh. 4.50, Halbleinen 6.50

SIEBENSCHMERZ. Roman. 1922. 1–8. Aufl. (Der Wohlfeile Gute Roman, Seite 78/79) Geh. —.80, geb. 1.50

DIE FLÜCHTLINGE. Von einer Reise durch Holland hinter die belgische Front. Geb. 1.—

HANS HENNY JAHNN

PASTOR EPHRAIM MAGNUS. Drama. 1919. 1.–2. Aufl. Geh. 2.—, geb. 3.50

JOHANNES V. JENSEN

MADAME D'ORA. Roman. 1907. 14. Tausend. 1919. Geb.

MADAME D'ORA. Drama in 5 Akten. 1917. Deutsche Bearbeitung von Karl Vollmoeller. Geh. 2.—, geb. 3.—

„DIE WELT IST TIEF…“ Novellen. 1907. 10. Tausend. 1923. Geh. 2.50, geb. 3.50

DAS RAD. Roman. 1908. 9. Tausend. 1921. Halbleinen.

EXOTISCHE NOVELLEN. 1909. 16. Tausend. 1924. Geh. 3.—, Ganzleinen 5.—

MYTHEN UND JAGDEN. Skizzen. 1910. 6. Tausend. 1919. Geh. 2.50, geb. 3.50

DER GLETSCHER. Roman. 1911. 29. Tausend. 1925. Geh. 4.50, Ganzleinen 6.50

DAS SCHIFF. Roman. 1915. 8. Tausend. 1924. Geh. 3.50, Ganzleinen 5.50

OLIVIA MARIANNE. Exotische Novellen. 1916. 6. Tausend. 1917. Geh. 2.50

UNSER ZEITALTER. Essays. 1917. 6. Aufl. Geh. 4.—, geb. 5.—

DAS VERLORENE LAND. Roman. 1920. 9. Aufl. Geh. 3.—, geb. 4.50

KOLUMBUS. Roman. 1922. 1.–6. Aufl. Geh. 3.—, Halbleinen 5.—

ZUG DER CIMBERN. Roman. 1925. 1.–5. Aufl. Geh. 4.50, Ganzleinen 6.50

NORNE-GAST. Roman. 1926. Deutsch von Julia Koppel. 1.–5. Auflage. Geh. 3.—, Ganzleinen 5.—

DOLORES und andere Novellen. 1914. 52. Aufl. 1924. (Der Wohlfeile Gute Roman, Seite 78/79) Geh. —.80, geb. 1.50

DER MONSUN und andere Tiergeschichten. 1926. Mit 16 Illustrationen von Arthur Wellmann. 1.–5. Aufl. (Fischers Illustrierte Bücher, Seite 80) Geh. 2.—, gebunden 3.—

ELSE JERUSALEM

DER HEILIGE SKARABÄUS. Roman. 1909. 40. Aufl. 1925. Geh. 6.—, Ganzleinen 8.—

WALDEMAR JOLLOS

ESAU UND JAKOB. Drama. 1919. Geh. 2.—, geb. 3.—

DER JUNGE KAINZ

BRIEFE AN SEINE ELTERN. 1912. 7. Aufl. 1923. Herausgegeben und eingeleitet von Arthur Eloesser. Mit neun Porträten und einem Faksimile. Halbleinen 5.—

ERNST KAMNITZER

DIE NADEL. Lustspiel in drei Akten nach Plänen von Carl Sternheim. 1915. Geh. 1.50, Halbpergament 3.—

MARTA KARLWEIS

DIE INSEL DER DIANA. Roman. 1919. 1.—4. Aufl. Geh. 3.—, geb. 4.50

DAS GASTMAHL AUF DUBROWITZA. Roman. 1921. 1. bis 3. Aufl. Geh. 3.—, geb. 4.50

EDUARD KEHLMANN

DER ROMAN DES HERRN FRANZISKUS HÖNDL. 1912. Geh. 3.50, geb. 4.50

BERNHARD KELLERMANN

INGEBORG. Roman. 1906. 123. Aufl. 1925. Geh. 5.—, Ganzleinen 7.—, Halbleder 9.—

DER TOR. Roman. 1909. 54. Aufl. 1926. Geh. 5.50, Halbleinen 7.—, Ganzleinen 7.50, Halbleder 9.—

DAS MEER. Roman. 1910. 92. Aufl. 1925. Geh. 5.—, Ganzleinen 7.—, Halbleder 9.—

DER TUNNEL. Roman. 1913. 243. Aufl. 1925. Geh. 5.50, Ganzleinen 7.50, Halbleder 10.—

DER KRIEG IM WESTEN. Kriegsberichte. 1915. 20. Aufl. 1916. Geh. 2.—, geb. 3.—

DER 9. NOVEMBER. Roman. 1920. 51. Aufl. 1922. Geh. 5.—, Ganzleinen 7.—, Halbleder 9.—

SCHWEDENKLEES ERLEBNIS. Roman. 1923. 1.—10. Aufl. Geh. 2.50, geb. 4.—

DIE WIEDERTÄUFER VON MÜNSTER. Drama. 1925. 1. bis 3. Aufl. Geh. 3.50, geb. 4.50

DIE BRÜDER SCHELLENBERG. Roman. 1925. 1.—20. Aufl. Geh. 5.—, Ganzleinen 7.—

DIE HEILIGEN. Novelle. 1922. 1.—12. Aufl. Mit 12 Illustrationen und handkoloriertem Umschlag von Magnus Zeller. (Fischers Illustrierte Bücher, Seite 80) Geh. 1.—, geb. 2.—

YESTER UND LI. Roman. 1911. 168. Aufl. 1925. (Fischers Romanbibliothek, Seite 77/78) Geh. 1.50, Ganzleinen 2.50

ALFRED KERR

GESAMMELTE SCHRIFTEN in zwei Reihen.
Erste Reihe in fünf Bänden: DIE WELT IM DRAMA. Halbleinen 25.—, Halbleder 45.—

1. Band: Das neue Drama.

2. Band: Der Ewigkeitszug.

3. Band: Die Sucher und die Seligen.

4. Band: Eintagsfliegen.

5. Band: Das Mimenreich.

Zweite Reihe in zwei Bänden: DIE WELT IM LICHT. Halbleinen 12.—, Halbleder 20.—

1. Band: Verweile doch!

2. Band: Du bist so schön!

DIE HARFE. Vierundzwanzig Gedichte. 1917. 4. Aufl. 1921. Geh. 2.—, geb. 3.—

NEW YORK UND LONDON. Stätten des Geschicks. Zwanzig Kapitel nach dem Weltkrieg. 1923. 7. Aufl. Geh. 2.50, geb. 4.—

O SPANIEN! Eine Reise. 1923. 6. Aufl. 1924. Geh. 3.—, geb. 4.50

ELLEN KEY

MISSBRAUCHTE FRAUENKRAFT. Ein Essay. 1899. 7. Tausend. 1911. Geh. 2.—, Halbleinen 3.—

DAS JAHRHUNDERT DES KINDES. Studien. 1902. 36. Tausend. 1926. Geh. 4.—, Ganzleinen 6.—

PERSÖNLICHKEIT UND SCHÖNHEIT IN IHREN GESELLSCHAFTLICHEN UND GESELLIGEN WIRKUNGEN. Essays. 1907. 1.–6. Tausend. Geh. 4.—, geb. 5.—

SEELEN UND WERKE. Essays. 1911. 1.–4. Tausend. Geh. 4.—, geb. 5.—

E. VON KEYSERLING

GESAMMELTE ERZÄHLUNGEN IN VIER BÄNDEN. Herausgegeben und eingeleitet von Ernst Heilborn. Geb. 20.—

1. Band: Einleitung. Beate und Mareile. Seine Liebeserfahrung. Schwüle Tage.

2. Band: Dumala. Wellen.

3. Band: Fürstinnen. Am Südhang.

4. Band: Abendliche Häuser. Im stillen Winkel.

DER DUMME HANS. Trauerspiel. 1901. Geh. 2.—

PETER HAWEL. Drama. 1903. Geh. 2.—

DUMALA. Roman. 1908. 10. Aufl. 1925. Geh. 3.—, Ganzleinen 4.50

WELLEN. Roman. 1911. 10. Aufl. 1920. Geh. 3.—, Halbleinen 4.—

ABENDLICHE HÄUSER. Roman. 1914. 14. Aufl. 1924. Geh. 3.—, Ganzleinen 5.—

FÜRSTINNEN. Erzählung. 1917. 20. Aufl. 1924. Geh. 3.—, Ganzleinen 5.—

FEIERTAGSKINDER. Roman. 1919. 13. Aufl. 1924. Geh. 3.—, geb. 4.—

HARMONIE. Novelle. 1914. 20. Aufl. 1924. Mit 18 Illustrationen und handkoloriertem Umschlag von Karl Walser. (Fischers Illustrierte Bücher, Seite 80) Geh. 1.—, geb. 2.—

BEATE UND MAREILE. 1903. Roman. 68. Aufl. 1925. (Fischers Romanbibliothek, Seite 77/78) Geh. 1.50, Ganzleinen 2.50

AM SÜDHANG. Erzählung. 1916. 51. Aufl. 1924. (Der Wohlfeile Gute Roman, Seite 78/79) Geh. —.80, geb. 1.50

IM STILLEN WINKEL. Erzählungen. 1918. 32. Aufl. 1924. (Der Wohlfeile Gute Roman, Seite 78/79) Geh. —.80, geb. 1.50

CHARLOTTE KNOECKEL

DIE SCHWESTER GERTRUD. Roman. 1907. 1.–2. Aufl. Geh. 2.50, geb. 3.50

ANNETTE KOLB

DAS EXEMPLAR. Roman. 1913. 8. Aufl. 1922. Geh. 3.50, Ganzleinen 5.50

ZARASTRO. Westliche Tage. (Aufzeichnungen.) 1920. 1.–5. Aufl. Geh. 3.—, geb. 4.—

SPITZBÖGEN. Erzählung. 1925. 1.–2. Aufl. Mit 11 Zeichnungen von Rudolf Großmann. Geh. 6.—, Ganzleinen 8.50

ADOLF KOELSCH

DAS ERLEBEN. Biologische Aufsätze. 1919. 1.–4. Aufl. Geh. 4.50, Halbleinen 6.50

HERTHA KOENIG

EMILIE REINBECK. Roman. 1913. 1.–2. Aufl. Geh. 4.—

DIE LETZTEN. Novelle. 1920. 1.–2. Aufl. Geh. 1.50, geb. 2.50

SONJA KOWALEWSKA

JUGENDERINNERUNGEN. 1897. Geh. 3.—

FRANZ KRANEWITTER

MICHEL GAISSMAYR. Tragödie aus dem Tiroler Bauernkriege von 1525. 1899. Geh. 2.—

SIEGFRIED KREBS

AUGUST DANIEL VON BINZER ODER DAS ENDE DER ROMANTIK. Roman. 1912. Geh. 2.50, geb. 3.50

HERMAN KROEPELIN

HARTE EHEN. Roman. 1911. 1.–2. Aufl. Geh. 3.50, geb. 4.50

TIDEKE FLOTOW. Roman. 1913. Geh. 3.50, geb. 4.50

HANS KYSER

DER BLUMENHIOB. Roman. 1909. 1.–2. Aufl. Geh. 3.—, geb. 4.—

MEDUSA. Tragödie. 1910. Geh. 2.—, geb. 3.—

TITUS UND DIE JÜDIN. Tragödie. 1911. Geh. 2.—, geb. 3.—

CHARLOTTE STIEGLITZ. Schauspiel aus den dreißiger Jahren. 1915. Geh. 2.—, geb. 3.—

DAS APRIKOSENBÄUMCHEN. Novellen. 1920. 1.–2. Aufl. Geh. 1.—, geb. 1.80

SELMA LAGERLÖF

HERRN ARNES SCHATZ. Roman. 1914. 71. Aufl. 1925. (Fischers Romanbibliothek, Seite 77/78) Geh. 1.50, Ganzleinen 2.50

HANS LAND

DIE RICHTERIN. Roman. 1894. 1.–6. Aufl. Geh. 3.50

DIE TUGENDHAFTE. Novellen. 1895. Geh. 2.—

ANGELA LANGER

STROMAUFWÄRTS. Aus einem Frauenleben. 1913. 1. bis 2. Aufl. Mit dem Bilde der Verfasserin. Geh. 3.—

DER KLAUSENHOF. Roman. 1916. 1.–2. Aufl. Geh. 3.—

PHILIPP LANGMANN

ANNA VON RIDELL. Schauspiel. 1904. Geh. 2.—, geb. 3.—

OTTO LECHER

DER ABGEORDNETE. Erzählung aus dem Franzisko-Josefinischen Österreich. 1919. 1.–15. Aufl. (Der Wohlfeile Gute Roman, Seite 78/79) Geh. —.80, geb. 1.50

VERNON LEE

ARIADNE IN MANTUA. Fünf romantische Szenen. 1909. Geh. 2.—, geb. 3.—

WILHELM LEHMANN

DER BILDERSTÜRMER. Roman. 1917. 1.–2. Aufl. Geh. 2.—, geb. 3.—

DIE SCHMETTERLINGSPUPPE. Roman. 1918. 1.–6. Aufl. Geh. 1.—, geb. 1.80

PAUL LENSCH

DREI JAHRE WELTREVOLUTION. 1917. 7. Aufl. 1918. Geh. 2.—, geb. 3.—

AM AUSGANG DER DEUTSCHEN SOZIALDEMOKRATIE. 1919. 7. Aufl. Geh. —.25

WILHELM LENTRODT

DAS DOPPELTE GESICHT DER GEGENWART. Essays. 1914. Geh. 3.—, geb. 4.—

ALEXANDER LERNET-HOLENIA

DEMETRIUS. Haupt- und Staatsaktion. (Schauspiel.) 1926. Geh. 3.50

GUSTAV LEUTELT

DAS ZWEITE GESICHT. Erzählung. 1911. 1.–2. Aufl. Geh. 3.—, geb. 4.—

HÜTTENHEIMAT. Ein Roman aus dem Isergebirge. 1919. 1.–4. Aufl. Geh. 3.—, geb. 4.—

KARL LEUTHNER

RUSSISCHER VOLKSIMPERIALISMUS. Geb. 1.—

JULIUS LEVIN

ZWEIE UND DER LIEBE GOTT. Roman. 1919. 1.–3. Aufl. Geh. 3.—, geb. 4.—

DAS LÄCHELN DES HERRN VON GOLUBICE-GOLUBICKI. Roman. 1915. 35. Aufl. 1925. (Fischers Romanbibliothek, Seite 77/78) Geh. 1.50, Ganzleinen 2.50

RICHARD LEWINSOHN

DIE UMSCHICHTUNG DER EUROPÄISCHEN VERMÖGEN. 1925. 7. Aufl. Geh. 6.—, Halbleinen 8.—

WILHELM LEYHAUSEN

DIE PERSER DES AISCHYLOS. Tragödie. Kartoniert 1.75

JONAS LIE

EINE EHE. Roman. 1911. 87. Aufl. 1925. (Fischers Romanbibliothek, Seite 77/78.) Geh. 1.50, Ganzleinen 2.50

AUF IRRWEGEN. Roman. 1911. 46. Aufl. 1921. (Der Wohlfeile Gute Roman, Seite 78/79) Geh. —.80, geb. 1.50

DER LINDENBAUM

Deutsche Volkslieder. Ausgewählt von Hermann Hesse, Martin Lang und Emil Strauß. 1909. 10. Aufl. 1924. Geh. 2.50, Ganzleinen 4.—

OSKAR LOERKE

VINETA. Erzählung. 1907. Geh. 3.—, geb. 4.—

FRANZ PFINZ. Novelle. 1909. Geh. 3.—, geb. 4.—

DER TURMBAU. Roman. 1910. Geh. 3.50, geb. 4.50

WANDERSCHAFT. Gedichte. 1911. Geh. 3.50, geb. 4.50

GEDICHTE. 1916. Geh. 3.50, geb. 4.50

DER PRINZ UND DER TIGER. Erzählung. 1919. 1.–3. Aufl. Geh. 3.—, geb. 4.—

DIE HEIMLICHE STADT. Gedichte. 1921. Geh. 3.50, geb. 4.50. (Siehe auch Luxusausgaben, Seite 82/84)

ZEITGENOSSEN AUS VIELEN ZEITEN. Essays. 1925. 1.–2. Aufl. Geh. 6.—, Ganzleinen 8.—

DER LÄNGSTE TAG. Gedichte. 1926. 1.–2. Aufl. Geh. 4.—, Ganzleinen 5.50

EMIL LUCKA

ISOLDE WEISSHAND. Ein Roman aus alter Zeit. 1908. 58. Aufl. 1926. (Fischers Romanbibliothek, Seite 77/78) Geh. 1.50, Ganzleinen 2.50

EMIL LUDWIG

MANFRED UND HELENA. Roman. 1911. 1.–2. Aufl. Geh. 3.50, geb. 4.50

DIE REISE NACH AFRIKA. 1913. 1.–3. Aufl. Mit einer Karte und 42 Abbildungen. Geh. 4.—, geb. 5.50

RICHARD DEHMEL. 1913. 1.–2. Aufl. Mit dem Bilde Richard Dehmels und zwei Faksimiles. Geh. 2.50, Halbleinen 4.—

FRIEDRICH, KRONPRINZ VON PREUSSEN. Historisches Schauspiel in zehn Bildern. 1914. Geh. 2.—, geb. 3.—

DER KÜNSTLER. Essays. 1914. 1.—2. Aufl. Geh. 3.50, geb. 4.50

DER KAMPF AUF DEM BALKAN. Berichte aus der Türkei, Serbien und Griechenland 1915/16. 1916. 1.—3. Aufl. Geh. 1.50, geb. 2.50

DIE FAHRTEN DER EMDEN UND DER AYESHA. Mit 20 Abbildungen. Geb. 1.—

DIE FAHRTEN DER GOEBEN UND DER BRESLAU. Mit 18 Abbildungen. Geb. 1.—

AAGE MADELUNG

JAGD AUF TIERE UND MENSCHEN. Erzählungen. 1909. 8. Tausend. 1918. Mit dem Bild des Dichters nach einer Federzeichnung von Eduard Saltoft. Geh. 3.50, geb. 5.—

DIE GEZEICHNETEN. Roman. 1913. 35. Tausend. 1922. Geb.

MEIN KRIEGSTAGEBUCH. 1915. 9. Tausend. Mit dem Bildnis des Verfassers. Geh. 1.—, Ganzleinen 2.50

AUS UNGARN UND GALIZIEN. 1916. 1.—3. Tausend. Geh. 1.—, Ganzleinen 2.50

DAS UNSTERBLICHE WILD. Erzählungen. 1924. 1.—4. Aufl. Mit einer lithographierten Einbandzeichnung von Eduard Saltoft. Geh. 4.—, Halbleinen 5.50

THOMAS MANN

GESAMMELTE WERKE IN ZEHN BÄNDEN. Mit der Wiedergabe einer Originalradierung des Dichters von Max Liebermann. Ganzleinen 96.—

1. Band: Buddenbrooks. I. Band.
2. Band: Buddenbrooks. II. Band.
3. Band: Novellen I. Der kleine Herr Friedemann. Enttäuschung. Der Bajazzo. Tobias Mindernickel. Luischen. Der Weg zum Friedhof. Die Hungernden. Der Kleiderschrank. Gladius Dei. Ein Glück. Beim Propheten. Schwere Stunde. Wie Jappe und Do Escobar sich prügelten. Das Wunderkind. Das Eisenbahnunglück. Tristan.
4. Band: Novellen II. Tonio Kröger. Fiorenza. Herr und Hund. Der Tod in Venedig.

5. Band: Königliche Hoheit.

6. Band: Der Zauberberg. I. Band.

7. Band: Der Zauberberg. II. Band.

8. Band: Betrachtungen eines Unpolitischen.

9. Band: Rede und Antwort. Gesammelte Abhandlungen und kleine Aufsätze.

10. Band: Bemühungen. Neue Folge der Gesammelten Abhandlungen und kleinen Aufsätze.

In der Reihe „Gesammelte Werke in Einzelausgaben" erschienen:

BUDDENBROOKS. Verfall einer Familie. 1901. 159. Aufl. 1925. Zwei Bände. Geh. 12.—, Halbleinen 16.—, Ganzleinen 17.—, Halbleder 22.—

KÖNIGLICHE HOHEIT. Roman. 1909. 82. Aufl. 1924. Geh. 6.—, Halbleinen 8.—, Ganzleinen 8.50, Halbleder 11.—

BETRACHTUNGEN EINES UNPOLITISCHEN. 1918. 24. Aufl. 1922. Geh. 7.—, Halbleinen 9.—, Ganzleinen 9.50, Halbleder 12.—

REDE UND ANTWORT. Gesammelte Abhandlungen und kleine Aufsätze. 1922. 16. Aufl. Geh. 6.—, Halbleinen 8.—, Ganzleinen 8.50, Halbleder 11.—

NOVELLEN. Zwei Bände. 1922. 15. Aufl. 1925. Jeder Band geh. 6.—, Halbleinen 8.—, Ganzleinen 8.50, Halbleder 11.—

DER ZAUBERBERG. Roman. 1924. Zwei Bände. 60. Aufl. 1925. Geh. 16.—, Halbleinen 20.—, Ganzleinen 21.—, Halbleder 25.—

— Ungekürzte Dünndruckausgabe in einem Bande. 61.–80. Aufl. 1926. Ganzleinen 12.—, Ganzleder 18.—

BEMÜHUNGEN. Neue Folge der Gesammelten Abhandlungen und kleinen Aufsätze. 1925. 1.–12. Aufl. Geh. 6.—, Halbleinen 8.—, Ganzleinen 8.50, Halbleder 11.—

Neben der Reihe „Gesammelte Werke in Einzelausgaben" erschienen ferner:

FIORENZA. Drei Akte. 1906. 13. Aufl. Geh. 3.—, geb. 4.—

DER TOD IN VENEDIG. Novelle. 1913. 68. Aufl. 1925. Geh. 3.50, Ganzleinen 5.50

Liebhaber-Ausgabe in Großquartformat. 1.–2. Aufl. 1923. Halbpergament 15.—

FRIEDRICH UND DIE GROSSE KOALITION. 1915. 41. Aufl. 1924. Geh. 1.50, geb. 2.50

VON DEUTSCHER REPUBLIK. 1923. 1.–6. Aufl. Geh. 1.–

PARISER RECHENSCHAFT. 1.–5. Aufl. 1926. Geh. 2.50, geb. 3.50

UNORDNUNG UND FRÜHES LEID. Novelle. 1926. Mit einer Titelvignette von Karl Walser. In mehrfarbigem Schutzkarton. 40. Aufl. Geh. 3.–, geb. 4.50 (Siehe auch Luxusausgaben, Seite 82/84)

In der Sammlung Fischers Illustrierte Bücher (Seite 80):

TONIO KRÖGER. Novelle. 1914. 60. Aufl. 1925. Mit 18 Illustrationen und handkoloriertem Umschlag von E. M. Simon. Geh. 2.–, geb. 3.–

HERR UND HUND. Idylle. 1919. 1.–10. Aufl. Mit 15 Illustrationen und handkoloriertem Umschlag von Georg Walther Roeßner. 1925. Geh. 2.–, geb. 3.–

In der Sammlung Fischers Romanbibliothek (Seite 77/78):

DER KLEINE HERR FRIEDEMANN. Novellen. 1909. 96. Aufl. 1925. Geh. 1.50, Ganzleinen 2.50

DAS WUNDERKIND. Novellen. 1914. 70. Aufl. 1925. Geh. 1.50, Ganzleinen 2.50

ROSA MAYREDER

IDOLE. Roman. 1899. Geh. 2.–, geb. 3.–

JULIUS MEIER-GRAEFE

WOHIN TREIBEN WIR? Zwei Reden über Kultur und Kunst. 1913. 1.–2. Aufl. Geh. –.50

GEORGE MEREDITH

LORD ORMONT UND SEINE AMINTA. Roman. 1907. Geh. 5.50, geb. 6.50

DIE TRAGISCHEN KOMÖDIANTEN. Roman. 1908. 1.–2. Tausend. Geh. 5.50, geb. 6.50

KASPAR LUDWIG MERKL

DIE KAKTEENSAMMLUNG. Novellen. 1916. 1.–2. Aufl. Geh. 2.50, geb. 3.50

DAS NARRENSEIL. Zwei Novellen. 1920. 1.–2. Aufl. Geh. 2.–, geb. 3.–

MERKWÜRDIGE GESCHICHTEN UND MENSCHEN

Herausgegeben von Hermann Hesse, siehe Seite 81.

SOPHUS MICHAELIS

DAS HIMMELSSCHIFF. Roman. 1926. Deutsch von Charlotte Weigert. 1.–8. Aufl. (Fischers Romanbibliothek Seite 77/78) Geh. 1.50, Ganzleinen 2.50

ROBERT MICHEL

DER STEINERNE MANN. Roman. 1909. Geh. 3.–, geb. 4.–

MEJRIMA. Drama. 1909. Geh. 2.–

GESCHICHTEN VON INSEKTEN. 1911. Geh. 3.–, geb. 4.–

DIE HÄUSER AN DER DŽAMIJA. Roman. 1915. 1.–2. Aufl. Geh. 3.–

BRIEFE EINES HAUPTMANNS AN SEINEN SOHN. 1917. 1.–6. Aufl. Geh. 3.–, geb. 4.–

BRIEFE EINES LANDSTURMLEUTNANTS AN FRAUEN. 1917. 1.–4. Aufl. Geh. 2.50, geb. 3.50

GOTT UND DER INFANTERIST. Erzählungen. 1919. Geh. 2.–, geb. 3.–

DER HEILIGE CANDIDUS. Drama. 1919. Geh. 2.–, geb. 3.–

DIE HÄUSER AN DER DŽAMIJA. Roman. 1915. 7. Aufl. 1925. (Fischers Romanbibliothek, Seite 77/78). Geh. 1.50, Ganzleinen 2.50.

FRANZ MOLNAR

KRIEGSFAHRTEN EINES UNGARN. 1916. 1.–3. Aufl. Geh. 2.–, Ganzleinen 3.–

PAUL MONGRÉ

DER ARZT SEINER EHRE. Groteske. 1912. Geh. 1.–

GEORGE MOORE

LIEBESLEUTE IN ORELAY. Roman. 1925. 1.–6. Aufl. (Fischers Romanbibliothek, Seite 77/78) Geh. 1.50, Ganzleinen 2.50

PARISER GESCHICHTEN. Skizzen. 1926. 1.–6. Aufl. (Fischers Romanbibliothek, Seite 77/78) Geh. 1.50, Ganzleinen 2.50

ROBERT MÜLLER

DIE POLITIKER DES GEISTES. Sieben Situationen. (Komödie.) 1917. Geh. 1.50, geb. 2.50

ÖSTERREICH UND DER MENSCH. Geb. 1.—

EUROPÄISCHE WEGE. Geb. 1.—

RICHARD MUTHER

DIE BELGISCHE MALEREI. 1909. Mit 32 Abbildungen. Geh. 4.—

GUSTAVUS MYERS

GESCHICHTE DER GROSSEN AMERIKANISCHEN VERMÖGEN. 1916. 2 Bände. Mit einer Einleitung von Max Schippel und dem Bild des Verfassers. 7. Aufl. 1923. Geh. 12.—, Halbleinen 16.—

PETER NANSEN

AUSGEWÄHLTE WERKE in drei Bänden. Mit dem Bild des Dichters. Geb. 15.—

1. Band: Jugend und Liebe, ausgewählte Novellen. 1908. (Eine glückliche Ehe. Aus dem ersten Universitätsjahre. Die Feuerprobe. Das erleuchtete Fenster. Des Bürgermeisters Winterüberzieher. Der Simulant. Aus dem Tagebuch eines Verliebten. Ein Weihnachtsmärchen. Der Weihnachtsbaum. Fräulein Mimi. Eine Ballunterhaltung.) 15. Tausend. 1922. Geh. 4.—, geb. 5.50
2. Band: Theater. 1912. (Judiths Ehe. Eine glückliche Ehe. Kameraden. Ein Hochzeitsabend. Die gestörte Verbindung.) 10. Tausend. 1922. Geh. 3.50, geb. 5.—
3. Band: Die Romane des Herzens, eine Liebestrilogie. 1912. (Julies Tagebuch. Maria. Gottesfriede.) 15. Tausend. 1921. Geh. 4.—, geb. 5.50

MARIA. Ein Buch der Liebe. 1895. 35. Tausend. 1924. Geh. 2.—, Ganzleinen 3.50

GOTTESFRIEDE. Roman. 1895. 26. Tausend. 1921. Geb.

AUS DEM ERSTEN UNIVERSITÄTSJAHRE. Ein Roman in Briefen. 1896. 4. Tausend. 1900. Geh. 3.—, geb. 4.—

DIE BRÜDER MENTHE. Roman. 1916. 13. Tausend. 1918. Geh. 3.—, geb. 4.—

DES LEBENS LUST. Novellen. 1918. 9. Tausend. Geh. 3.—, geb. 4.—

Ferner in der Sammlung „Der Wohlfeile Gute Roman“ (Seite 78/79):

EINE GLÜCKLICHE EHE. Novellen. 1894. 56. Aufl. 1922

JULIES TAGEBUCH. Roman. 1895. 73. Aufl. 1921

Jeder Band geh. —.80, geb. 1.50

EUGENE G. O'NEILL

KAISER JONES. Schauspiel. 1923. 1.–2. Aufl. Geh. 1.50

DER HAARIGE AFFE. Ein Schauspiel alten und neuen Lebens. 1924. 1.–2. Aufl. Steif geh. 2.—

UNTERM KARIBISCHEN MOND. Dramatische Studie. 1924. 1.–2. Aufl. Steif geh. 1.—

FRIEDRICH NEUBAUER

DER HÜHNERHOF. Eine Komödie. 1914. Geh. 1.—

DIE NEUE WELT

Eine Anthologie jüngster amerikanischer Lyrik. Herausgegeben von Claire Goll. 1921. 1.–3. Aufl. Geh. 2.—, Halbleinen 3.50

KARL FR. NOWAK

HÖTZENDORFS LAGER. 1916. 1.–8. Aufl. Geh. 1.—, geb. 2.—

ÜBER DEN LOWTSCHEN. Mit 12 Holzschnitten von Fritz Lederer. 1917. 1.–3. Aufl. Geh. 1.—, geb. 2.—

OSTPREUSSISCHE KRIEGSHEFTE

Auf Grund amtlicher und privater Berichte herausgegeben von A. Brackmann.

1. Heft: Die August- und Septembertage 1914. 1915. Geh. —.50
2. Heft: Die Fluchtbewegung und Flüchtlingsfürsorge. 1915. Geh. —.50
3. Heft: Die zweite Besetzung Ostpreußens und die Wirkung des Krieges auf Landwirtschaft und Handel der Provinz. 1916. Geh. —.50
4. Heft: Der Wiederaufbau der Provinz. I. Mit fünf Abbildungen und Karten. 1916. Geh. —.50
5. Heft: Der Wiederaufbau der Provinz. II. Mit einer Abbildung. 1917. Geh. —.50

JACOB PALUDAN

VÖGEL UMS FEUER. Roman. 1926. Deutsch von Erwin Magnus. 1.–5. Aufl. Geh. 5.—, Ganzleinen 7.—

OTTO PNIOWER

DICHTUNGEN UND DICHTER. Essays und Studien. 1912. Geh. 4.—

JOHANNES RAFF

DER LETZTE STREICH DER KÖNIGIN VON NAVARRA (HOHE LIEBE). Trauerspiel. 1907. Geh. 3.—, Ganzleinen 4.—

DER ZERSTÖRER. Tragödie. 1910. Geh. 3.—, Ganzleinen 4.—

MUTTERSCHAFT. Drama. 1912. Geh. 2.50, Halbpergament 3.50

WALTHER RATHENAU

GESAMMELTE SCHRIFTEN IN FÜNF BÄNDEN. Mit einem Bild des Verfassers. Ganzleinen 30.—

1. Band: Zur Kritik der Zeit. Mahnung und Warnung.
2. Band: Zur Mechanik des Geistes.
3. Band: Von kommenden Dingen.

4. Band: Reflexionen und Aufsätze.

5. Band: Wirtschaft, Staat und Gesellschaft.

ZUR KRITIK DER ZEIT. 1912. 28. Aufl. 1925. Ganzleinen 6.50

ZUR MECHANIK DES GEISTES. 1913. 14. Aufl. 1922. Geh. 4.—, Halbleinen 5.50. 21. Aufl. 1925. Ganzleinen 6.50

PROBLEME DER FRIEDENSWIRTSCHAFT. 1917. 25. Aufl. 1918. Geh. 1.—

VON KOMMENDEN DINGEN. 1917. 72. Aufl. 1923. Geh. 4.—, Halbleinen 5.50. 79. Aufl. 1925. Ganzleinen 6.50

STREITSCHRIFT VOM GLAUBEN. 1917. 16. Aufl. 1924. Geh. 1.—

VOM AKTIENWESEN. Eine geschäftliche Betrachtung. 1917. 23. Aufl. 1922. Geh. 1.—

ZEITLICHES. 1918. 25. Aufl. 1919. Geh. 1.—

AN DEUTSCHLANDS JUGEND. 1918. 22. Aufl. 1925. Geh. 1.50

NACH DER FLUT. 1919. 18. Aufl. 1923. Geh. 1.—

DER KAISER. Eine Betrachtung. 1919. 57. Aufl. 1923, Geh. 1.—

DER NEUE STAAT. 1919. 18. Aufl. 1922. Geh. 1.—

KRITIK DER DREIFACHEN REVOLUTION. — APOLOGIE. 1919. 17. Aufl. 1924. Geh. 1.—

DIE NEUE GESELLSCHAFT. 1919. 19. Aufl. 1923. Geh. 1.—

WAS WIRD WERDEN? 1920. 16. Aufl. 1924. Geh. 1.—

DEMOKRATISCHE ENTWICKLUNG. 1920. 8. Tausend. Geh. 1.—

CANNES UND GENUA. Vier Reden zum Reparationsproblem mit einem Anhang. 1922. 10. Aufl. Geh. 1.—

GESAMMELTE REDEN. 1924. 1.–4. Aufl. Geh. 6.—, Halbleinen 8.—, Halbleder 10.—

REFLEXIONEN UND AUFSÄTZE. 1925. 8. Aufl. Ganzleinen 6.50

WIRTSCHAFT, STAAT UND GESELLSCHAFT. 1925. 7. Aufl. Ganzleinen 7.—

EMIL REICH

HENRIK IBSENS DRAMEN. Zwanzig Vorlesungen, gehalten an der Universität Wien. 1909. 14. Aufl. 1924. Geh. 6.–, Halbleinen 8.—

ERNST REINMANN

DER GENERAL BONAPARTE. Schauspiel. 1910. Geh. 2.50

HANS REISIGER

MARIA MARLEEN. Roman. 1911. 1.–2. Aufl. Geh. 3.–, Ganzleinen 4.50

JAKOBSLAND. Roman. 1913. 1.–2. Aufl. Geh. 3.–, geb. 4.–

TOTENFEIER. Oden aus dem Krieg. 1916. Geh. 1.50, geb. 2.50

SANTA CATERINA DA SIENA. Novelle. 1921 siehe Luxusausgaben, Seite 82/84

ALEXEI REMISOW

IN BLAUEM FELDE. Erzählung. 1924. 1.–4. Aufl. Geh. 3.–, Halbleinen 4.–

RUDOLF REQUADT

AUS DEN KÄMPFEN UM LÜTTICH. Geb. 1.–

IM KRIEGSFLUGZEUG. Geb. 1.–

GABRIELE REUTER

AUS GUTER FAMILIE. Leidensgeschichte eines Mädchens. 1895. 26. Aufl. 1924. Geh. 4.50, Ganzleinen 6.50

DAS BÖSE PRINZESSCHEN. Märchenspiel. 1905. Geh. 1.50

WUNDERLICHE LIEBE. Novellen. 1905. 1.–4. Aufl. Geh. 3.50, geb. 4.50

DER AMERIKANER. Roman. 1907. 1.–6. Aufl. Geb. 5.–

LIEBE UND STIMMRECHT. Essay. 1914. Geh. –.50

DIE JUGEND EINES IDEALISTEN. Roman. 1917. 14. Aufl. 1921. Geh. u. geb.

VOM KINDE ZUM MENSCHEN. Die Geschichte meiner Jugend. 1921. 1.–6. Aufl. Mit 12 Abbildungen. Geh. 3.50, Halbleinen 5.–

DAS TRÄNENHAUS. 1908. 1.–6. neu bearbeitete Aufl. 1926. (Fischers Romanbibliothek Seite 77/78.) Geh. 1.50, Ganzleinen 2.50

In der Sammlung „Der Wohlfeile Gute Roman“ (Seite 78/79):

ELLEN VON DER WEIDEN. Roman. 1900. 62. Aufl. 1923. Geb. 1.50

FRAUENSEELEN. Novellen. 1901. 48. Aufl. 1924. Geh. —.80, geb. 1.50

DER AMERIKANER. Roman. 1907. 40. Aufl. 1924. Geh. —.80, geb. 1.50

EMIL ALPHONS RHEINHARDT

DAS ABENTEUER IM GEISTE. Novellen. 1917. 1.–2. Aufl. Geh. 2.50, geb. 3.50

TIEFER ALS LIEBE. Gedichte. 1919. Geh. 1.50, geb. 2.50

HENRY HANDEL RICHARDSON

MAURICE GUEST. Roman. 1912. Zwei Bände. 1.–2. Taus. Geh. 7.—, geb. 9.—

ERNST ROSMER

MADONNA. Novellen. 1894. Geh. 2.—

TEDEUM. Komödie. 1896. Geh. 2.—, geb. 3.—

THEMISTOKLES. Tragödie. 1897. Geh. 2.—

MUTTER MARIA. Drama. 1900. Geh. 2.50

JOHANNES HERKNER. Schauspiel. 1904. Geh. 2.50

NAUSIKAA. Tragödie. 1906. Geh. 2.50

MARIA ARNDT. Schauspiel. 1908. Geh. 2.—

ACHILL. Tragödie. 1910. Geh. 2.50, geb. 3.50

CARL RÖSSLER

DIE FÜNF FRANKFURTER. Lustspiel. 1912. 11. Aufl. 1923. Geh. 2.—, geb. 3.—

ALEXANDER RUTHS

HERTHA RULAND. Roman. 1905. 1.–2. Aufl. Geh. 5.—, geb. 6.—

GUSTAV SACK

GESAMMELTE WERKE in zwei Bänden. Herausgegeben von Paula Sack, mit einer Biographie von Hans W. Fischer, einer Zeichnung und zwei Bildnissen des Dichters. Geh. 7.—, geb. 10.—

EIN VERBUMMELTER STUDENT. Roman. 1917. 20. Aufl. 1919. Halbleinen 4.50

EIN NAMENLOSER. Roman. 1919. 1.–5. Aufl. Geh. 2.—, geb. 3.—

FELIX SALTEN

DIE KLEINE VERONIKA. Novelle. 1903. 1.–2. Aufl. Geh. 2.—

DAS ÖSTERREICHISCHE ANTLITZ. Essays. 1909. 4. Aufl. 1918. Geh. 3.—, geb. 4.—

GESTALTEN UND ERSCHEINUNGEN. Essays. 1913. 1.–2. Aufl. Geh. 3.—

KINDER DER FREUDE. Drei Einakter. 1917. 1.–2. Aufl. Geh. 2.—, geb. 3.—

OLGA FROHGEMUTH. Erzählung. 1910. (Fischers Romanbibliothek in alter Ausstattung.) Steif geh. —.80

JAKOB SCHAFFNER

DIE IRRFAHRTEN DES JONATHAN BREGGER. Roman. 1905. (Fischers Romanbibliothek in alter Ausstattung.) Steif geh. —.80

GROBSCHMIEDE. Erzählungen. 1917. 46. Aufl. 1921. (Der Wohlfeile Gute Roman, Seite 78 79.) Geh. —.80, geb. 1.50

KARL SCHEFFLER

IDEALISTEN. Essays. 1909. Geh. 4.—

DEUTSCHE KUNST. Geb. 1.—

WERNER SCHENDELL

PARTEIEN. Drama in fünfzehn Szenen. 1918. 1.–2. Aufl. Geh. 1.—, Halbleinen 1.80

MAX SCHIPPEL

ENGLAND UND WIR. Kriegsbetrachtungen eines Sozialisten. Geb. 1.—

CARL LUDWIG SCHLEICH

VON DER SEELE. Essays. 1910. 26. Aufl. 1924. Geh. 4.50 Halbleinen 6.—

VOM SCHALTWERK DER GEDANKEN. Essays. 1916. 49. Aufl. 1926. Geh. 4.—, Ganzleinen 6.—

DAS ICH UND DIE DÄMONIEN. Essays. 1920. 12. Aufl. 1924. Geh. 4.50, Halbleinen 6.—

PAUL SCHLENTHER

GERHART HAUPTMANN. Leben und Werke. 1897. Neue Ausgabe, umgearbeitet und erweitert von Arthur Eloesser. 1922. 13. Aufl. Mit 8 Abbildungen. Geh. 4.50, Halbleinen 6.—

ZWISCHEN LINDAU UND MEMEL WÄHREND DES KRIEGES. Geb. 1.—

PAUL SCHLESINGER

STEFAN UND ELSA HIRRLINGER. Ein Roman aus der Zeit vor dem Kriege. 1922. 4. Aufl. Geh. 3.—, geb. 4.50

IWAN SCHMELJOW

DIE SONNE DER TOTEN. Roman. 1925. 1.–4. Aufl. Geh. 5.— Ganzleinen 7.—

DER NIEGELEERTE KELCH. Roman. 1926. 1.–5. Aufl. (Fischers Romanbibliothek, Seite 77/78.) Geh. 1.50, Ganzleinen 2.50

JUSTUS SCHMIDEL

DIE HARTE SCHULE. Erlebnisse in Amerika. 1922. 1.–5. Aufl. Geh. 4.–, Halbleinen 5.50

ARTHUR SCHNITZLER

GESAMMELTE WERKE in zwei Abteilungen. Mit dem Bild des Dichters nach einer Zeichnung von Emma Löwenstamm.

Erste Abteilung: Die erzählenden Schriften in vier Bänden. Halbleinen 26.—, Ganzleinen 30.—, Halbleder 40.—

1. Band: Novellen. Sterben. Blumen. Ein Abschied. Die Frau des Weisen. Der Ehrentag. Die Toten schweigen. Andreas Thameyers letzter Brief. Der blinde Geronimo und sein Bruder. Leutnant Gustl. Die griechische Tänzerin.
2. Band: Novellen. Frau Berta Garlan. Das Schicksal des Freiherrn von Leisenbohg. Die Fremde. Die Weissagung. Das neue Lied. Der Tod des Junggesellen. Der tote Gabriel. Das Tagebuch der Redegonda. Der Mörder. Die dreifache Warnung. Die Hirtenflöte.
3. Band: Der Weg ins Freie.
4. Band: Frau Beate und ihr Sohn. Dr. Gräsler, Badearzt. Casanovas Heimfahrt.

Zweite Abteilung: Die Theaterstücke in fünf Bänden. Halbleinen 32.50, Ganzleinen 37.50, Halbleder 50.—

1. Band: Anatol. Das Märchen. Liebelei. Freiwild. Das Vermächtnis.
2. Band: Paracelsus. Die Gefährtin. Der grüne Kakadu. Der Schleier der Beatrice. Lebendige Stunden. Die Frau mit dem Dolche. Die letzten Masken. Literatur.
3. Band: Der einsame Weg. Zwischenspiel. Der Puppenspieler. Der tapfere Cassian. Zum großen Wurstel. Der Ruf des Lebens.
4. Band: Komtesse Mizzi oder Der Familientag. Der junge Medardus. Das weite Land.
5. Band: Professor Bernhardi. Komödie der Worte. Fink und Fliederbusch. Die Schwestern oder Casanova in Spa.

ERGÄNZUNGSBÄNDE REIHE I, BAND IV UND REIHE II, BAND V (zur Komplettierung der früheren Ausgaben von Reihe I in drei Bänden und Reihe II in vier Bänden). Jeder Band geb. 6.50, Ganzleinen 8.—, Halbleder 10.—

STERBEN. Novelle. 1894. 12. Aufl. 1923. Geh. 2.50, geb. 3.50

DAS MÄRCHEN. Schauspiel. 1895. 4. Aufl. 1923. Geh. 2.—, geb. 3.—

ANATOL. Einakterzyklus. 1895. 29. Aufl. 1923. Geh. 2.—, geb. 3.—

LIEBELEI. Schauspiel. 1896. 23. Aufl. 1925. Geh. 2.—, geb. 3.—

FREIWILD. Schauspiel. 1898. 4. Aufl. 1922. Geh. 2.—, geb. 3.—

DAS VERMÄCHTNIS. Schauspiel. 1898. 4. Aufl. 1923. Geh. 2.—, geb. 3.—

DIE FRAU DES WEISEN. Novelletten. 1898. 11. Aufl. 1926. Geh. 3.—, geb. 4.—

DER GRÜNE KAKADU — PARACELSUS — DIE GEFÄHRTIN. Drei Einakter. 1899. 11. Aufl. 1922. Geh. 2.—, geb. 3.—

DER SCHLEIER DER BEATRICE. Schauspiel. 1901. 6. Aufl. 1922. Geh. 3.—, geb. 4.—

FRAU BERTA GARLAN. Novelle. 1901. 80. Aufl. 1925. Geh. 3.50, Ganzleinen 5.50

LEUTNANT GUSTL. Novelle. 1901. 21. Aufl. 1919. Geh. 1.50, geb. 2.50

LEBENDIGE STUNDEN. Vier Einakter. 1901. (Lebendige Stunden. Die Frau mit dem Dolche. Die letzten Masken. Literatur.) 12. Aufl. 1922. Geh. 2.—, geb. 3.—

DER EINSAME WEG. Schauspiel. 1904. 11. Aufl. 1926. Geh. 3.—, geb. 4.—

ZWISCHENSPIEL. Komödie. 1905. 6. Aufl. 1922. Geh. 2.—, geb. 3.—

DER RUF DES LEBENS. Schauspiel. 1906. 5. Aufl. 1922. Geh. 2.—, geb. 3.—

MARIONETTEN. Drei Einakter. 1906. (Der Puppenspieler. Der tapfere Cassian. Zum großen Wurstel.) 4. Aufl. 1922. Geh. 2.—, geb. 3.—

DÄMMERSEELEN. Novellen. 1907. 18. Aufl. 1922. Geh. 2.—, geb. 3.—

DER WEG INS FREIE. Roman. 1908. 45. Aufl. 1924. Geh. 5.50, Ganzleinen 7.50, Halbleder 9.—

KOMTESSE MIZZI oder DER FAMILIENTAG. Komödie. 1909. 5. Aufl. 1922. Geh. 2.—, geb. 3.—

DER JUNGE MEDARDUS. Dramatische Historie. 1910. 10. Aufl. 1923. Geh. 3.50, geb. 4.50

DAS WEITE LAND. Tragikomödie. 1911. 10. Aufl. 1920. Geh. 2.—, geb. 3.—

MASKEN UND WUNDER. Novellen. 1912. 18. Aufl. 1923. Geh. 3.—, geb. 4.—

PROFESSOR BERNHARDI. Komödie. 1912. 22. Aufl. 1924. Geh. 3.50, geb. 4.50

FRAU BEATE UND IHR SOHN. Novelle. 1913. 18. Aufl. 1922. Geh. 3.—, Ganzleinen 4.50

KOMÖDIE DER WORTE. Drei Einakter. 1915. (Stunde des Erkennens. Große Szene. Das Bacchusfest.) 9. Aufl. 1922. Geh. 2.—, geb. 3.—

DOKTOR GRÄSLER, BADEARZT. Erzählung. 1917. 29. Aufl. 1922. Geh. 2.50, geb. 3.50

FINK UND FLIEDERBUSCH. Komödie. 1917. 1.–6. Aufl. Geh. 2.—, geb. 3.—

CASANOVAS HEIMFAHRT. Novelle. 1918. 1.–40. Aufl. Geb. 2.50

— Illustrierte Ausgabe. 1921. Mit fünf Steinzeichnungen von Hans Meid. 1.–4. Aufl. Halbleinen 8.50

DIE SCHWESTERN oder CASANOVA IN SPA. Ein Lustspiel in Versen. 1919. 7. Aufl. 1922. Geh. 2.—, geb. 3.—

KOMÖDIE DER VERFÜHRUNG. 1924. 1.–5. Aufl. Geh. 4.—, geb. 5.—

DER GANG ZUM WEIHER. Dramatische Dichtung. 1926. 1.–5. Aufl. Geh. 4.—, geb. 5.—

TRAUMNOVELLE. 1926. 1.–25. Aufl. Mit einer Zeichnung von Prof. Hans Meid, in Holz geschnitten von O. Bangemann. Geh. 3.50, Ganzleinen 5.50, Halbleder 7.50

DIE GRIECHISCHE TÄNZERIN. Novellen. 1914. 65. Aufl. 1924. (Der Wohlfeile Gute Roman, Seite 78/79) Geh. —.80, geb. 1.50

LEUTNANT GUSTL. Novelle. 1901. 1.–5. Aufl. Mit 17 Illustrationen von M. Coschell. 1926. (Fischers Illustrierte Bücher, Seite 80) Geh. 1.50, geb. 2.50

EMIL SCHOLL

DAS KUCKUCKSKIND. Roman. 1911. 1.–2. Aufl. Geh. 3.50, geb. 4.50

HANS SCHREYER

BRANDUNG. Schauspiel in drei Akten. 1917. Geh. 1.50, geb. 2.50

TONI SCHWABE

DIE STADT MIT LICHTEN TÜRMEN. Roman. 1904. Geh. 2.50, geb. 3.50

MATHIEU SCHWANN

HEINRICH EMANUEL. Roman. 1895. Geh. 3.50, geb. 4.50

MARIA SEELHORST

DAS VERMÄCHTNIS DER MARIANNE TERBURG. Roman. 1914. Geh. 3.—, geb. 4.—

MATILDE SERAO

NACH DER VERZEIHUNG. Roman. 1908. 1.–2. Tausend. Geh. 4.—, geb. 5.—

ES LEBE DAS LEBEN! Roman. 1910. 1.–2. Tausend. Geh. 5.—

BERNARD SHAW

DRAMATISCHE WERKE. Gesammelt in sieben Bänden. Übertragung von Siegfried Trebitsch. Mit dem Bild des Dichters. Ganzleinen 50.—, Halbleder 65.—

1. Band: Unerquickliche Stücke. Einleitung: Was ich der deutschen Kultur verdanke. Die Häuser des Herrn Sartorius. Der Liebhaber. Frau Warrens Gewerbe.
2. Band: Erquickliche Stücke. Helden. Candida. Der Mann des Schicksals. Man kann nie wissen.
3. Band: Stücke für Puritaner. Der Teufelsschüler. Cäsar und Cleopatra. Kapitän Brassbounds Bekehrung.
4. Band: Mensch und Übermensch. An Arthur Walkley. Mensch und Übermensch. Der Katechismus des Umstürzlers. Aphorismen für Umstürzler.
5. Band: Komödien des Glaubens. Major Barbara. Der Arzt am Scheideweg. Androklus und der Löwe.

6. Band: Zurück zu Methusalem. Ein metabiologischer Pentateuch.

7. Band: Das Inselreich. John Bulls andere Insel. Haus Herzenstod.

DAS INSELREICH. Als Ergänzungsband 7 der Dramatischen Werke. 1926. 1.–5. Aufl. Geh. 5.50, Ganzleinen 7.50, Halbleder 9.50

DER SCHLACHTENLENKER (DER MANN DES SCHICKSALS). Komödie. 1904. 3. Aufl. 1926. Geh. 2.—, geb. 3.—

CÄSAR UND CLEOPATRA. Historische Komödie. 1904. 14. Aufl. 1926. Geh. 2.50, geb. 3.50

HEUCHLER (DIE HÄUSER DES HERRN SARTORIUS). Komödie. 1906. 2. Aufl. 1921. Geh. 2.—, geb. 3.—

FRAU WARRENS GEWERBE. Drama. 1906. 8. Aufl. 1926. Geh. 2.50, geb. 3.50

MENSCH UND ÜBERMENSCH. Eine Komödie und eine Philosophie. 1906. 8. Aufl. 1926. Geh. 4.—, Ganzleinen 6.—

MAN KANN NIE WISSEN. Komödie. 1906. 5. Aufl. 1926. Geh. 2.—, geb. 3.—

KAPITÄN BRASSBOUNDS BEKEHRUNG. Komödie. 1907. 4. Aufl. 1926. Geh. 2.—, geb. 3.—

DER LIEBHABER. Komödie. 1908. 2. Aufl. 1921. Geh. 2.—, geb. 3.—

DER ARZT AM SCHEIDEWEG. Komödie. 1908. 9. Aufl. 1924. Geh. 2.—, geb. 3.—

ESSAYS. 1908. 4. Aufl. 1926. Geh. 4.50, Ganzleinen 6.50

MAJOR BARBARA. Komödie. 1909. 5. Aufl. 1926. Geh. 2.50, geb. 3.50

JOHN BULLS ANDERE INSEL. Komödie. 1909. 3. Aufl. 1916. Geh. 4.—, geb. 5.50

KLEINE DRAMEN. 1910. (Wie er ihren Mann belog. Blanco Posnets Erweckung. Zeitungsausschnitte.) 4. Aufl. 1921. Geh. 2.50, geb. 3.50

HEIRATEN. Eine Diskussion. 1910. 2. Aufl. 1923. (Die erste Auflage erschien unter dem Titel „Die Ehe“.) Geb. 3.50

MESALLIANZ. Komödie. 1911. 2. Aufl. 1924. Geh. 2.50, geb. 3.50

FANNYS ERSTES STÜCK. Komödie. 1911. 3. Aufl. 1924. Geh. 2.50, geb. 3.50

PYGMALION. Komödie. 1913. 13. Aufl. 1926. Geh. 2.50, geb. 3.50

ANDROKLUS UND DER LÖWE. Ein Märchenspiel. 1913. 3. Aufl. 1926. Geh. 2.—, geb. 3.—

WINKE ZUR FRIEDENSKONFERENZ. 1919. 1.–12. Aufl. Geh. 1.—

DIE GROSSE KATHARINA. Fünf Einakter. 1919. 4. Aufl. 1923. Geh. 2.—, geb. 3.—

HAUS HERZENSTOD. Komödie. 1920. 4. Aufl. 1926. Geb. 5.50

ZURÜCK ZU METHUSALEM. Ein metabiologischer Pentateuch. 1923. 10. Aufl. 1926. Geh. 5.50, Ganzleinen 7.50

DIE HEILIGE JOHANNA. Dramatische Chronik in 6 Szenen und einem Epilog. 1924. 80. Aufl. 1925. Geh. 3.50, geb. 4.50, Ganzleinen 5.—

— Festausgabe zur 50. Auflage. 1925. Mit 8 Steinradierungen von George G. Kobbe. Ganzleinen 12.50 (Siehe auch Luxusausgaben, Seite 82/84.)

DER BOXKAMPF. Burleske in drei Akten. 1924. 1.–2. Aufl. Geh. 1.50

DIE AUSSICHTEN DES CHRISTENTUMS. (Eine Vorrede zu Androklus und der Löwe.) 1925. 1.–5. Aufl. Geh. 3.—, geb. 4.—

ELISABETH SIEWERT

UNVERGESSENE MENSCHEN. Ein Roman aus der Krinolinenzeit. 1912. 1.–2. Aufl. Geh. 5.—, geb. 6.—

LIPSKIS SOHN. Roman. 1913. 1.–2. Aufl. Geh. 3.50, geb. 4.50

STAATSSEKRETÄR SOLF

REDE ZUR GRÜNDUNG DER „DEUTSCHEN GESELLSCHAFT 1914". 1915. Geh. —.50

ALEXANDER SOLOMONICA

HERR HECKFISCH. Erzählung. 1916. 1.–2. Aufl. Geh. 2.50, geb. 3.50

REINHARD SORGE

DER BETTLER. Eine dramatische Sendung. Fünf Aufzüge. 1912. 5. Aufl. 1919. Geh. 2.50, geb. 3.50

OTTO SOYKA

DIE SÖHNE DER MACHT. Roman. 1917. (Fischers Romanbibliothek in alter Ausstattung.) Steif geh. —.80

RICHARD SPECHT

ARTHUR SCHNITZLER. Der Dichter und sein Werk. Eine Studie. 1922. 1.–3. Aufl. Mit vier Bildern. Geh. 3.50, Halbleinen 5.—

CHRISTIAN STAUN

LEHRJAHRE IN DER GOSSE. Roman. 1913. Geh. 4.—, geb. 5.—

ALBERT STEFFEN

DIE BESTIMMUNG DER ROHEIT. Roman. 1912. 3. Aufl. 1925. Geh. 5.—, Ganzleinen 7.—

DIE ERNEUERUNG DES BUNDES. Roman. 1913. 3. Aufl. 1925. Mit einer Zeichnung von Walo von May. Geh. 4.50, Ganzleinen 6.50

DER RECHTE LIEBHABER DES SCHICKSALS. Roman. 1916. 5. Aufl. 1920. Geh. 3.—, geb. 4.—

SIBYLLA MARIANA. Roman. 1917. 15. Aufl. 1918. Geb.

DIE HEILIGE MIT DEM FISCHE. Sieben Novellen. 1919. 5. Aufl. 1926. Geh. 3.—, Ganzleinen 4.50

LYTTON STRACHEY

QUEEN VICTORIA. Deutsch von Hans Reisiger. Mit 8 Abbildungen. 1925. 1.–5. Aufl. Geh. 6.50, Ganzleinen 8.50

NADJA STRASSER

DAS ERGEBNIS. Lyrische Essays. 1919. 1.–3. Aufl. Geh. 1.–, geb. 1.80

EMIL STRAUSS

MENSCHENWEGE. Erzählungen. 1898. 4. Aufl. 1924. Geh. 3.50, geb. 4.50

DON PEDRO. Tragödie. 1899. 2. Aufl. 1914. Geh. 2.—, geb. 3.—

FREUND HEIN. Eine Lebensgeschichte. 1901. 36. Aufl. in neuer Ausstattung 1925: Geh. 4.50, Ganzleinen 6.50

KREUZUNGEN. Roman. 1904. 57. Aufl. 1919. Geh. 3.—, geb. 4.—. 62. Aufl. in neuer Ausstattung 1925: Geh. 4.50, Ganzleinen 6.50

HOCHZEIT. Drama. 1908. Geh. 2.—

HANS UND GRETE. Novellen. 1909. 5. Aufl. 1919 Geh. 3.—, geb. 4.—

DER NACKTE MANN. Roman. 1912. 14. Aufl. 1919. Geb. 19. Aufl. in neuer Ausstattung 1925: Geh. 4.50, Ganzleinen 6.50

DER SPIEGEL. Novelle. 1919. 1.–8. Aufl. Geh. 3.—, geb. 4.—

DER ENGELWIRT. Eine Schwabengeschichte. 1900. 63. Aufl. 1922. (Der Wohlfeile Gute Roman, Seite 78/79.) Geh. —.80, geb. 1.50

J. M. SYNGE

DER HEILIGE BRUNNEN. Eine Legende. 1906. Geh. 2.—, Ganzleinen 3,50

LEO TOLSTOI

CHADSCHI MURAT. Roman. 1912. 48. Aufl. 1923. (Der Wohlfeile Gute Roman, Seite 78/79.) Geb. 1.50

FERDINAND TÖNNIES

WELTKRIEG UND VÖLKERRECHT. Geb. 1.—

CÄCILIE VON TORMAY

MENSCHEN UNTER STEINEN. Roman. 1912. Geh. 3.—

DAS ALTE HAUS. Roman. 1917. 1.–4. Aufl. Geh. 3.—, geb. 4.—

SIEGFRIED TREBITSCH

GENESUNG. Novelle. 1902. Geh. 2.50, geb. 3.50

WELTUNTERGANG. Novellen. 1903. Geh. 2.50, geb. 3.50

TAGWANDLER. Novellen. 1909. Geh. 2.50, geb. 3.50

EIN MUTTERSOHN. Schauspiel. 1911. Geh. 2.—, geb. 3.—

DER TOD UND DIE LIEBE. Novellen. 1913. Geh. 3.—

GEFAHRLICHE JAHRE. Schauspiel. 1915. Geh. 1.50, geb. 2.50

SPÄTES LICHT. Roman. 1918. 1.–4. Aufl. Geh. 2.50, geb. 3.50

DIE FRAU OHNE DIENSTAG. Novelle. 1919. 1.–3. Aufl. Geh. 2.—, geb. 3.—

FRAU GITTAS SÜHNE. Schauspiel in drei Akten. 1920. Geh. 2.—, geb. 3.—

DIE LAST DES BLUTES. Novellen. 1921. 1.–2. Aufl. Geh. 2.—, geb. 3.—

DER GELIEBTE. Komödie in drei Akten. 1922. Geh. 2.—, geb. 3.—

DAS LAND DER TREUE. Schauspiel. (In Vorbereitung)

DAS HAUS AM ABHANG. Roman. 1905. 5. Aufl. 1924. (Der Wohlfeile Gute Roman, Seite 78/79.) Geh. —.80, geb. 1.50

ADRIEN TUREL

SELBSTERLÖSUNG. 1919. 1.–2. Aufl. Geh. 1.—, geb. 1.80

HANS VORST

IM KRIEGE DURCH FRANKREICH UND ENGLAND. Geb. 1.—

JAKOB WASSERMANN

In der Reihe „Gesammelte Werke in Einzelausgaben" erschienen bisher:

DIE GESCHICHTE DER JUNGEN RENATE FUCHS. Roman. 1900. 31. Aufl. 1925. Geh. 6.50, Ganzleinen 9.—, Halbleder 11.—

CASPAR HAUSER oder DIE TRÄGHEIT DES HERZENS. Roman. 1908. 34. Aufl. 1925. Geh. 6.50, Ganzleinen 9.—, Halbleder 11.—

DAS GÄNSEMÄNNCHEN. Roman. 1915. 82. Aufl. 1924. Geh. 7.—, Ganzleinen 9.50, Halbleder 12.—

CHRISTIAN WAHNSCHAFFE. Roman in zwei Bänden. 1919. 55. Aufl. 1926. Geh. 12.—, Ganzleinen 16.50, Halbleder 22.—

HISTORISCHE ERZÄHLUNGEN. 1924. 1.–5. Aufl. Enthält folgende früheren Einzelausgaben:
Alexander in Babylon. Roman. 1904. 13. Aufl. 1924.
Die Schwestern. Drei Novellen. 1906. 14. Aufl. 1924.
Geh. 5.50, Ganzleinen 8.—, Halbleder 10.—

FRÄNKISCHE ERZÄHLUNGEN. 1925. 1.–5. Aufl.
Enthält folgende früheren Einzelausgaben:
Sabbatai Zewi. Die Juden von Zirndorf. 1898. 25. Aufl. 1925.
Die Schaffnerin. Der niegeküßte Mund. 1911. 77. Aufl. 1925.
Geh. 6.50, Ganzleinen 9.—, Halbleder 11.—

LAUDIN UND DIE SEINEN. Roman. 1925. 42. Aufl. 1926. Geh. 6.—, Ganzleinen 8.50, Halbleder 11.—

Neben der Reihe „Gesammelte Werke in Einzelausgaben“ erschienen ferner:

DER MOLOCH. Roman. 1902. 15. Aufl. 1921. Geh. 4.—, Halbleinen 5.50

DIE SCHWESTERN. Drei Novellen. 1906. 9. Aufl. 1923. Geh. 3.—, geb. 4.—

DIE MASKEN ERWIN REINERS. Roman. 1910. 18. Aufl. 1923. Geh. 4.—, Halbleinen 6.—

DER GOLDENE SPIEGEL. Erzählungen in einem Rahmen. 1911. 20. Aufl. 1922. Geh. 4.50, geb. 6.—, Halbleder 8.—

DER MANN VON VIERZIG JAHREN. Roman. 1913. 17. Aufl. 1922. Geh. 4.—, geb. 5.—, Ganzleinen 6.—

MEIN WEG ALS DEUTSCHER UND JUDE. 1921. Autobiographische Betrachtung. 20. Aufl. 1922. Geh. 2.50, geb. 4.—

DER AUFRUHR UM DEN JUNKER ERNST. Erzählung. 1926. Mit einer Zeichnung von Rolf von Hoerschelmann. 25. Aufl. Geh. 3.—, Ganzleinen 5.—

DER NIEGEKÜSSTE MUND. Erzählungen. 1911. 77. Aufl. 1925. (Fischers Romanbibliothek, Seite 77/78) Geh. 1.50, Ganzleinen 2.50

In der Reihe „Der Wendekreis“ erschienen:

DER UNBEKANNTE GAST. Novellen. 1920. 30. Aufl. in kleinem Format. 1923. Geh. 5.—, Halbleinen 6.50. 34. Aufl. in großem Format. 1925. Geh. 5.50, Ganzleinen 7.50, Halbleder 10.—

OBERLINS DREI STUFEN. Erzählungen. 1922. 20. Aufl. 1923. Geh. 5.—, Halbleinen 6.50, Halbleder 8.50

ULRIKE WOYTICH. Roman. 1923. 20. Aufl. 1924. Halbleinen 8.—, Halbleder 9.—

FABER oder DIE VERLORENEN JAHRE. Roman. 1924. 34. Aufl. in großem Format. 1926. Geh. 5.—, Ganzleinen 7.—, 10. Aufl. in kleinem Format. 1924. Halbleder 8.50

ALFRED WEBER

DEUTSCHLAND UND DIE EUROPÄISCHE KULTURKRISE. 1924. 1.–2. Aufl. Geh. 2.—

GEDANKEN ZUR DEUTSCHEN SENDUNG. Geb. 1.—

HERMANN WENDEL

SÜDOSTEUROPÄISCHE FRAGEN. Betrachtungen. 1918. 1.–3. Aufl. Geh. 2.—, geb. 3.—

GUSTAV WIED

THUMMELUNSEN. Komödie. 1909. Geh. 2, Ganzleinen 3.50

WALT WHITMAN

GRASHALME. Dichtungen. 1919. Neue Auswahl, übersetzt und eingeleitet von Hans Reisiger. Liebhaber-Ausgabe in Großquartformat. 5. Aufl. 1924: Edelpappband 12.—, Halbpergament 15.—

WALT WHITMANS WERK. Herausgegeben und eingeleitet von Hans Reisiger. Zwei Bände. Geh. 12.—, Halbleinen 16.—

OSCAR WILDE

DE PROFUNDIS. Aufzeichnungen und Briefe aus dem Zuchthaus in Reading. 1905. Neue deutsche Ausgabe. Herausgegeben und eingeleitet von Max Meyerfeld. 35. Aufl. 1926. Geh. 4.—, Ganzleinen 6.—

EINE FLORENTINISCHE TRAGÖDIE. 1907. Herausgegeben und eingeleitet von Max Meyerfeld. 6. Aufl. 1921. Geh. 1.50, geb. 2.50

EPISTOLA: IN CARCERE ET VINCULIS. Selbstbekenntnis. 1924. Deutsch von Max Meyerfeld. 10. Aufl. 1925. Geh. 7.50, Halbleinen 10.—. I. numerierte Aufl. Nr. 101

bis 1000. Halbpergament 15.—. (Siehe auch Luxusausgaben, Seite 82/84)

LETZTE BRIEFE. 1925. Herausgegeben von Max Meyerfeld. 1.—4. Aufl. Geh. 6.—, Halbleinen 8.—, Halbpergament 11.—

BRUNO WILLE

EINSIEDLER UND GENOSSE. Soziale Gedichte. 1894. Geh. 1.50

PHILOSOPHIE DER BEFREIUNG DURCH DAS REINE MITTEL. Beiträge zur Pädagogik des Menschengeschlechts. 1894. Geh. 4.50

FRIDERIKE MARIA WINTERNITZ

VÖGELCHEN. Roman. 1919. 1.—8. Aufl. Geh. 3.—, geb. 4.50

ADOLPH WITTMAACK

DIE KLEINE LÜGE. Roman. 1912. Geb. 3.—

KONSUL MÖLLERS ERBEN. Roman. 1915. 31. Aufl. 1925. (Fischers Romanbibliothek, Seite 77/78) Geh. 1.50, Ganzleinen 2.50

ALFRED WOLFENSTEIN

DIE GOTTLOSEN JAHRE. Gedichte. 1914. Geh. 2.50, geb. 3.50

DIE FREUNDSCHAFT. Neue Gedichte. 1917. Geh. 3.—, geb. 4.—

MENSCHLICHER KÄMPFER. Ein Buch ausgewählter Gedichte. 1919. Geh. 2.50, geb. 3.50

U. C. WOERNER

IMELDA LAMBERTAZZI. Drama. 1907. Geh. 2.—

PAUL ZIFFERER

DAS FEUERWERK. Eine Rahmenerzählung. 1919. 1.—4. Aufl. Geh. 3,50, geb. 4.50

DIE KAISERSTADT. Roman. 1923. 1.—5. Aufl. Geh. 3.50, geb. 5.—

GESAMTAUSGABEN

HERMAN BANG

Einzelausgaben in gleicher Ausstattung
siehe Seite 14

BJÖRNSTJERNE BJÖRNSON

Gesammelte Werke in 5 Bänden
In Ganzleinen 40.—

RICHARD DEHMEL

Gesammelte Werke in 3 Bänden
In Halbleinen 21.—, in Ganzleinen 24.—

THEODOR FONTANE

Gesamtausgabe der Erzählenden Schriften in 9 Bänden

Erste Reihe in 5 Bänden
In Ganzleinen 45.—

Zweite Reihe in 4 Bänden
In Ganzleinen 36.—

GERHART HAUPTMANN

Gesammelte Werke in 8 Bänden
In Ganzleinen 60.—

Ausgewählte Werke in 6 Bänden
In Ganzleinen 33.—

MORITZ HEIMANN

Prosaische Schriften in 3 Bänden
Gebunden 16.50

4. Band: Wintergespinst. Zehn Novellen
Geheftet 3.50, gebunden 4.50

5. Band: Nachgelassene Schriften
Geheftet 5.50, gebunden 7.—

GESAMTAUSGABEN

HERMANN HESSE

Gesammelte Werke in Einzelausgaben

Siehe Seite 33/34

HUGO VON HOFMANNSTHAL

Gesammelte Werke

Erste Reihe in 3 Bänden

In Pappbänden 20.—, in Halbpergament 30.—

Zweite Reihe in 3 Bänden

In Pappbänden 25.—, in Halbpergament 35.—

HENRIK IBSENS WERKE IN 5 BÄNDEN

In Ganzleinen 35.—, in Halbleder 50.—

ALFRED KERR

Gesammelte Schriften

Erste Reihe in 5 Bänden

Die Welt im Drama

In Halbleinen 25.—, in Halbleder 45.—

Zweite Reihe in 2 Bänden

Die Welt im Licht

In Halbleinen 12.—, in Halbleder 20.—

E. VON KEYSERLING

Gesammelte Erzählungen in 4 Bänden

Gebunden 20.—

THOMAS MANN

Gesammelte Werke in 10 Bänden

In Ganzleinen 96.—

PETER NANSEN

Ausgewählte Werke in 3 Bänden

Gebunden 15.—

GESAMTAUSGABEN

WALTHER RATHENAU

Gesammelte Schriften in 5 Bänden

In Ganzleinen 30.—

GUSTAV SACK

Gesammelte Werke in 2 Bänden

Geheftet 7.—, gebunden 10.—

ARTHUR SCHNITZLER

Gesammelte Werke in 2 Abteilungen

Erste Abteilung

Erzählende Schriften in 4 Bänden

In Halbleinen 26.—, in Ganzleinen 30.—,
in Halbleder 40.—

Zweite Abteilung

Theaterstücke in 5 Bänden

In Halbleinen 32.50, in Ganzleinen 37.50,
in Halbleder 50.—

BERNARD SHAW

Dramatische Werke in 7 Bänden

In Ganzleinen 50.—, in Halbleder 65.—

JAKOB WASSERMANN

Gesammelte Werke in Einzelausgaben

Siehe Seite 70/71

WALT WHITMANS WERK IN 2 BÄNDEN

Geheftet 12.—, Halbleinen 16.—

FISCHERS ROMANBIBLIOTHEK

In neuer bester Ausstattung

Jeder Band geheftet 1.50, in Ganzleinen 2.50

Raoul Auernheimer
LAURENZ HALLERS PRATERFAHRT
8. Auflage

Alice Berend
DIE REISE DES HERRN SEBASTIAN WENZEL
129. Auflage

FRAU HEMPELS TOCHTER
130. Auflage

Björnstjerne Björnson
MARY
79. Auflage

Laurids Bruun
VAN ZANTENS GLÜCKLICHE ZEIT
193. Auflage

VAN ZANTENS INSEL DER VERHEISSUNG
145. Auflage

DIE FREUDLOSE WITWE
96. Auflage

HEIMWÄRTS
65. Auflage

VAN ZANTENS ABENTEUER
10. Auflage

Iwan Bunin
MITJAS LIEBE
6. Auflage

Peter Flamm
ICH?
6. Auflage

Theodor Fontane
L'ADULTERA
85. Auflage

CECILE
76. Auflage

Gust. af Geijerstam
FRAUENMACHT
57. Auflage

Knut Hamsun
PAN
68. Auflage

Hermann Hesse
SCHÖN IST DIE JUGEND
88. Auflage

Bernhard Kellermann
YESTER UND LI
168. Auflage

E. von Keyserling
BEATE UND MAREILE
68. Auflage

Selma Lagerlöf
HERRN ARNES SCHATZ
71. Auflage

Julius Levin
DAS LÄCHELN DES HERRN VON GOLUBICE-GOLUBICKI
35. Auflage

Jonas Lie
EINE EHE
87. Auflage

Emil Lucka
ISOLDE WEISSHAND
58. Auflage

Thomas Mann
DER KLEINE HERR FRIEDEMANN
96. Auflage

DAS WUNDERKIND
70. Auflage

Sophus Michaelis
DAS HIMMELSSCHIFF
Roman. 8. Auflage

FISCHERS ROMANBIBLIOTHEK

(Fortsetzung von Seite 77)

Robert Michel
DIE HÄUSER AN DER DŽAMIJA
7. Auflage

George Moore
LIEBESLEUTE IN ORELAY
6. Auflage

PARISER GESCHICHTEN
6. Auflage

Gabriele Reuter
DAS TRÄNENHAUS
6. Auflage

Iwan Schmeljow
DER NIEGELEERTE KELCH
5. Auflage

Jakob Wassermann
DER NIEGEKÜSSTE MUND
77. Auflage

Adolph Wittmaack
KONSUL MÖLLERS ERBEN
31. Auflage

DIE SAMMLUNG WIRD FORTGESETZT

DER WOHLFEILE GUTE ROMAN

Jeder Band geheftet —.80, gebunden 1.50

In dieser Ausstattung sind noch lieferbar:

Herman Bang
DIE VIER TEUFEL*
66. Auflage

AM WEGE
71. Auflage

Gisela von Berger
DIE TÖRICHTE GESCHICHTE
DER TERPSICHORE
LIEBENREICH
15. Auflage

Björnstjerne Björnson
MARY
75. Auflage

Otto Flake
DAS KLEINE LOGBUCH
10. Auflage

DIE SIMONA
8. Auflage

Theodor Fontane
SCHACH VON WUTHENOW
41. Auflage

STINE
53. Tausend

DIE POGGENPUHLS
47. Auflage

MATHILDE MÖHRING*
64. Auflage

Irene Forbes-Mosse
BERBERITZCHEN
7. Auflage

Gustaf af Geijerstam
DIE BRÜDER MÖRK*
38. Auflage

THORA*
69. Auflage

DER WOHLFEILE GUTE ROMAN

Jeder Band geheftet —.80, gebunden 1.50

Knut Hamsun
REDAKTEUR LYNGE*
40. Auflage

Otto Erich Hartleben
DIE SERENYI
61. Auflage

Arthur Holitscher
SCHLAFWANDLER
20. Auflage

Felix Hollaender
FRAU ELLIN RÖTE
37. Auflage

DAS LETZTE GLÜCK
69. Auflage

Friedrich Huch
WANDLUNGEN*
44. Auflage

MAO*
48. Auflage

GESCHWISTER*
70. Auflage

Norbert Jacques
SIEBENSCHMERZ
8. Auflage

Johannes V. Jensen
DOLORES
52. Auflage

E. von Keyserling
AM SÜDHANG
51. Auflage

IM STILLEN WINKEL
32. Auflage

Otto Lecher
DER ABGEORDNETE
15. Auflage

Jonas Lie
AUF IRRWEGEN
46. Auflage

EINE EHE*
82. Auflage

Peter Nansen
EINE GLÜCKLICHE EHE
56. Auflage

JULIES TAGEBUCH*
73. Auflage

Gabriele Reuter
ELLEN VON DER WEIDEN*
62. Auflage

FRAUENSEELEN
48. Auflage

DER AMERIKANER
40. Auflage

Jakob Schaffner
GROBSCHMIEDE
46. Auflage

Arthur Schnitzler
DIE GRIECHISCHE TÄNZERIN
65. Auflage

Emil Strauß
DER ENGELWIRT
63. Auflage

Leo Tolstoi
CHADSCHI MURAT*
48. Auflage

Siegfried Trebitsch
DAS HAUS AM ABHANG
5. Auflage

Die mit * versehenen Bände sind nur noch gebunden lieferbar

FISCHERS ILLUSTRIERTE BÜCHER

HERMAN BANG / Die vier Teufel
Novelle. 1.–5. Auflage. Mit 17 Illustrationen und handkoloriertem Einband von George C. Kobbe
Geheftet 2.—, gebunden 3.—

GERHART HAUPTMANN / Fasching
Eine Studie. 1.–10. Auflage. Mit 12 Illustrationen und handkoloriertem Einband von Alfred Kubin
Geheftet 1.50, gebunden 2.50

HERMANN HESSE / In der alten Sonne
Erzählung. 27. Auflage. Mit 16 Illustrationen und handkoloriertem Einband von Wilhelm Schulz
Geheftet 1.—, gebunden 2.—

JOHANNES V. JENSEN / Der Monsun
und andere Tiergeschichten. *1.–5. Auflage. Mit 16 Illustrationen und handkoloriertem Einband von Arthur Wellmann*
Geheftet 2.—, gebunden 3.—

BERNHARD KELLERMANN / Die Heiligen
Novellle. 1.–12. Auflage. Mit 12 Illustrationen und handkoloriertem Einband von Magnus Zeller
Geheftet 1.—, gebunden 2.—

E. VON KEYSERLING / Harmonie
Novelle. 20. Auflage. Mit 18 Illustrationen und handkoloriertem Einband von Karl Walser
Geheftet 1.—, gebunden 2.—

THOMAS MANN / Tonio Kröger
Novelle. 60. Auflage. Mit 18 Illustrationen und handkoloriertem Einband von E. M. Simon
Geheftet 2.—, gebunden 3.—

THOMAS MANN / Herr und Hund
Idylle. 1.–10. Auflage. Mit 15 Illustrationen und handkoloriertem Einband von Georg W. Rößner
Geheftet 2.—, gebunden 3.—

ARTHUR SCHNITZLER / Leutnant Gustl
1.–5. Auflage. Mit 17 Illustrationen von M. Coschell
Geheftet 1.50, gebunden 2.50

Die Sammlung wird fortgesetzt

MERKWÜRDIGE GESCHICHTEN UND MENSCHEN

Herausgegeben von Hermann Hesse

NOVALIS

Dokumente seines Lebens und Sterbens. 1925. 1.–4. Aufl.
Geheftet 2.50, Ganzleinen 3.50

HÖLDERLIN

Dokumente seines Lebens. 1925. 1.–4. Aufl.
Geheftet 3.—, Ganzleinen 4.—

DIE GESCHICHTE VON ROMEO UND JULIE

1925. 1.–4. Aufl. Geheftet 2.—, Ganzleinen 3.—

SESAM

Orientalische Erzählungen. 1925. 1.–4. Aufl.
Geheftet 2.—, Ganzleinen 3.—

ZWEI ALTFRANZÖSISCHE SAGEN

Erzählt von Adalbert v. Keller
Gebunden 2.50, Halbpergament 4.—

DIE WUNDERBARE GESELLSCHAFT IN DER NEUJAHRSNACHT

Erzählungen von Jean Paul
Gebunden 2.50, Halbpergament 4.—

AUS ARNIMS WUNDERGARTEN

Gebunden 2.50, Halbpergament 4.—

MORDPROZESSE

Gebunden 2.50, Halbpergament 4.—

NOVELLINO

Novellen und Schwänke der ältesten italienischen Erzähler
Gebunden 2.50, Halbpergament 4.—

GESCHICHTEN AUS JAPAN

Gebunden 2.50, Halbpergament 4.—

Die Sammlung wird fortgesetzt

PANTHEON-AUSGABE

Die sowohl wegen ihrer sorgfältigen Textgestaltung als wegen ihres handlichen Formats beliebten Klassiker-Taschenausgaben sind auf holzfreiem Papier gedruckt und in Ganzleder gebunden. Jeder Band mit einem Dichterporträt 6.50

Droste-Hülshoff
GEDICHTE

Eichendorff
GEDICHTE

Goethe
TORQUATO TASSO
WERTHERS LEIDEN
HERMANN UND DOROTHEA
FAUST I/II
2 Bände
GEDICHTE I/II
2 Bände
WESTÖSTLICHER DIVAN

Hebbel
GEDICHTE

Heine
ATTA TROLL / DEUTSCHLAND
BUCH DER LIEDER

Hölderlin
GEDICHTE

Lenau
GEDICHTE

Lessing
NATHAN DER WEISE

Mörike
GEDICHTE

Rückert
GEDICHTE

Schiller
GEDICHTE

Shakespeare
HAMLET

Uhland
GEDICHTE

Ferner erschien:

Goethe
ITALIENISCHE REISE
3 Bände / 24.—

LUXUSAUSGABEN

GERHART HAUPTMANN

INDIPOHDI. Dramatisches Gedicht. 1920. Einmalige Vorzugsausgabe in 270 numerierten und vom Dichter signierten Exemplaren. In der Offizin von W. Drugulin in Leipzig auf Büttenpapier gedruckt. Druckleitung und Einbandentwurf von K. E. Mende. Halbpergament 35.—

FASCHING. Eine Studie. 1925. Einmalige numerierte und vom Dichter signierte Vorzugsausgabe in 450 Exemplaren auf Büttenpapier mit 12 Originallithographien von Alfred Kubin. Nr. 1—50 in Ganzpergament gebunden, die Lithographien vom Künstler signiert, 120.—, Nr. 51—450 in Halbleder, das erste Blatt vom Künstler signiert, 25.—

GERHART HAUPTMANN

DER KETZER VON SOANA. Erzählung. Einmalige signierte Vorzugsausgabe mit 14 Original-Radierungen von Hans Meid. In provisorischem Pappband 110.—, in Ganzpergament 150.—

MORITZ HEIMANN

DAS WEIB DES AKIBA. Drama in fünf Akten. 1922. (Zwölf Szenen.) 50 numerierte und vom Dichter signierte Exemplare auf Naßmaschinenbüttenpapier in provisorischem Pappband 7.—

HERMANN HESSE

KNULP. Drei Geschichten aus dem Leben Knulps. 1923. Mit 16 Steinzeichnungen von Karl Walser. 360 numerierte, von Karl Walser signierte Exemplare, von denen 350 zum Verkauf kommen, in einer einmaligen Auflage von Poeschel & Trepte in Leipzig auf Büttenpapier gedruckt. Die Steinzeichnungen wurden von M. W. Lassally in Berlin auf der Handpresse eingedruckt. Gebunden in geschmackvollem Halbfranzband nach einem Entwurf des Künstlers 50.—

KARL WALSER

16 STEINZEICHNUNGEN ZU HERMANN HESSES KNULP. 1923. Fünfzig Exemplare auf Büttenpapier, mit der Handpresse abgezogen. Jedes Blatt vom Künstler signiert. In kostbarer handgearbeiteter Halbledermappe nach einem Entwurf von Karl Walser 50.—

HUGO VON HOFMANNSTHAL

GESAMMELTE WERKE. Vorzugsausgabe beider Reihen. 300 Exemplare wurden von Poeschel & Trepte auf Daunendruckpapier abgezogen, numeriert und vom Dichter signiert. Einband von Prof. Emil Preetorius. In 6 Ganzpergamentbänden 190.—

ARTHUR HOLITSCHER

DER NARRENBAEDEKER. Aufzeichnungen aus Paris und London. 1925. Mit 15 Holzschnitten von Frans Masereel. Vorzugsausgabe in 300 Exemplaren auf Büttenpapier. Nr. 1—50 mit einer Mappe, die je einen Handabzug der Holzschnitte auf Japan mit Masereels Unterschrift enthält, in Ganzpergament 100.—, Nr. 51—300 ohne die Mappe, der Druckvermerk von Frans Masereel unterschrieben, in Halbpergament 20.—

MAX LIEBERMANN

BILDNISRADIERUNG THOMAS MANN. 1925. 55 Exemplare auf echtem Japan gedruckt, auf der Handpresse abgezogen, numeriert und sowohl von Professor Max Liebermann wie vom Dichter signiert. 65.—

OSKAR LOERKE

DIE HEIMLICHE STADT. Gedichte. 1921. 100 numerierte, auf handgeschöpftem Büttenpapier abgezogene und vom Dichter signierte Exemplare in Interimsband 10.—

In Vorbereitung:

THOMAS MANN

UNORDNUNG UND FRÜHES LEID. Novelle. 1926. Vorzugsausgabe in 300 Exemplaren auf getöntem Büttenpapier. Mit einer radierten, auf der Handpresse abgezogenen Titelvignette von Karl Walser. Einband, Vorsatz und Schutzkarton nach vielfarbigen Entwürfen von Karl Walser.

HANS REISIGER

SANTA CATERINA DA SIENA. Novelle. 1921. Mit sechs Steindrucken und einer Titelzeichnung von Bruno Krauskopf. Einmalige Ausgabe in 300 Exemplaren, von der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig auf Naßmaschinenbüttenpapier gedruckt. Die Exemplare wurden vom Dichter signiert und numeriert. In provisorischem Pappband 10.—

BERNARD SHAW

DIE HEILIGE JOHANNA. Dramatische Chronik in sechs Szenen und einem Epilog. 1925. Festausgabe zur 50. Auflage mit 8 Steinradierungen von George G. Kobbe. 150 Exemplare wurden numeriert und vom Künstler auf allen Graphikblättern signiert, in Halbpergament 25.—

OSCAR WILDE

EPISTOLA: IN CARCERE ET VINCULIS. 1924. Erste numerierte Auflage. Nr. 1—100 in Ganzpergament 40.—

Verlags-Almanache

Das 25ste Jahr

Ein Jubiläumsbuch. Mit zahlreichen Abbildungen. 1911.
Geheftet 1.50

Das 27ste Jahr

Mit zahlreichen Abbildungen. 1913.
Geheftet 1.50, gebunden 2.—

Das große Jahr

(Das 28. und 29. Jahr)
Mit zahlreichen Abbildungen. 1915. Gebunden 2.—

Das 30ste Jahr

Mit zahlreichen Abbildungen. 1916. Gebunden 2.—

Almanach 1925

Mit zahlreichen Abbildungen. 13. Aufl.
Geheftet 1.—, gebunden 2.—

Almanach 1926

Mit zahlreichen Abbildungen. 1.–10. Aufl.
Gebunden 2.—

Das vierzigste Jahr S. Fischer Verlag

1926. 13. Auflage. Mit 12 Bildnissen, Einband nach einem Gemälde von E. R. Weiß in achtfarbigem Offset. Gebunden 2.—

DIE NEUE RUNDSCHAU

XXXVIII. Jahrgang der Freien Bühne

Herausgeber: Oscar Bie, S. Fischer, S. Saenger

Redaktion: Rudolf Kayser

Die „Neue Rundschau" ist das anerkannt führende Organ für das künstlerische und geistige Schaffen der deutschsprechenden Länder wie für ihre großen politischen und soziologischen Probleme und in Gesinnung und Einstellung eine wahrhaft moderne Zeitschrift. Frei von der Enge der Parteien und dem Pathos der Schlagworte ist die „Neue Rundschau" eine kritische Tribüne. Wie dem deutschen Leben der Gegenwart wendet sie sich auch dem des Auslandes zu und sucht so die deutsche Gegenwart als Teil einer weltgeschichtlichen Situation zu begreifen. In jedem Heft gibt eine „Europäische Rundschau" Bericht über das geistige und politische Geschehen des Auslands. So widmet sich die „Neue Rundschau" kritisch und aufbauend allen Fragen der Wirtschaft, Politik, Literatur, Kunst, Philosophie und den Problemen der Weltanschauung und richtet ihre Aufmerksamkeit und Sorgfalt auf die Fragen und Kräfte, welche alle guten Europäer angehen. Sie läßt es sich besonders angelegen sein, die Kunst der Dichtung in ihren repräsentativen Äußerungen zu pflegen. Ebenso veröffentlicht sie ständig interessante Zeugnisse persönlichen Lebens, wie Reisen, Tagebücher, Briefe und wissenschaftliche Arbeiten der bedeutendsten deutschen und ausländischen Autoren.

Die „Europäische Revue" urteilt über die „Neue Rundschau":

Ihr kritisches Sieb hat zeitgebundenes, allzu subjektivistisches Fragliches unaufhörlich ausgeschieden und Wertvolles, oft nach Zeit sich erst Bewährendes allemal zu sichern gewußt. In einer durchaus originären, nach außen hin fast unmerklichen redaktionellen Leistung hat sie dies hohe philosophische Niveau erreicht und dabei dem Leser die ganze geistige Freiheit und das Gefühl vollkommener Aktualität seiner Zeitschrift erhalten.

Aus der Reihe unserer Mitarbeiter:

Hermann Bahr, Oscar Bie, Georg Brandes, Max Brod, Martin Buber, Iwan Bunin, Ernst Cassirer, Alfred Döblin, Georges Duhamel, Otto Flake, Maxim Gorki, Gerhart Hauptmann, Wilhelm Hausenstein, Hermann Hesse, Hugo von Hofmannsthal, Arthur Holitscher, Johannes V. Jensen, Rudolf Kayser, Alfred Kerr, Annette Kolb, Oskar Loerke, Heinrich Mann, Thomas Mann, Leo Matthias, Julius Meier-Graefe, Alfred Mombert, Robert Musil, Eugene G. O'Neill, Alfons Paquet, Josef Ponten, Hans Reisiger, Albrecht Schaeffer, René Schickele Arthur Schnitzler, Wilh. v. Scholz, Bernard Shaw, Emil Strauß, Albert Thibaudet, Jakob Wassermann, Alfred Weber, Robert Wilbrandt, Franz Werfel, Stefan Zweig.

Jeden Monat ein Heft. Preis 2 RM, Quartalspreis 6 RM

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig

VANDERBILT UNIVERSITY
3 0081 032 693 230